3 1761 07165575 7

274. M

Volksbibliothek TRIMBACH

MB

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derphilosophiere00clef

Volksbibliothek
TRIMBACH

Memoirenbibliothek

III. Serie Band 11

Ernst Clefeld

Der philosophierende Vagabund

Der philosophierende Vagabund

Lebensbeichte eines Wanderkomödianten

von Ernst Clefeld

Zweite Auflage

Mit Einleitung von Dr. Rudolf Lothar

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

PT
2605
L4P5
1910

LIBRARY
OCT 19 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Alle Rechte vorbehalten.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

An der Grenze des Mannesalters stehend, blicke ich auf ein inhaltreiches Dasein zurück. Ich will mir selbst Objekt sein. Mich selbst, mein innerstes Wesen will ich herausheben, soweit es eben ein Mensch, der wahr sein will, vermag. Es ist nicht meine Absicht, durch Geist und Witz zu blenden. Sang- und klanglos war mein Leben, einfach und schlicht soll auch dessen Schilderung sein. Ich will mich nur als Versuchskaninchen betrachten. Von diesem Standpunkte aus hat auch das unbedeutendste Individuum das Recht, sich in den Vordergrund zu stellen.

Aus Rücksicht auf meine Umgebung war ich in der Regel gezwungen, Personen- und Ortsnamen zu verschweigen oder zu fingierten Namen meine Zuflucht zu nehmen. Um nicht langweilig zu werden, hielt ich in seltenen Fällen eine Konzentration unwesentlicher Tatsachen und eine damit verknüpfte harmlose Ausschmückung für angebracht.

Ernst Clefeld.

Einleitung.

Unser ganzes Leben ist auf die konventionelle Lüge gestellt. Wenn ein Mensch seinen Mitmenschen immer und unter allen Umständen die Wahrheit sagen wollte, würde er als Narr und Dummkopf sich um jede Existenzmöglichkeit bringen. Die Wahrheit ist ein Ideal, von dem alle Menschen schwärmen, nach dem alle Menschen zu streben vorgeben, und dessen Verwirklichung keiner verträgt. Die Wahrheitsucher sind immer irgendwie mit Don Quijote verwandt.

Und so wie man die Wahrheit im Umgang mit seinen Mitmenschen nicht verträgt, so verträgt man sie auch nicht im Umgang mit sich selbst. Wir fälschen alle ein wenig unser Spiegelbild, wir täuschen uns alle mit mehr oder weniger Verstellungskunst über uns selbst hinweg. In verzweifelten Stunden des Daseins ahnen wir freilich manchmal, wie wir in Wahrheit sind, aber wir hüten uns, diese gefährliche Erkenntnis Herr werden zu lassen über unser Leben. Es gehört ein großer Mut dazu, mit sich selbst einen wahrheitsgetreuen Dialog zu führen. Und Leute, die sonst gar kein schauspielerisches Talent haben, sind oft in diesen heimlichen Dialogen mit dem eigenen Ich die besten Komödianten.

Der Mann, der dieses Buch geschrieben hat, ist keiner von den Berühmten und Bekannten. Sein Leben mit den wirren Sprüngen von Tiefe zu Tiefe, mit dem bunten Flittertand und Scheingold des Komödiantentums, mit seiner tragischen Verkettung von Enttäuschungen, bietet nichts Sensationelles, kaum etwas Romanhaftes. Ein Leben in der Niederung. Bei Schmieren und auf Bühnen minderen Ranges. Mißglückte Aufstiege. Die Wanderromantik des Thespiskarrens. All die Leidenschaften und Explosionen der großen Theaterwelt von dem grotesk verzerrenden Hohlspiegel der ganz kleinen Theaterwelt zurückgeworfen. Das aber macht nicht den fesselnden Reiz des Buches aus. Das gibt ihm nicht seinen Wert und nicht seine Originalität. Das Buch ist ein Dokument, weil hier wirklich ein Mensch sich und der Welt gegenüber wahr sein will. Eine Don Quijoterie der Rücksichtslosigkeit — gewiß. Und die Windmühlenflügel haben den armen Ritter gehörig zugerichtet. Aber man bewundert die Unerschrockenheit, die Unermüdlichkeit, mit der dieser Mann nach Wahrheit ringt. Manchmal ist diese Wahrheitssucht sogar krankhaft. Es steckt eine Wollust des Leides in diesem Enthüllen der eigenen Schwächen. Wahrheit ist immer schamlos; *muß* schamlos sein: denn sonst könnte sie sich nicht nackt zeigen. Aber gerade in den erotischen Partien des Buches sieht man, wie weit entfernt solche Schamlosigkeit der Wahrheit von der Unsittlichkeit ist.

Ich habe Ernst Elefeld auf der Bühne nie gesehen. Ich weiß nicht, ob da ein großes Talent im Schmieren-

sumpf zugrunde ging. Vielleicht wäre aus Clefeld mit Lebenskunst und Glück ein Name ersten Ranges geworden. Aber jede Lebenskunst geht ihm ab. Er ersetzt sie durch Kants Philosophie. Dieser Vagabund ist aus dem Stamme der Gringoires und Rameaus. Im täglichen Ringen mit der Not überwindet er das Unglück. Fortuna hat er nie gekannt. Aber das Glück des Sich-selbst-treu-sein-dürfens hat er sich erobert. Die Not bringt ihn einmal auf den Gedanken, sich als Straßenfeger zu melden. „Nach der Straßenreinigung bei Nacht bliebe mir der Tag zur Disziplin der reinen Vernunft", schreibt er in sein Tagebuch. Je tiefer er sinkt, desto freier wird er. So ist sein ganzes Buch nur die Geschichte seines Kampfes um die Freiheit. Ein Mann mit einer im Dulden geübten Seele schildert uns sein Ringen um Ideale mitten im dunkelsten Dasein.

Auch in dieses Dasein blickt manchmal ein Sonnenstrahl. Denn auch von Liebe erzählt Clefeld. Aber er war Tor genug, selbst in der Liebe nach Wahrheit zu suchen, und da darf es einen nicht wundernehmen, wenn er auch da nur Enttäuschung auf Enttäuschung fand. Es gibt kein besseres Lehrbuch des Pessimismus als diese Bekenntnisse eines Optimisten.

Allen denen, die einmal in einer Menschenseele lesen wollen, sei dieses Buch der Wahrheit empfohlen.

Charlottenburg. Rudolf Lothar.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Einleitung . . . . . Seite V—IX

Meine Kindheit.

1853—1866.

Eltern und Geschwister. — Tanten. — Meine Predigten. — Die erste Schulzeit. — Der schnupfende Lehrer. — Sein verhängnisvolles Beispiel. — Gehirnentzündung. — Das Schnupfen und der Sexualtrieb. — Das spanische Rohr. — Geburtsort meiner Mutter. — Benediktinergymnasium. — Allotria. — Meine Fehltritte. — 1866. — Ein Machtwort der Vernunft. — Die Reue. — Tod meines Vaters.

. . . . . Seite 1—23

Meine Apothekerjahre.

1867—1871.

Eintritt in die Lehre. — Heimweh. — Das Erwachen der Sinnlichkeit. — Actus primus. — Zweite Lehrstelle. — Wien. — Die homöopathischen Rezepte. — In den Amorsälen. — Gemütsdepression. — In bösem Ruf. — Dritte Lehrstelle. — Der Pedant. — Zerwürfnisse. — Rückkehr in die Heimat. — Vierte Lehrstelle. — Tirocinium. — Theaterneigung. — Erste und letzte Assistentenstelle. — Ich gehe zum Theater.

. . . . . Seite 24—44

Meine erste Schauspielerperiode.

1872—1878.

In der Wiener Theaterakademie. — Professoren und Kollegen. — Die üblichen Hindernisse. — Mein erstes Auftreten. — Auf der Schmiere. — Ein Debut in der Heimat. — Das Gespenst. — Die fixe Idee. — Abgang vom Theater.

. . . . . Seite 45—62

Mein Abiturientenexamen.

1879—1881.

Wieder bei den Tanten. — Ich will studieren. — Meine Privatlehrer. — Vorprüfung mit gutem Erfolg. — Der Schwindel bei meinem ersten schriftlichen Examen. — Das zweite schriftliche Examen. — Ich trete auf ein Jahr zurück. — Mein drittes schriftliches Examen. — Die mündliche Prüfung. — Auf ein Jahr zurückgestellt. — Was nun? — Ich dichte. — Aufführung meines Dramas. — Wieder zum Theater. — Abschied von den Tanten.

. . . . . Seite 63—80

Beginn der zweiten Schauspielerperiode.

1882—1884.

Ankunft in Berlin. — Agentenbesuche. — Obdachlos. — Anfang des Schmierenelends. — Schmierenzustände. — Ein sonderbares Liebesabenteuer. — Aphrodite Urania. — Garderobenscherze. — Aphrodite Pandemos.

. . . . . Seite 81—121

Intrigen.

1885—1886.

Ein Schelmenstreich. — Ich brenne durch. — Auf der Schmiere. — Der Bürgermeister zahlt das Honorar. — In der Großstadt. — Ein Komplott. — Ich werde überfallen. — Strafanzeigen. — Vor dem Schöffengericht. — „Säufer und Krakehler." — Strafkammer. — Ich bin Souffleur. — Kammergericht. — Verlust meiner Stelle. — Nach Berlin!

. . . . . Seite 122—135

Irrfahrten.

1886—1889.

Das alte Elend. — Große Aussichten. — Fehlschlag. — Zurück ins Schmierenleben. — Ingenieurassistent. — Akquisiteur. — Adressenschreiber. — Wieder auf der Schmiere. — Ein Attentat. — Bei der Teilungsgesellschaft. — Teilungsverhältnisse. — Kollektenbrüder. — Ich dichte wieder. — Die Rezitationsreise. — Ein Abend vor Unechten und Mägden. — Sturm.

. . . . . Seite 136—176

Ein kleiner Aufschwung.

1890—1893.

Tod meiner Tante. — Prozeß. — Ein Liebesverhältnis. — Regiekonflikte. — Mein Drama „Komödie". — Gastierende Schauspieler. — Rezitationen. — Reisender für Keramik. — Mein Engagement in Lodz. — Die russische Zensur. — Ein Rezitationsabend in Pabianicze. — Die Wallfahrt nach Kevelaar. — Gotteslästerer. — Die Flucht aus Rußland.
. . . . . Seite 177—196

Ein furchtbarer Betrug.

1894—1896.

Theaterdirektor. — Eine Pleite. — In der Not. — Im ungewohnten Besitz. — Beginn einer Liebestragödie. — Ein süßes Geheimnis. — Heiraten? — Ein Wink. — Auf der Spur. — Beim Frauenarzt. — Das Lügengewebe. — Die Entlarvung. — Das Kleeblatt. — Der Kampf um die Briefe. — Mit einem Fuß im Zuchthaus. — Ich finde mich wieder.
. . . . . Seite 197—220

Auf und Nieder.

1897—1904.

Der Alte vom Berge. — Mein Kassenstück. — Die kleine Theateragentur. — Kunstfahrten. — Dilettanten. — Der Bäckergeselle als Direktor. — Rezitationszuhörer. — Bräutigam. — Hausbesitzer in spe. — Das Ende der Herrlichkeit. — Tournee. — Wieder in Rußland. — Dramaturg. — Der verhängnisvolle Wolf in »Rotkäppchen«. — Gelegenheitsdichter. — Möbelhändler. — Versicherungsagent. — Teilungsdirektor. — Der Ueberfall.
. . . . . Seite 221—246

Der Weg zur Freiheit.

1904—1909.

Philosophische Studien. — Vor der stillen Ecke. — Ich laufe nach Arbeit. — Rollenkleber und Laufbursche. — Meine Glanzperiode. — Rückblick.
. . . . . Seite 247—254

Tagebuchblätter.

Das kleine Elend. — Gesetz und Moral. — Ich suche Stellung. — Im Vorzimmer der Agenten. — Hausierer. — Beim Studium des „schweren Wagner“. — Im Kinematographen. — Wozu ich noch zu gebrauchen wäre! — Vernunft und Gewohnheit. — Das Motiv katerochen. — Im Kampfe gegen das Unrecht. — Ein Bekenntnis. — Nachwehen der Verurteilung? — Bei den Verlegern. Günstige Aussichten. — Optimismus; Pessimismus; Verfolgungswahnsinn. — Beleidiger und Beleidigter. — Moral. — Die Idee der Freiheit. — Das wahre Mitleid. — Die Geschichte meines Buches. Wartezeit Enttäuschung. — Ein schöner Tag. — Die drei letzten Blätter.

. . . . . Seite 255—300

Anhang . . . . . Seite 301—331

Der philosophierende Vagabund

Meine Kindheit.

1853—1866.

Eltern und Geschwister. — Tanten. — Meine Predigten. — Die erste Schulzeit. — Der schnupfende Lehrer. — Sein verhängnisvolles Beispiel. — Gehirnentzündung. — Das Schnupfen und der Sexualtrieb. — Das spanische Rohr. — Geburtsort meiner Mutter. — Benediktinergymnasium. — Allotria. — Meine Fehltritte. — 1866. — Ein Machtwort der Vernunft. — Die Reue. — Tod meines Vaters.

Im Jahre 1853 wurde ich in einer österreichischen Gebirgsstadt geboren, wo mein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er führte ein größeres Drogen- und Materialwarengeschäft. In meiner Erinnerung steht er als Muster männlicher Ehrenhaftigkeit. Für seine Familie lebte er, den Armen half er, und seinen Angestellten ist er nur zu sehr ein zweiter Vater gewesen.

Meine Eltern hatten sich aus reinster Liebe geheiratet. Die Mutter, eine sehr kluge, praktische und umsichtige Frau, war eine Gutsbesitzerstochter. Ich stand in der Mitte von vier lebenden Geschwistern: drei Brüdern und einer jüngeren Schwester. Der älteste Bruder war als Kind gestorben.

An einem großen runden Tische wurde das Mittag- und Abendessen gemeinsam eingenommen. Oben saß die Familie, zur rechten Seite des Vaters der Buchhalter,

in absteigender Reihe folgten die Kommis. Die Lehrjungen aßen mit dem unteren Dienstpersonal in der Küche.

Der Kutscher mußte anfänglich nur die Waren vom und zum Bahnhofe bringen. Um ihn und die einmal vorhandenen Pferde nach jeder Richtung zu verwerten, wurde später eine Equipage angeschafft.

Mein Vater hatte zwei unverheiratete Schwestern, die mit ihm die Eigenschaft unübertrefflicher Herzensgüte teilten und eigentlich nur eine Person repräsentierten, so sehr war ihr ganzes Denken und Fühlen in Eins verschmolzen. Der Heilige Vater möge es mir nicht übel anrechnen, wenn ich durch einen sündigen Eingriff in sein Kanonisationsrecht diese beiden Märtyrerinnen wahrer Frömmigkeit als meine Heiligen verehre.

Die ältere hatte noch das praktische, in den Augen des Feinschmeckers gewiß größere Verdienst, eine vorzügliche Köchin zu sein, und da die Beiden gemeinsam einen von den ersten Kreisen sehr frequentierten Gasthof besaßen, so ist es erklärlich, daß die alten kinderlosen Frauen für mich, ihren Liebling, nur allzu schnell und allzu gerne alles übrig hatten, wonach mein kleines Herz begehrte.

Sie waren einfach und gänzlich anspruchslos. Während die größten Leckerbissen auf dem Herde standen, setzten sie sich zusammen, um aus einer Schüssel ihre saure Milch zu löffeln. Ihr Gasthof stand nicht nur des guten Essens, sondern auch der großen Portionen wegen im besten Rufe. Sie lebten nur für andere. Ich

war als Kind schon Zeuge, wie sie mein Vater ihrer großen Freigebigkeit wegen oft eindringlich ermahnte.

Wenn auch Heilige nicht ohne Fehler sind, so ist das gewiß ihr einziger gewesen. Meine natürliche Veranlagung setzte jedoch ihrer übergroßen Opferwilligkeit und Fürsorge schon von selbst gewisse Schranken. Predigen war meine Lieblingsbeschäftigung. Dazu mußte ich aber auch meine Zuhörer haben. Ich stand auf einer aus Pappe angefertigten Kanzel, um die sich das ganze Hausgesinde scharte: Der Gärtner, Knechte und Mägde, die verwundert auf den gescheiten Knaben blickten, wenn ich voll Eifers auf die Kanzel schlagend die goldenen Worte verkündigte, daß es im Himmel kalt sei, weil der Schnee herunterfällt, und daß es donnert, wenn die Engel Kegel schieben.

Ich hatte auch meine Meßkleider, Tabernakel mit Monstranz und alle übrigen Altarrequisiten, da es ja schon als ausgemachte Sache galt, daß ich Geistlicher werde. Weltliche Priester, Kapuziner, Benediktiner, die im Hause verkehrten und da ihren Schoppen tranken, stimmten völlig überein, daß ich ein seltenes Kirchenlicht sei, und ein Dompropst wollte auf meinem Schädel sogar den »Bischofspinkel«[1] entdecken, als Zeichen meiner Prädestination zur Bekleidung der höchsten Kirchenämter.

Der praktischen Lebensanschauung meiner Mutter konnte dieser mit mir getriebene Kultus nicht gefallen. Sie sagte, daß man mich verziehe, aus mir einen Bet-

[1] Pinkel = Beule. Ich hatte eine solche trotz eifrigsten Forschens jedoch nicht entdecken können.

bruder mache, und daß ich, weil ich wirklich mehr bei den Tanten zu Hause war, schon gar nicht mehr ihr Kind sei. Mag diese in erster Linie durch eine gekränkte Mutterliebe bedingte Auffassung im allgemeinen noch so richtig gewesen sein, hätte eine solche Erziehung auch in hundert Fällen eine verkehrte Wirkung erzielt, so ist sie doch gerade hier die richtige gewesen. Man hätte mir alle möglichen Spielereien bieten können: ich wäre doch wieder auf die Kanzel gestiegen. Auch hatte ich nie ein Vergnügen daran, mich mit anderen Kindern auf der Straße oder im Hofe umherzutreiben; schon damals war ich am liebsten mit mir allein. Eine so scharf ausgeprägte Individualität erfordert eine auf besondere Prinzipien gegründete Erziehung, und wenn auch von solchen hier nicht die Rede sein konnte, so haben meine Tanten doch in ihrer frommen Einfalt ganz unbewußt das Richtige getroffen. Nur das Gefühl hat sie geleitet. Als ob mein Wille schon damals, ohne sich durch die rechts und links liegenden Verlockungen irremachen zu lassen, nur einem Ziele entgegeneilte, konnte ich nur in diesem einen Spiele Befriedigung finden, und die ideale Forderung, die ich, wie sich später zeigen wird, bis ans Ende hochgehalten habe, tritt hier zum erstenmal in die Erscheinung.

Ich war auch ein fleißiger Junge und habe in der ersten Normalklasse die erste, in der zweiten die zweite Prämie erhalten. Daß ich nicht zu sehr bevorzugt worden, möchte ich allerdings nicht fest behaupten. Jedenfalls war ich aus einem sehr angesehenen Hause, und ich erinnere mich, daß ich dem Lehrer, der meinem

Vater und den Tanten seine Not durch Klagen über Familiensorgen und Teuerung der Lebensmittel zu verstehen gab, manchmal Briefe überbringen mußte. Ich vermutete, daß sie Geld enthielten; ich war schon klug genug, zu bemerken, daß der Lehrer an solchen Tagen zu mir besonders freundlich war. Einmal erhielt ich einer kleinen Unaufmerksamkeit wegen mit dem Lineal eine Unzahl von »Batzen«. Ich fühlte, daß mir unrecht geschehe und hatte von dem Tage an nicht mehr die alte Liebe zu ihm. Wenn ich heute an das gerötete Gesicht des Lehrers zurückdenke, der wie besessen drauf losschlug, ist es mir, als ob er einer augenblicklichen, ihm selbst unbekannten sadistischen Neigung nachgegeben hätte, die wohl erst während des Schlagens hervortrat. Der erste Beweggrund dazu war, wie ich annehme, in dem längeren Ausbleiben eines Briefes zu suchen, indem er hoffte, daß mein verweintes Gesicht die Tanten an ihre Vergeßlichkeit mahnen werde, womit er vielleicht auch das Streben verband, durch eine exemplarische Bestrafung des stets Bevorzugten die etwa hinsichtlich seiner Unparteilichkeit ins Schwanken gebrachte Meinung wiederherzustellen.

Wie aber waren auch damals die Lehrer in Oesterreich besoldet! Wer kann auf den armen Mann einen Stein werfen! Er war auf Unterstützungen angewiesen, um seine Familie vor Hunger zu schützen.

Des Eindrucks wegen muß ich hier noch von einer üblen Gewohnheit berichten: er schnupfte leidenschaftlich. Abwechselnd hielt er sich einen Nasenflügel zu, um den Tabak durch den anderen Nasengang mit gehöriger

Kraft in die entlegensten Riechgegenden befördern zu können. Wenn der Katechet[1] eintrat, folgte einer kurzen Begrüßung ein Austausch der Prisen. Mit verklärtem Gesicht und geschlossenen Augen nahm dieser andachtsvoll seine Prise, und die nun eintretende Abwechselung in der Art des Schnupfens der zwei Lehrer forderte meine Urteilskraft zur vergleichenden Kritik heraus, so daß während des ganzen Unterrichts meine Hauptaufmerksamkeit auf die an einer großen, roten, kuppelförmigen, glänzenden Nase einerseits, und die an einer langen, spitzen Adlernase andererseits wahrgenommenen Veränderungen gerichtet war. Wenn mir dadurch zur Auffassung des Kausalitätsgesetzes schon sehr früh eine besondere Gelegenheit gegeben war, so übte diese lasterhafte Eigenschaft auf mich doch eine höchst verderbliche Wirkung aus, indem sie, wie ich vermute, den Grund zu einer bald darauf eintretenden Krankheit legte.

Meine Eltern unternahmen mit mir und den älteren Geschwistern einen Spaziergang. Beim Nachhausegehen, als es schon dunkelte, blieb ich etwas zurück und beschäftigte mich mit dem in meine Phantasie tief eingeprägten Bilde des schnupfenden Lehrers. Nicht die äußeren Förmlichkeiten, die ich verabscheute, beschäftigten mich: die Leidenschaft selbst, mit der er dieses Laster zur Schau trug, brachte mein so leicht erregbares Temperament in Aufruhr. Ich streifte die kegelförmigen Aehrchen der gemeinen Weg-Rispen ab und stopfte die grünen Körnchen wie wahnsinnig in die Nase. Ich geriet in hohe Erregung, die mit einer zum erstenmal

[1] Religionslehrer.

auftretenden örtlichen Erscheinung verknüpft war. Von der Bedeutung dieser inneren und äußeren Vorgänge hatte ich natürlich keine Ahnung. Nun wurde ich ein ebenso passionierter Schnupfer wie mein Lehrer, und wenn mir auch die Samenkörnchen zum täglichen Gebrauche genügten, so stahl ich dem Lehrer, wenn er mich nach Tabak schickte, und er schickte stets nur mich, unterwegs eine Prise. Das waren meine ersten Diebstähle. Nach jeder solchen Erregung fühlte ich Kopfschmerzen, und bald darauf stellte sich eine Gehirnentzündung ein. An das Entstehen und den Verlauf dieser Krankheit habe ich keine Erinnerung. Ich sehe nur meine Mutter vor mir, wie sie an meinem Bette saß und mich liebevoll pflegte.

Das erste Semester neigte sich schon seinem Ende zu, als ich in die dritte Klasse bei einem anderen Lehrer eintrat. Seine ersten Worte, als mich mein Vater hinbrachte, waren: „Da ist ja mein vielgeliebter Sohn, den ich mit Schmerzen erwartet habe.“ Diese pathetische Begrüßung flößte mir kein kindliches Zutrauen ein. Ich hatte diesem Lehrer auch keine Briefe zu überbringen, wahrscheinlich weil er ledig war und mein Vater die Notwendigkeit einer Unterstützung nicht ersehen konnte. Am Schluß des Schuljahres bekam ich nicht nur keine Prämie mehr, ich war sogar nur der vierzehnte Belobte. Da ich mir diese Zurücksetzung, deren Gründe wohl auch im späten Eintritt und der eben überstandenen Krankheit zu suchen waren, sehr zu Herzen nahm, wurde mir von meinen Eltern durch den neuen Katecheten, einen einfachen, schlichten Mann, ein Album

österreichischer Dichter zum Geschenk gemacht. Meine Liebe zur Kanzel war der Liebe zur Poesie gewichen, und zur großen Freude meines Vaters konnte ich schon die meisten Schillerschen Gedichte auswendig.

Der Lehrer der vierten Klasse, ein früherer Feldwebel, hatte seinen Posten als staatliche Versorgung erhalten. Das spanische Rohr stand immer hinter seinem Stuhl. Nur mit dem größten Widerwillen ging ich zur Schule, das Lernen war mir zur Last geworden, weil ich ein Kind war, bei dem man mit Liebe alles, mit Schlägen nichts ausrichten konnte. In diesem Jahre starb mein erster Lehrer. Ich eilte in seine Wohnung, um ihn auf der Bahre zu sehen. Unterwegs traf ich meinen neuen Lehrer. Da er mich einige Tage vorher auch auf einem so eiligen Gange, als ich mir beim Konditor spanische Winde gekauft, überraschte, wofür ich nach Konfiskation der Leckerbissen mit dem Stocke traktiert wurde, glaubte er mich wieder bei einem solchen Staatsverbrechen zu ertappen. „Wohin?" barschte er mich an, sich mir mit militärischer Haltung in den Weg stellend. Ich teilte ihm mein Vorhaben mit. Fast entsetzt trat er zurück, und mich starr anblickend, sagte er: „Wie kann man sich einen Toten ansehen wollen!" Nach einigem Besinnen drehte er mir kurz den Rücken und ließ mich laufen.

Wenn auch angesichts des Todes wieder eine gewisse Zuneigung zu meinem ersten Lehrer in mir erwachte, so trieb mich doch hauptsächlich das Verlangen hin, noch einmal seine Nase zu sehen, die Neugierde, welche Farbe sie jetzt haben mochte. Ich glaubte wirklich zu bemerken,

daß ihre Röte selbst dem Tode nicht weichen wollte. Diese Ausdauer befriedigte mich; ich war einer der ersten, um ihm das letzte Geleite zu geben.

Mit dem Vorbilde jener häßlichen Leidenschaft war für mich auch die Anregung dazu geschwunden.

In späteren Jahren erfaßte mich oft ein heißes Verlangen nach einer Prise, deren Genuß mir aber nicht mehr so verhängnisvoll werden konnte.

Nach der Spanischen-Wind-Affaire wurde die Kluft zwischen mir und meinem Feldwebel immer größer. Auch ist er mit seinem verstorbenen Kollegen auf keinem freundschaftlichen Fuße gestanden, weshalb er mich nicht nur aus Opposition gegen die mir zuerst zuteil gewordene Auszeichnung, sondern auch um seine Gerechtigkeitsliebe der Parteilichkeit des anderen gegenüber stark zu betonen, überall zurücksetzte. Ich mochte ihn noch weniger leiden als er mich, und da ich seinem Exerzier-Reglement und den »spanischen Winden« auf meinem Hintern durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte, trieb ich mich, anstatt in die Schule zu gehen, auf der Straße und im Walde umher. Die Folgen davon waren Züchtigungen, Hausarrest, das Verbot, die Tanten zu besuchen, was mich stets am tiefsten traf und meinen Zorn auf den Urheber dieser Strafen bis zum Hasse steigerte. Und wie leicht wäre ich durch Güte und Vernunft zu leiten gewesen!

Meine Eltern waren so einsichtsvoll, den über mich verhängten Haus- und Stubenarrest nicht vorschriftsmäßig zu vollstrecken. Fast jeden Sonntag ging es mit mir und meinen Geschwistern nach einem nahe gelegenen

Rittergute, dem Geburtsort meiner Mutter. Welche Seligkeit bot mir die Freiheit nach oft wochenlanger Kerkerhaft; wie freudig pochte mein Herz, wenn ich erst den Eichenwald erblickte, den Schloßteich, und wenn ich durch die lange Pappelallee hüpfend und springend, vorbei an den vielen Wirtschaftsgebäuden, dann endlich vor mir sah das alte Ritterschloß, in dem einst die Mordax hausten. Viele Sagen aus der Vorzeit umgaben es mit romantischem Zauber und beschäftigten lebhaft meine Phantasie. Der Geist des Ahnherrn der seligen Raubritter wandelte zu Zeiten unheilverkündend durch die düstern Gänge, und eine uralte Kindsmagd soll nicht selten ein großes feuriges Rad gesehen haben, das über die steinernen Treppen sauste. Aus den Lauben und lauschigen Plätzchen des tief gelegenen Schloßgartens glaubte ich hier Karls und Amaliens Geflüster, dort das Stöhnen Ritter Toggenburgs zu vernehmen, und eine vielhundertjährige Eiche erzählte mir gar seltsame Geschichten als treue Nachbarin der Schloßkapelle, in der die Trauung meiner Eltern die letzte daselbst vollzogene priesterliche Handlung war. Majestätisch die Häupter wiegend, stolzierten die Pfauen über die grünen Wiesen, und kein Wölkchen trübte mir den dort ewig blauen Himmel. Ich wenigstens kann mich nicht erinnern, daß es dort je geregnet hätte. Wenn ich mich so recht in die Vergangenheit versenke, atme ich noch heute die starke, himmlische Luft, es hebt sich die Brust des Greises, kräftig genug, um hinwegzuhauchen die Form der Zeit, und nichts trennt mich mehr von der goldenen Wirklichkeit meiner Jugend.

Das Schuljahr neigte sich seinem Ende zu. Weil mir von meinem Lehrer oft die beschämendsten Strafen auferlegt wurden, indem ich zur Freude derjenigen, die ich früher weit überragte, auf der letzten Bank sitzen mußte, schloß ich mit den dort verdienterweise Sitzenden Kameradschaft. Während jene mich nun mit triumphierendem Lächeln verächtlich anblickten, waren diese stolz darauf, mich als ihresgleichen ansehen zu dürfen. Wenn ich mich auch insgeheim dieser Gesellschaft schämte, so fand mein Selbstgefühl doch einigermaßen Befriedigung, indem ich im Bewußtsein meiner Ueberlegenheit und unverdienter Zurücksetzung und im Gefühle meines inneren Wertes die mir wenigstens von dieser Seite zuteil gewordene Schätzung als mir von rechtswegen gebührend hinnahm. Die Kränkung über das erlittene Unrecht konnte nur durch eine über das Maß hinausgehende Anerkennung ausgeglichen werden. So war ich so früh schon ein Spielball der extremen Meinungen meiner Umgebung. Man beurteilte mich nach meinen Fehltritten, ohne des Uebels Ursprung zu entdecken. Der durch eine unwürdige Behandlung bedingte Trotz und Eigenwille, die eine lange Reihe von Irrtümern und Fehltritten zur Folge hatten, konnte nicht durch eine Steigerung dieser Behandlung gehoben werden. Sobald ich irgend etwas auf dem Gewissen hatte, traute ich mich nicht, meine Tanten zu besuchen, was mir erst recht verhängnisvoll wurde. In ihrer Nähe war ich brav und gut. Wie sollten auch ihre vortrefflichen Eigenschaften auf mein leicht empfängliches Gemüt nicht den besten Einfluß ausgeübt haben!

Auf einem meiner Streifzüge kam ich auf den Friedhof. Ich sah auf den Gräbern mehrerer vor meiner Geburt verstorbenen Angehörigen ein prächtiges Blumenarrangement, während auf dem Grabe der Wärterin meiner Kindheit nicht eine einzige Blume blühte. Das schien mir ungerecht. Klopfenden Herzens riß ich mehrere Blumen ab und eilte nach ihrem Grabe. Wie glücklich war ich in diesem Augenblicke, der guten Pflegerin meine alte Liebe und Anhänglichkeit beweisen zu können. Ich glaubte fest, daß sie es vom Himmel aus sehen würde. Doch hinterher kamen die Gewissensbisse: Das Blumenarrangement rührte von meinen Tanten her, denen die Pflege der Gräber besonders am Herzen lag. Längere Zeit besuchte ich sie nicht, bis es mir endlich keine Ruhe ließ, ihnen mein Vergehen zu bekennen. Ich erhielt keinen Vorwurf. Es blühten nur von dem Tage an auch auf dem Grabe meiner Pflegerin Astern und Rosen.

— — — — — — — — — — —

Mit meinem zehnten Jahre kam ich ins Benediktinergymnasium, wohin mir meine Kameradschaft folgte. Jenes lag dem Kloster gegenüber. In der Kapelle des Schulgebäudes fand täglich vor Beginn des Unterrichtes der Gottesdienst statt. Neben jeder Klasse saß in einem Betstuhle der betreffende Klassenvorstand. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß ich oft erst während der Wandlung[1] die lange Kapelle durchwanderte, um auf meinen Platz zu gelangen. Dieser Ver-

[1] Hauptaktus in der Messe.

säumnisse und kleiner Spitzbübereien wegen wurde ich bald mit Nachsitzen bestraft. Nach jedem absolvierten »Karzer« wurde ich wie ein Sieger mit lautem Hurra von meinen Spießgesellen empfangen, mit denen ich mich für die ausgestandene Haft durch ein stundenlanges Umherschweifen und die Ausübung neuer Tollheiten entschädigte. Wenn die Entwürfe dazu auch nicht mich zum Urheber hatten, so fand die Ausführung doch in meinem lebhaften Temperament ihre natürliche Stütze. Wir bildeten eine catilinarische Verschwörung: ich war der Catilina. Als solcher mußte ich alle überragen. Auch standen sich die Gymnasiasten und Realschüler wie zwei feindliche Heere gegenüber. Es wurden förmliche Schlachten geliefert, wobei ganz ansehnliche Knüppel als Waffen dienten.

Von der Arithmetikstunde wurde ich stets dispensiert. Sobald der alte ehrwürdige Pater, der auch in der Prima Mathematik lehrte, die Schule betrat, gab er mir, ohne erst den Eintritt meiner Tollheiten abzuwarten, nur den kurzen Wink: Hinaus! Stolz wie ein Triumphator verließ ich zum Gaudium der Klasse und zum Entzücken meiner Bande die Schule. Einmal erschien ich bald darauf am offenen Fenster der im Erdgeschoß belegenen Schulstube, um den Pater mit einem mit Wasser gefüllten Ball zu bespritzen. Ohne die Miene zu verziehen, schloß der alte Mann das Fenster. Diese überlegene Ruhe und das gänzliche Ignorieren dieses Vorgangs, indem er mich sogar straflos ausgehen ließ, machte auf mich einen so gewaltigen Eindruck, daß ich in Zukunft nicht erst die Aufforderung, die Schule zu

verlassen, abwartete, sondern schon, bevor er eintrat, verschwunden war. Ich hatte von nun an den heißesten Wunsch, seinen Stunden wieder beiwohnen zu dürfen, und fand nach einiger Zeit auch den Mut, bei seinem Eintritt auf meinem Platze zu bleiben. Nach einem prüfenden Blicke, dem ich reuig entgegenkam, glitt ein Ausdruck der Befriedigung über das Antlitz des großen Erziehers.

Aber noch viel Schlimmeres hatten die armen Patres zu erdulden. In einer höheren Klasse konnte sich einmal der Professor der griechischen Sprache nicht von seinem Stuhl erheben. So oft er es versuchte: Der Talar blieb daran kleben. Man hatte ihm Schusterpech auf den Sitz gestrichen. Sofort wurde der Direktor geholt und eine Untersuchung eingeleitet. Er ließ die drei verdächtigsten, zu denen auch ich gehörte, vortreten und beroch unsere Finger. Keiner konnte überführt werden. Im Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit litt ich diesmal unter dem hauptsächlich auf mir ruhenden Verdachte.

Aus dem Beginn meiner Gymnasialzeit ist mir ein Vorfall in Erinnerung, der vielleicht nicht ohne Einfluß auf mein Geschlechtsleben geblieben ist. Ein älterer Herr und Pennälerfreund, den man immer nur in Gesellschaft von Primanern sehen konnte, hatte sich mir eines Abends auf der Straße zugesellt. Ich fühlte mich dadurch sehr geschmeichelt und folgte ihm unter fröhlichem Geplauder in eine dunkle Allee. Schäkernd, als ob er mich necken wolle, berührte er mich fortwährend in schändlichster Weise. Ich war noch rein genug, um

darin nicht mehr als nur ein Spiel erblicken zu können. Trotz eines peinlichen Empfindens hinderte mich der Respekt vor dem Primanerfreunde, ihn davon abzubringen. Als er immer zudringlicher wurde und ich schon Schmerzen empfand, erfaßte mich plötzlich ein solches Angstgefühl, ein so heftiger Widerwille, daß ich davonlief. Tagelang fühlte ich mich unbehaglich, und als ich ihm begegnete, durchschauerte es mich. Er wollte mich nicht sehen, er konnte meine Blicke nicht ertragen.

Als Amor meinen Sinnen noch nicht beizukommen wußte, bohrte er mir seine Pfeile desto tiefer in das Herz. Der Graf von Monte Christo und Konsorten halfen ihm, meine Aufmerksamkeit von den Unterrichtsgegenständen auf ein anderes Objekt zu lenken. Kaum vermochte ich das Ende der Schulstunden zu erwarten, um unter das Fenster der Heißgeliebten fliegen zu können. Dort ging ich auf und ab, bis ich einen Blick erhaschte. Mit diesem Blick im Herzen ging ich bis zum nächsten Tage, dann holte ich mir pünktlich einen neuen.

So waren Kopf und Herz von allem Möglichen erfüllt, nur nicht von dem, was sie erfüllen sollte. Da mir durch eine falsche Behandlung die Lernbegierde immer mehr genommen wurde, mußte mein lebhaftes, unbefriedigtes Gemüt zur Aufnahme aller erdenklichen außer der Bahn liegenden Eindrücke immer fähiger werden.

Während des ganzen Schuljahres hatte ich meist durchgängig schlechte Zensuren. Am Ende jedes Monats erhielt ich, wie alle mangelhaften Schüler, einen Schein über die ungenügenden Leistungen, der den Eltern zur

Unterschrift vorgelegt werden mußte. Wenn ich auch nur solche Noten erwarten konnte, so fühlte ich doch, daß sie in keinem Einklange mit meinen Fähigkeiten standen. Ich schämte mich, diese Scheine vorzuzeigen und machte die Unterschrift meines Vaters nach. Wie mir die Ausführung gelang, ohne die Fälschung erkennen zu lassen, ist mir noch heute ein Rätsel. Ich war auch jedesmal imstande, die Entdeckung zu verhindern. In den letzten vierzehn Tagen vor einer Semesterprüfung saß ich fast täglich schon um drei Uhr morgens mit dem größten Eifer beim Buche. Stets hatte ich mir die zur Versetzung in die höhere Klasse hinreichende Zensur errungen. Meine Mutter überraschte mich in den Morgenstunden ein paarmal und war sichtlich erstaunt, mich so fleißig zu sehen. Ich erinnere mich auch, wie mein Vater nach einer Hauptprüfung die Hand auf mein Haupt legend, nachdenklich vor sich hinblickte. Es war mir, als ob er sagen wollte: „Du machtest tolle Streiche, dennoch tust du deine Pflicht!“ Und was hat mir den Mut zu jenen Handlungen gegeben? Mein Selbstvertrauen, das im Gefühle der Kraft, in kurzer Zeit das Versäumte nachholen zu können, seine Wurzel hatte. Der Erfolg spricht hier für mich. Hätte ein minder Begabter den Mut dazu besessen, so wäre jener höhere Ursprung ausgeschlossen. Mir wurde sie bei noch mangelnder Erkenntnis ihrer eigentlichen Bedeutung nur zum Vehikel meines trotz aller Irrtümer und Torheiten vorhandenen Pflichtgefühls. Ich wollte ein Ziel vor mir sehen, eine Aufgabe, in deren Lösung ich die Befriedigung fand, die mir die trockene Behandlung

des Inhalts nicht bieten konnte; und ganz im Hintergrunde erblickt man hier wieder, noch verhüllt und verschwommen, die ideale Forderung, die, anfänglich rücksichtslos in der Wahl der Mittel, erst nach völlig gereifter Erkenntnis unter den schwersten Bedingungen mit der sittlichen übereinstimmen sollte.

Einer meiner Spießgesellen stahl seiner Mutter alte Taler; mir wurde die Aufgabe zuteil, sie umzuwechseln. Dadurch kam es ans Tageslicht. Eine höchst peinliche Verhandlung, die alle Beteiligten an den Ohren herbeizog, verstopfte uns diese Quelle gründlich, womit die nach allerlei Näschereien geweckte Begierde sich nicht zufriedengeben wollte. Ein anderer meiner Kumpane, der Sohn eines Handwerkers, wußte Rat. Wie ein kleiner Mephisto steht der Knirps, der später viele Jahre im Kerker verbrachte, in meiner Erinnerung. Seine Anlage zum Bösen erhielt durch die Dummheit und Affenliebe seiner Mutter die kräftigste Stütze. Sie selbst versetzte meine goldene Spindeluhr, damit wir einen Ausflug machen konnten. Das war mein Verderben. Ich hatte die Uhr als Andenken meines Großvaters von den Tanten erhalten und wagte mich nicht in ihre Nähe. Ihre Klagen hätten nichts gefruchtet, weil ihre übergroßen Zärtlichkeiten den Eindruck machen mußten, daß ich von ihnen verzogen werde. Je mehr Zeit seit meinem letzten Besuche verrann, desto schwerer fand ich zu ihnen den Weg, der mir dieses Geständnis gekostet hätte. Unschlüssig, ob ich es wagen sollte, stand ich oft lange an einer Ecke. Aber gerade in ihrer Nähe, im dadurch erhöhten Gefühle ihrer un-

endlichen Güte wurde in mir auch das Gefühl der Scham um so größer. Nach wochenlangem Schwanken sah ich eine unausfüllbare Kluft; der Gedanke, daß mir die Rückkehr zu ihnen für immer versperrt sei, raubte mir fast die Besinnung. In diesem Gemütszustande war ich ein schwankes Rohr im Winde. Widerstandslos lieh ich mein Ohr dem Verführer. „Stiehl doch zu Hause," raunte er mir zu, „stiehl doch, dein Vater ist ein reicher Mann!" Um die Uhr wieder einlösen zu können, stahl ich zum ersten Male Geld. Ich erinnere mich nur noch, daß ich plötzlich mehrere Gulden in der Hand hatte und damit aus dem Hause rannte. Die folgenden Diebstähle fielen mir immer leichter, meine Spießgesellen lagen vor mir im Staube; von Tag zu Tag geriet ich tiefer in ihre Umgarnung, bis ich bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen auch das Letzte in Schlummer wiegte, was die Macht des Bösen in Schranken hielt: die Sehnsucht nach meinen Tanten.

Man wird vielleicht meinen Eltern eine Schuld beimessen wollen. Ich habe gezeigt, wie auf meine sensible Natur so manche Erscheinung einen mächtigen Eindruck machte, die vielleicht auf alle anderen ohne Einfluß geblieben ist; daß meine Irrtümer nicht zum mindesten pathologisch bedingt waren, indem die Nachwehen der Gehirnentzündung meinen geistigen Fortschritt hemmten, und die damit verknüpfte Verminderung des äußeren Erfolges die erste Kränkung meines Ehrgeizes hervorrief. Ich habe gezeigt, wie man in einem nicht sehr umständlichen Regressus zu einem Gliede dieser Kausalreihe gelangend, schließlich ausrufen

könnte: Um eine Prise Schnupftabak! Man hat ferner gesehen, wie die subjektiv und durch äußere Umstände bedingte verschiedene Erziehungsmethode und Schätzung meiner Fähigkeiten von seiten der Lehrer auf mein Gemüt den nachteiligsten Einfluß hatten. Man kannte mich zu Hause wohl als kleinen Spitzbuben, wußte aber lange nicht alles, da ich um Ausreden und Lügen nie verlegen war. Es ist zu bedenken, daß mein Vater an einer schweren Herzkrankheit litt und in dieser Zeit schon fast erblindet war, was ihm auch die Leitung des Geschäftes sehr erschwerte; daß wir fünf Geschwister waren und meine Mutter für einen großen Hausstand zu sorgen hatte, so daß ihrem Augenmerk wohl manches entgehen konnte. Der älteste Bruder besuchte ebenfalls das Gymnasium, der jüngste noch die Normalschule, während der zweitälteste im Geschäfte meines Vaters tätig war, der ihn dann zur Vollendung seiner Lehrzeit einem Geschäftsfreunde anvertraute. Auch mich wollte mein Vater im nächsten Jahre bei einem auswärtigen Gymnasiallehrer unterbringen, was nur infolge des traurigsten Ereignisses unterblieben ist.

Als nicht unwesentlich kommen mehrere böse Beispiele in Betracht. Dem scharfen Auge meiner Mutter war es nicht entgangen, daß im Geschäfte meines Vaters viel gestohlen wurde. Knall und Fall wurde ein Kommis nach dem anderen entlassen. Meines Vaters erhabene Gesinnung hätte es nie zugegeben, sich mit diesen Menschen vor Gericht zu stellen. „Hinaus!" Es hat damals noch keine Kassierer, Kontrolleure usw. gegeben: Das Kassenwesen war eine blinde Vertrauenssache.

Man sollte meinen, daß diese Beispiele auf mich eher abschreckend gewirkt haben müßten. Ursprünglich ist es auch der Fall gewesen. Ich erinnere mich, mit welchem Abscheu ich einen Lehrjungen betrachtete, der von einem später selbst als Dieb entlarvten Kommis auf frischer Tat erwischt worden war. Aber schon war ich zu sehr auf Abwege geraten. Den Einflüsterungen meines Schulkollegen sind diese Beispiele eine erhebliche Stütze gewesen. Auch machte ich mir den Unterschied klar zwischen den von den Kommis verübten Diebstählen und den Diebstählen einiger Gulden im Elternhause. Stets aber hat mich das Gefühl begleitet, auf ein Gebot der Vernunft allen Verlockungen widerstehen zu können. Ich habe mich selbst nicht ernst genommen. Ein so frühreifer, durch solche Umstände irregeführter Intellekt mußte auf Grund meiner natürlichen Veranlagung bei irgendeiner entgegengesetzten Veranlassung auch wieder den Faden zum rechten Wege finden.

Nachdem ich mich mit dem Bewußtsein, ein kleiner Spitzbube zu sein, allmählich abgefunden, hatte ich sogar den Mut, die Tanten wieder zu besuchen. Nur hielt ich es nicht lange bei ihnen aus, da mir die von meiner Kameradschaft winkenden Huldigungen besser zusagten, als die in ihrer Nähe gefühlten stummen Vorwürfe ihrer Güte und Herzensreinheit. Wenn ich mit meinen Eltern in eleganter Equipage durch die Straßen fuhr und einen meiner Spießgesellen erblickte, mußte ich mich zusammennehmen, um nicht hinauszuspringen, so sehr war ich schon in den Klauen des Bösen.

Manchmal hatte ich auch eine heroische Anwandlung. Als im Jahre 1866 der Bruderkrieg ausbrach, fühlte ich mich im Alter von 13 Jahren berufen, der Retter meines Vaterlandes zu werden. Ich wollte mich kurzer Hand nach Berlin aufmachen, um Bismarck zu erdolchen. Schließlich verhinderten allerlei kleine Bedenken und unvorhergesehene Schwierigkeiten die Ausführung dieses heldenhaften Entschlusses. Während des Feldzuges stahl ich zu Hause die verschiedensten Gegenstände und verteilte sie in den Baracken unter die Verwundeten.

Die bevorstehenden Kriegsereignisse waren auch auf meinen ältesten Bruder nicht ohne Einfluß geblieben. Eine ihm in der Obersekunda auferlegte, vielleicht nicht ganz gerechtfertigte Karzerstrafe mag ebenfalls zu seinem unheilvollen Entschlusse beigetragen haben. Er wollte durchaus Husar werden. Schließlich gaben meine Eltern seinem Drängen nach. Er trat als Kadett ein und war in sechs Wochen Offizier.

Leider hat meinen unglücklichen Bruder bald ein trauriges Schicksal ereilt. Er ist ebenfalls fast erblindet und mußte deshalb schon im dritten Jahre den Dienst quittieren.

Zu dieser Zeit sang eine beliebte Sängerin zum Abschied die Dinorah. Auch auf mich machte diese Oper einen solchen Eindruck, daß ich tagelang wie im Traume umherging.

In den Ferien von der dritten zur vierten Gymnasialklasse sagte mein Vater eines Tages zu mir: „Ich habe mit dir etwas vor!“ Wie ein Blitz durch-

zuckte mich der Gedanke: „Mit mir was vor? Dann mußt du von jetzt ab ordentlich sein!“ Hört man hier nicht die praktische Vernunft, gleichsam auf einen Anlaß wartend, um alle Neigungen und Begierden mit einem einzigen Machtwort in die Flucht zu schlagen? Ich wußte nicht, um was sich's handelte; ich hatte nur das Gefühl, daß es mit mir so nicht weitergehen könne, als ob mein Vater in demselben Empfinden mich irgendeiner Lebensaufgabe zuführen wolle. Als ich hörte, daß er mich mit ins Bad nehmen wolle, war ich sehr enttäuscht und sagte mir: „Nur das! Dann hat es noch Zeit mit dem Ordentlichwerden.“ Und doch hatte es mein Vater so gut mit mir gemeint: er wollte mich meiner Gesundheit wegen mitnehmen, weil ich Spuren eines Nervenleidens zeigte. Als ich einmal in frühester Morgenstunde die Haustorklingel hörte, sprang ich mächtig schreiend aus dem Bette. Ich glaubte, daß der Teufel klingelte und mich zu holen käme; es waren nur die Wäscherinnen. Die vom Religionslehrer geschilderte Bestrafung der Sünden, seine Geister- und Teufelsgeschichten, riefen diese erhabene Wirkung hervor.

Ich reiste mit meinem Vater ins Bad. Die herrliche Natur, die auf mein kindliches Gemüt einen so gewaltigen Eindruck gemacht hatte, konnte nicht mehr zu mir sprechen. Ein ungestümes Wollen verdrängte das reine Empfinden ihrer Schönheit. An dem Orte, wo mein Vater sich erholen sollte, bereitete ich ihm nur Aerger und Verdruß. Ich erzählte einem gräflichen Erzieher voll Stolz meine Spitzbübereien, und als mir mein Vater eines Abends vor den gesamten Bade-

gästen eine wohlverdiente Ohrfeige gab, war ich am nächsten Tag verschwunden. Ich fuhr nach Hause. Bald kam auch mein Vater nach. Keine Züchtigung traf mich mehr, kein Vorwurf kam von seinen Lippen. Ein einziger Blick war es, den er mir zuwarf, ein Blick, aus dem ein tiefer Jammer sprach. An meiner Seite wollte er Ruhe und Erholung finden, mich hatte seine Liebe auserkoren, diese Erholung mit ihm zu teilen, und so hatte ich es ihm gelohnt! Ich lief zu den Tanten und weinte bitterlich. „Komm, mein Kind," sprachen sie, „wir wollen zur Mutter Gottes gehen, sage ihr alles, was du auf dem Herzen hast, dann wird auch alles wieder gut." Und vor der Mutter Gottes auf dem Freudenberge kniete ich nieder, zu ihr erhob ich meine Hände in heißem Flehen, sich meiner zu erbarmen. Ich fand meine Ruhe wieder, und mit ihr kam die Erkenntnis. Von dem Tage an mied ich jene Kameradschaft und war wieder bei den Tanten zu Hause. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich meiner wie in einer dunklen Vorahnung des nun bald hereinbrechenden schrecklichen Ereignisses. Am Tage vor dem heiligen Abend spielte mein Vater mit mir Schach. Blaß und traurig saß er in seinem Lehnstuhl. Am heiligen Abend um die Mittagstunde hörte ich ihn plötzlich laut stöhnen, und bald darauf schloß er sein liebes Vaterauge für immer. Ich kniete an seinem Bette nieder und gelobte ihm, ehrlich zu bleiben. Ich habe diesen Schwur gehalten.

Meine Apothekerjahre.

1867—1871.

Eintritt in die Lehre. — Heimweh. — Das Erwachen der Sinnlichkeit. — Actus primus. — Zweite Lehrstelle. — Wien. — Die homöopathischen Rezepte. — In den Amorsälen. — Gemütsdepression. — In bösem Ruf. — Dritte Lehrstelle. — Der Pedant. — Zerwürfnisse. — Rückkehr in die Heimat. — Vierte Lehrstelle. — Tirocinium. — Theaterneigung. — Erste und letzte Assistentenstelle. — Ich gehe zum Theater.

Das von meinem Vater hinterlassene Vermögen entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Da er bei Erwägungen meines Lebensberufes auch den eines Apothekers ins Auge gefaßt hatte, brachte mich meine Mutter nach absolviertem Untergymnasium im Alter von nahezu vierzehn Jahren in eine kleine Landeshauptstadt, um mich in einer Apotheke als Praktikant[1] einzustellen. Außer meiner Heimat hatte ich bisher nur einige kleine Marktflecken und Dörfer zu sehen bekommen. Unermüdlich war deshalb meine Phantasie im Antizipieren der sehnsuchtsvoll erwarteten Eindrücke der neuen Stadt. Die mich im Gedanken an den Eintritt in meinen Lebensberuf durchwogenden Gefühle standen jener beim Entwurfe ihres Bildes zur Seite, so daß ich bei meiner Ankunft sehr erstaunt war, als die Menschen nicht Kopf standen und die Häuser keine Polka-

[1] Lehrling.

Mazurka tanzten. Ich fühlte mich sehr enttäuscht. Ueberall fand ich nichts Neues. Selbst die unwesentlichen äußeren Unterschiede verloren ihren Reiz im Vergleiche mit dem mir durch die Entfernung wieder so lieb gewordenen Bilde meiner Heimat. Schon begann sich das Heimweh zu regen, und meine Mutter mußte alles aufbieten, um meine Traurigkeit einigermaßen zu bannen. Nur das Versprechen, bald auf einige Tage nach Hause fahren zu dürfen, konnte mich etwas beruhigen. Nach ihrer Abreise litt ich furchtbare Qualen; in der alten, dumpfen, dunklen Apotheke überfiel mich eine tiefe Schwermut; ich war der Verzweiflung nahe. Auch konnte mir die Tätigkeit nicht genügen, sie war nichts weniger als geeignet, mir zur Trösterin zu werden. Ich weiß nicht was, doch hatte ich ganz was anderes erwartet. Das Kräuterwiegen, Dütenkleben, gab meinem Geiste keine Nahrung. Ganz auf sich selber angewiesen, beschäftigte er sich nur mit dem, was ihm je lieb und teuer war. Sobald ich zur Besinnung kam, gab es mir einen Stich ins Herz; von Sekunde zu Sekunde wuchs meine Sehnsucht nach der Heimat.

Die Apotheke »Zur Mariahilf« wurde von den Herren L . . . . . und R . . . . . geleitet. Der geringe Umsatz machte einen Assistenten überflüssig; sie hielten sich nur einen alten Laboranten. Für mich sollten im ersten Jahre dreihundert, im zweiten zweihundert, im dritten hundert Gulden Kostgeld gezahlt werden.

Diese Apotheke erfreute sich keines guten Rufes. Der Vorgänger hatte sie heruntergebracht. Schon seit geraumer Zeit rang mein erster Chef vergebens, sich das

Vertrauen des Publikums wieder zu gewinnen. Das ist gerade auf diesem Gebiete die schwierigste Sache, weil dem Käufer jeder Maßstab zur Schätzung des Objekts fehlt, von dessen Qualität in schweren Fällen, wenigstens nach Ansicht der Hilfesuchenden, das Leben der Patienten abhängt. Es ist eine blinde Vertrauenssache. Erst ein negatives Resultat, eine widernatürliche Verschlimmerung des Zustandes oder Tod, rufen durch den Hinweis auf eine vielleicht minderwertige Beschaffenheit des Medikamentes oder gar einen Fehlgriff das Urteil Sachverständiger hervor. An dem Hantieren meines zweiten Chefs glaubte mein Laienauge schon eine gewisse Flüchtigkeit zu erkennen, die, wie sich später zeigen wird, vielleicht den Grund zu meiner eigenen Leichtfertigkeit legte. Der mir bekannte schlechte Ruf dieser Apotheke hat wohl dazu beigetragen, mich darauf aufmerksam zu machen.

Oft blickte L . . . . traurig auf die Straße hinaus, wenn die Leute mit Medikamenten, die sie aus einer entfernten Apotheke holten, vorübergingen. „Es ist schlimm," sagte er, „wenn man zusehen muß, wie einem die Medizinflaschen an der Nase vorbeigetragen werden." Diese gedrückte Stimmung erhöhte noch meinen trostlosen Gemütszustand. Mein erster Chef, der mir meinen Gram wohl ansah, ließ mich nachmittags öfter ausgehen, damit ich der Platzmusik beiwohnen könne. Ich aber eilte auf den Kirchberg, wo es still und einsam war; ich setzte mich auf dieselbe Bank, auf der ich mit meiner Mutter gesessen, und weinte. Dann bildete ich mir ein, ich ginge zu den Tanten; ich rief

ihre Namen, fing laut mit ihnen zu sprechen an, als ob es Wirklichkeit wäre, und wenn ich aus meinen Träumen erwachte, fand ich mich nur in noch tieferem Elend wieder.

Nun sollte ich erfahren, daß der Schmerz auch der Erreger der Sinnlichkeit ist. In der Erinnerung an jenen Vorgang mit dem Primanerfreunde, an die Aufklärung, die meine Schulkollegen mir über diesen Punkt gegeben, an ihre Schilderung des Genusses, den die damit verknüpfte Vorstellung der Weiblichkeit gewähre, in der Erinnerung an sie selbst, unter deren Fenster ich einst nach einem Blicke schmachtend auf- und abgewandelt, lockte mich meine Phantasie unter dem Beistande der durch den ganzen Seelenzustand bedingten physischen Erregung auf den Gipfel des Venusberges.

Diese Vorstellung wußte ich der Wirklichkeit bald näherzubringen. An der Luke des Kräuterbodens harrte ich sehnsuchtsvoll, bis gegenüber das Fenster klang und sich das liebliche Stubenmädchen zeigte, bei dessen Anblick Schmerz und Genuß um die Meisterschaft rangen.

Wohl fehlte nicht der treue Eckart. Mir scharf ins Auge blickend, warnte mich mein Chef im richtigen Erraten des mich beherrschenden Lasters mit einer bedeutungsvollen Handbewegung. Dieser stumme Wink verfehlte nicht seine Wirkung. Die Erkenntnis der Unnatürlichkeit dieser Handlung gab mir die Kraft, dem Laster zu entsagen, nahm aber zugleich keinen Anstand, mir den natürlichen Weg zu zeigen. Lag es doch auch so nahe, was ich bis jetzt nur in der Entfernung genoß. Mein Chef hatte selbst ein hübsches Stubenmädchen,

aus dessen begehrenden Blicken ich die Verheißung des glühend ersehnten Glückes las. Täglich empfing es Soldatenbesuche, was schon meine Eifersucht weckte und endlich mein Verlangen bis zum Aeußersten trieb. Nur in ihrem unmittelbaren Besitze konnte ich noch Befriedigung erblicken, und unermüdlich war meine Einbildungskraft im Erzeugen von Bildern, deren unablässige Wirkung mich in einen Zustand der Erschlaffung versetzte.

Die heißersehnte Stunde kam und brachte mir die größte Enttäuschung. In einem gänzlichen Unvermögen, das wohl auch das vorher getriebene Laster zur Ursache hatte, kam mein Ekel zum Ausdruck. Ich schämte mich vor mir selbst und dem Mädchen, dem ich nie mehr ins Auge blickte. Und in jener einzigen Minute, in der so kurzen Berührung des Mädchens, wobei ich nichts genossen, nichts als Abscheu und Ekel empfunden hatte, lag der Grund, die »causa prima«, meines lebenslangen Elends.

Dieser Vorfall hatte auch meinen Abscheu vor dem bisher getriebenen Laster zur Folge. Für lange Zeit war meine Sinnlichkeit begraben. Daß ich in meinem namenlosen Schmerze der ersten Lockung des Sinnenteufels nachgegeben, war nicht mehr als natürlich. Sofort erfaßte die Vernunft die Zügel, die, wie sich später zeigen wird, nach jedem kurzen Interregnum ihre Herrschaft stets wieder zu behaupten wußte.

Mittlerweile war mein Heimweh einem anderen Schmerze gewichen. Ich wurde von meinem zweiten Chef äußerst unwürdig behandelt. Nachdem er mit

mir zuerst fast kollegial verkehrt, nahm sein Benehmen bald den entgegengesetzten Charakter an. Er tyrannisierte mich, indem er mir vorwarf, den ihm schuldigen Respekt außer acht gelassen zu haben, und belegte mich mit den gemeinsten Schimpfnamen. Ich beteuerte ihm, es sei mir nicht in den Sinn gekommen, ihm den Ausdruck meiner Achtung zu versagen; ich bat ihn kindlich, mir wieder die alte Freundlichkeit zu zeigen: er blieb dabei, daß ich ihn einmal nicht mit »Herr« angesprochen hätte. So offen, wie alles übrige, würde ich auch dieses Verbrechen eingestehen, wenn ich es begangen hätte. Ohne mir bewußt zu sein, jenes Wort auch nur in einer im Gespräche möglichen Leichtfertigkeit, die allerdings einen gewissen Mangel an Achtung voraussetzen würde, verschluckt zu haben, fühlte ich mich unglücklich, diese Behandlung auf die Dauer ertragen zu müssen. Anstatt mich meinem ersten Chef anzuvertrauen, der mich liebte, wie ich ihn, und diesem Uebel ganz entschieden abgeholfen hätte, bestürmte ich meinen Vormund mit Briefen, mir eine andere Lehrstelle zu suchen.

Meine Mutter brachte mich nach Wien. Das Treiben der Großstadt erweckte in mir einen Gedanken, den ich nicht wieder los werden konnte: Wozu die vielen Menschen? Was wollen sie alle? Warum laufen sie wie gehetzt durch die Straßen? Bloß um schlafen, essen und trinken zu können? Undenkbar! Deshalb brauchte einer den anderen nicht gleich über den Haufen zu rennen. Das alles muß einen tieferen Grund haben. Und während ich die »decocta, infusa« und das »Wienertrankl« zusammenbraute, spukte es unaufhörlich in

meinem Schädel: Wozu nur die vielen Menschen? Oft war ich nahe daran, meinen Chef, den Herrn Doktor, danach zu fragen, da ich voraussetzte, daß er es doch wissen müsse, allein ich schämte mich, als vierzehnjähriger Junge nicht einmal das zu wissen und befürchtete sogar, daß er mich einer so albernen Frage wegen für verrückt halten könnte. Die Forderung eines höheren Lebenszweckes tritt hier schon ziemlich deutlich hervor. Oft fand ich eine kleine Zerstreuung darin, beim tagelangen Zerreiben des Quecksilbers »Hero und Leander« und andere Schillersche Gedichte zu deklamieren und freute mich königlich, wenn ich den Doktor als unfreiwilligen Zuhörer meiner Rezitationen im Nebenzimmer wußte. Manchmal warf er wohl einen Blick herein, und es schien mir, als ob er sagen wollte: „Reiben Sie Ihr Quecksilber und lassen Sie Hero und Leander zufrieden! Die beiden haben damit gar nichts zu schaffen."

Mein Chef, Doktor A . . . . ., war sehr stolz auf seinen Doktortitel. Er stellte seine Behauptungen mit solcher Bestimmtheit auf, daß sie das Ansehen von Axiomen erhielten. So sagte er oft: „Die ganze Homöopathie ist Schwindel. Wenn ich einen Tropfen Opiumtinktur ins Schwarze Meer gieße und von dieser Mixtur einen Löffel voll nehme, tut es dieselbe Wirkung, wie das Einnehmen einer homöopathischen Medizin." Darum wurden auch in seiner sonst so gewissenhaft geleiteten Apotheke die homöopathischen Rezepte nicht nach gegebener Vorschrift erledigt, was nach seiner Ansicht, der ich mich allerdings anschließe, nur eine un-

nütze stundenlange Zeitverschwendung gewesen wäre. Anstatt bis in die xte Verdünnung sukzessive fortzuschreiten, nahm man z. B. eine halbe Unze destilliertes Wasser, gab den vorgeschriebenen Tropfen Opiumtinktur hinein, schüttelte diese Mischung kräftig und expedierte sie, anstatt einen Tropfen Opiumtinktur zu nehmen, darauf 99 Tropfen destillierten Wassers zu geben, davon wieder einen Tropfen zu nehmen, diesen wieder unter 99 Tropfen destillierten Wassers zu mischen u. s. f. bis in die z. B. vierzehnte Verdünnung. Noch komplizierter ist die Sache bei Verreibungen, weil jede Verreibung eine bestimmte Zeit in Anspruch nimmt.

Ich kann mich aus meiner Praxis auch nicht erinnern, nur einmal eine homöopathische Medizin nach Vorschrift zubereitet zu haben.

Eine direkt straffällige Handlung hingegen ist es, wenn in der Allopathie die vorgeschriebenen Bestandteile nur nach dem Augenmaß genommen werden. Das hat Doktor A . . . . . nie geduldet. Dennoch geschah es häufig in seiner Abwesenheit. Selbst mit giftigen Substanzen wurde leichtfertig verfahren, indem die Assistenten, wenn das Tropffläschchen zufällig leer war, das Standfläschchen nahmen, bei dessen Gebrauch man die vorgeschriebene Tropfenzahl nicht vollständig in der Gewalt hat. Auch die Größe der Tropfen kann verschieden ausfallen, indem sie von der Beschaffenheit des Flaschenrandes abhängig ist. Und jeder bemühte sich förmlich, es dem anderen womöglich in dieser Kunst zuvorzutun. Worin liegt dieser Reiz? Lediglich im Verbot? Der ältere Praktikant nahm die zum »Wiener-

trankl« erforderliche Menge von Manna und Sennesblättern stets nach dem Augenmaß, ermahnte mich aber, wenn ich ihn dabei ertappte, ihn hierin ja nicht nachzuahmen, weil mein Augenmaß noch nicht genug geschult sei. Nun tat ich es erst recht und hatte eine wahrhaft diebische Freude, wenn ich das »Trankl« de oculorum judicio zubereiten konnte.

Die Besoldung der Assistenten war damals eine äußerst geringe. Der Magister[1] bekam freie Station und dreißig Gulden monatlich. Ich schlief mit ihm und noch einem Assistenten lange Zeit in einem Zimmer, in dem nur die drei Betten stehen konnten. Die Verpflegung war gut. Für mich wurden monatlich fünfundzwanzig Gulden Kostgeld gezahlt. Der undiplomierte Assistent bekam zwanzig Gulden. Außerdem war ein Sustendant[2] in Stellung, der vormittags die Universität besuchte und erst von zwei Uhr ab in der Apotheke tätig war. Dafür erhielt er nebst freier Station, mit Ausschluß des Mittagsbrotes, zehn Gulden monatlich. Er war immerhin von zwei bis zehn Uhr im Geschäft. Geöffnet wurde um sechs Uhr morgens. Die Assistenten hatten einen Wochennachmittag und jeden zweiten Sonntag zu Ausgehtagen, die Praktikanten nur jeden zweiten Sonntag. Im Nachtdienst wechselten die Assistenten ab.

An meinen Ausgehtagen verkehrte ich mit einem siebenundzwanzigjährigen Buchhalter. Wir lernten uns im Gasthaus kennen, wo ich mich ihm, einen dauernden Verkehr nicht ahnend, als Assistent der Pharmazie vor-

[1] In Deutschland Provisor genannt.
[2] Zur Aushilfe angestellter Student.

stellte. Als er mich eines Abends in der Apotheke besuchte, war ich wie immer im Laboratorium beschäftigt, da ich zur Rezeptur noch nicht zugelassen wurde. Ich hatte Angst, der Doktor könne plötzlich hereinrufen: „Ernst, holen Sie mir eine Droschke!“ Wie wäre ich vor meinem Freunde dagestanden! Ich schützte endlich einen Gang vor und brachte ihn an die nächste Ecke. Meine Aufregung bemerkend, wußte er doch nicht, auf welches Konto er sie setzen sollte. Ich aber nahm mir vor, in Zukunft auch solche Lügen zu vermeiden.

Mancher könnte fragen, was wohl den siebenundzwanzigjährigen Mann an mich gefesselt. Er liebte es, belehrend auf mich einzuwirken. Die Schwäche, sich mir gegenüber in seinen geistigen Vorzügen, in seiner auf eine reichliche Erfahrung gegründeten Ueberlegenheit zu sonnen, war aber sehr verzeihlich, da sie mir großen Vorteil brachte. Gar manche Lebensregel hatte ich diesem Umgang zu verdanken.

— — — — — — — — — — —

Es war Fasching. Die Assistenten und der ältere neunzehnjährige Praktikant überboten sich gegenseitig in Schilderungen der sich in Schwenders Kolosseum darbietenden Seligkeiten. Meine Neugierde stellte die Begierde nach den dort aufgespeicherten Genüssen in den Schatten. Als mein Vormund dem Doktor mit dem Kostgelde noch zwanzig Gulden Taschengeld für mich einsandte, und mir dieser das Geld auf einmal in die Hand gab, war auch das Signal gegeben: Auf zum Schwender! In vollster Würdigung meiner Sehnsucht nach den Amorsälen bot mir der Herr Magister nach

Schluß der Apotheke die Möglichkeit zu einem heimlichen Verduften.

Mein Eintritt in die Amorsäle war zeitlich kaum getrennt von einer gründlichen Enttäuschung. Ich sah mich um und bemühte mich vergebens, nur die geringste Anwartschaft auf die versprochene Seligkeit zu finden. Aus allen Nischen grinste mir das entlarvte Antlitz des Gemeinen entgegen. Ich konnte den Geschmack der Assistenten nicht begreifen. Wie zur Bekräftigung des ersten Eindrucks sah ich dem tollen Treiben zu, in der Absicht, sehr bald aus diesem Dunstkreis zu verschwinden. Es war gerade Damenwahl. Ein junges Mädchen trat auf mich zu, um mich zum Tanze aufzufordern. Ich dankte. Als sie mit dem Ausdruck gekränkter Weiblichkeit die Bitte, ihr doch keinen Korb zu geben, wiederholte, zwang ich mich, ihr zu willfahren. Nach wenigen Takten erfaßte mich ein Schwindel, kalter Schweiß trat auf die Stirne, ich glaubte mich dem Ende nahe. Von den Tanzenden hin- und hergestoßen, wankte ich auf einen Stuhl.

Aengstlich um mich bemüht und mir mit ihrem Tuche den Schweiß von der Stirne wischend, sprach mir das Mädchen freundlich zu. Mir rollten die Tränen aus den Augen. Ich schrieb den Fall dem von mir einst getriebenen Laster zu, dessen Folgen mir die Assistenten in den furchtbarsten Farben geschildert hatten; ich sah mein junges Leben verloren. „Komm, Kleiner," sprach das Mädchen zärtlich, „wir setzen uns an jenen Tisch, dort trinkst du hübsch ein Gläschen Kognak, dann wirst du dich bald erholen." Ihr Mitgefühl tat mir wohl;

ich hatte das Bedürfnis nach der Nähe eines Herzens. Fast mütterlich sprach sie fortwährend auf mich ein. Als ich an Zutrauen gewann, fing sie an, ihr fürsorgliches Wesen in das der Liebenden umzuwandeln. Die anschwellende Zärtlichkeit schien ihrem Herzen stets neue Wünsche zu entpressen. Alle Zwischenstufen, vom ersten Händedruck bis zum Kusse wurden analogerweise vom Gläschen Koknak bis zur Flasche Wein, vom Butterbrötchen bis zur Austernschüssel ausgefüllt. In meinem Innern fand der konträre Vorgang statt. Jede Steigerung ihres Appetits brachte meine Gefühle dem Gefrierpunkt näher. Der erste Händedruck tat mir wohl, der Kuß war mir schon widerwärtig. Der Eintritt dieser Veränderung war auch aufs dringendste geboten: meine Kasse reichte eben hin, um die Zeche zu bezahlen. Nach meinem Kassenschwund war auch das Dämchen plötzlich verschwunden. Ich sah mich nicht mehr nach ihr um; sie hatte mir doch noch das Sperrsechserl für den Hausmeister gelassen.

Dieser Vorfall war weniger meinem Leichtsinn als meiner trostlosen Gemütsverfassung zuzuschreiben. Ich hätte mich in jenem Augenblicke, wo ich mein Leben verloren glaubte, jedem Menschen angeschlossen; ich fühlte mich so tief unglücklich, daß ich auf Grund des mir selbst innewohnenden Mitleids es für unmöglich hielt, daß mir ein Mensch in solcher Lage sein Mitgefühl versagen könne. Sie allmählich wohl durchschauend, hatte ich doch nicht die Kraft, ihr etwas abzuschlagen; mir war's, als müßte ich mir ein Herz erzwingen. Diese Erfahrung war indessen nicht zu teuer erkauft. Ich hatte

seit diesem Abend eine solche Abneigung gegen die Demi-Monde, daß ich in meinem ganzen Leben für sie nichts mehr übrig hatte.

In den nächsten Tagen überfiel mich eine tiefe Schwermut; wie im Traume ging ich umher, mich nach einem Herzen sehnend, an dem ich weinen könnte. Dieser Zustand war schon durch eine von mir noch unerkannte Krankheit bedingt. In meiner Not war ich nicht unempfänglich für die Liebesblicke eines Dienstmädchens, dessen heiße Sinnlichkeit mich bald in seine Arme zwang. Es war ein neuer Mißerfolg. Während das Mädchen denselben auf Rechnung meiner Jugend zu setzen schien, maß ich ihn wieder meiner Vergangenheit bei, mich bereits in den Gedanken ergebend, daß mir diese Freuden für immer verschlossen seien.

Auch in meinem Berufe machte sich mir die Vergangenheit fühlbar. So oft ich mit Geld zu tun hatte, errötete ich auffallend. Wie Majas Schleier das Wesen der Dinge, so hatte einst mein durch eine verkehrte Erziehung bedingter Zustand meinen wahren Charakter verhüllt. Um mich wieder zurechtzufinden, bedurfte es eines mächtigen Anstoßes, der mich aus jenem Taumel rüttelnd zum Lichte der Erkenntnis führen konnte. Der Anblick des Leidens meines Vaters hat mir diesen Anstoß gegeben. Mein nun so mächtiger Abscheu vor einem Diebstahle erzeugte, durch die mein Gemüt belastende Reue unterstützt, die Befürchtung, daß man mir einen solchen zutrauen könnte. Dieses Gefühl brachte mein schon geschwächtes Nervensystem durch Erröten zum Ausdruck. Es war die Furcht vor dem Erröten

selbst, die mich errötен machte. Als dies nicht ohne Eindruck auf meine Umgebung blieb, stieg meine Unruhe aufs höchste. Ich verfolgte eine dadurch möglicherweise hervorgerufene, mit meiner Gesinnung völlig divergierende Meinung bis in die äußersten Konsequenzen, unter deren Vorstellung ich namenlose Qualen litt.

Mein immer stärkeres körperliches Unbehagen, besonders aber das heiße Verlangen, meinen Chef wenigstens indirekt auf den pathologischen Grund meines Errötens hinzuweisen, veranlaßte mich, ihm zu klagen, daß ich krank sei und mir das Blut zu Kopfe steige. „Ach, Unsinn, Sie und krank! Sie sehen aus wie ein Blasengel," war seine Antwort.

Endlich machte sich mir ein örtliches Leiden bemerkbar[1], und ich vertraute mich dem älteren Praktikanten an, der mir den Rat gab, mich an einen Arzt zu wenden. Durch die mir verordneten äußeren Mittel wurde mein Zustand nicht wesentlich gehoben; ich ging zu einem andern Arzt, der ein Bougie in Anwendung brachte und mir, da ich mich immer matter fühlte, zur Einsendung an meinen Vormund ein Attest ausstellte. Von diesem wurde mein Chef unterrichtet, der mich nun für einen Don Juan ersten Ranges hielt, worin er vielleicht durch den Umstand bestärkt wurde, daß das Dienstmädchen meinen ihr geschenkten, der ganzen Umgebung bekannten Ring auf dem Finger trug. „Glauben Sie denn, daß Sie bei mir in einem Bordell sind?" brüllte mich der Doktor an und schickte mich nach einer kurzen Unterhandlung mit meinem Vormund in die Heimat.

[1] Ich fühlte mich schon lange krank, wußte aber nicht, was mir fehlte.

„Sie stecken in keiner guten Haut," waren dessen erste Worte bei meiner Ankunft. „Zu Hause kann ich Sie nicht lassen; vor Ihnen ist kein Weib mehr sicher; gehen Sie nur zu den Tanten!" Begreiflicherweise konnten auch diese kein besonderes Wohlgefallen an meinem ihnen geschilderten Zustande haben, obwohl doch noch ein gewisser Zweifel an demselben mit ihrem inneren Mißbehagen kämpfte. Der Arzt kam und untersuchte mich oberflächlich. „Dem Kerl fehlt ja nichts," sagte er, „der Bengel ist kerngesund[1]."

Mein Vormund schüttelte den Kopf über das Attest des Wiener Arztes, den man für einen Scharlatan erklärte. Die Tanten frohlockten über die Gesundheit ihres Lieblings und die von ihnen richtig gehegte Voraussicht, während nur ich selbst dieser Diagnose nicht beizustimmen vermochte. Ich klagte oft, daß ich krank sei, ohne Glauben zu finden. Ich wurde frühzeitig für einen Hypochonder erklärt, und da ich selbst nicht anzugeben wußte, worüber ich zu klagen habe, begann ich schließlich auch selbst an meine Hypochondrie zu glauben und mich ganz ruhig in mein Schicksal zu fügen.

In einem nahegelegenen Landstädtchen fand ich meine dritte Lehrstelle. M . . . war ein vorzüglicher Apotheker, aber auch einer der größten Pedanten.

Jeden zweiten Sonntag hatte ich von 2—7 Uhr meine Ausgangsstunden und jeden Sonntagvormittag eine Stunde Kirchzeit. M . . . verfolgte mich, um sich zu

[1] Diese falsche Diagnose war das Resultat der oberflächlichsten Untersuchung.

überzeugen, ob ich auch in die Kirche gehe. Weil das nicht der Fall war, fand schon am ersten Sonntag das erste Zerwürfnis statt.

Das Auskochen der Beeren usw. geschah im Hofe. Er saß nicht selten an der Dachluke, um uns von da aus überschauen zu können. Blieb in irgendeiner Flasche ein Restchen, so mußte es in ein kleines Fläschchen geleert werden. Dieses wurde verkorkt und verbunden mit gummierter Signatur in den Keller gestellt. Oft mußte es schon in der nächsten Viertelstunde wieder hervorgeholt werden.

Es gibt einen scharf fixierten Grenzpunkt zwischen Gewissenhaftigkeit und Pedanterie. Man muß zum Apotheker ebenso prädestiniert sein, wie zum Priester.

In Wien kam ich an Wochentagen doch noch häufig auf die Straße, da mich mein Chef bald da-, bald dorthin schickte; hier wurde ich wie ein Gefangener gehalten. Kein Wunder also, daß ich nicht wußte, was ich beginnen sollte, um meine freien Stunden gehörig auszunützen. Ich nahm an meinem zweiten Ausgehtage einen Schlitten und fuhr mit einem Gerichtsschreiber, dessen Bekanntschaft ich in der Apotheke gemacht, aufs Land. Wie glücklich war ich, diesem verhaßten Zwange für einige Stunden entronnen zu sein! Sah ich doch endlich wieder den blauen Himmel, Berge und Wälder, war es mir doch vergönnt, statt der von Aether, Chloroform und Teufelsdreck verpesteten Atmosphäre die freie Gottesluft zu atmen. Bei der herrlichsten Wintersonne ließen wir uns in einem Garten nieder, wo uns ein allerliebstes Bauernmädchen den

Wein kredenzte. Als ich wieder im Schlitten saß, war ich in der traurigen Lage, den Mond nicht mehr von einer Käsescheibe unterscheiden zu können. Wie ich ins Bett kam, weiß ich nicht. Nachts erwachte ich. Ach, schon wieder dieser Teufelsdreck! Doch nein! Es war — — Der Gedanke an meinen Chef verschlimmerte noch meinen Zustand. Was wird er sagen, der kein Fliegendenkmal auf dem Tiegel der Laussalbe duldet! Am nächsten Tage traf mich nur ein Blick der tiefsten Verachtung. Ich fühlte, daß noch irgendein Gedanke im Hintergrunde schlummerte: er war mit sich nur noch nicht einig. Im dringendsten Bedürfnis nach frischer Luft ging ich in den Abendstunden vor der Apotheke auf und ab. Nun war das Maß meiner Sünden voll. Wie einen Verbrecher transportierte er mich ins Haus, berichtete dieses crimen laesae majestatis sofort meinem Vormund, den ich nach einem kurzen, zur Erledigung des dringenden Geschäftes aber hinreichenden Aufenthalte in diesem Landstädtchen bald wieder in meiner Heimat begrüßen konnte[1].

Wohin nun mit diesem Tunichtgut, diesem Don Juan und Missetäter, der durch seine heillosen Allotria die Grundfesten der ehrsamen Apothekerzunft zu zerstören drohte und sogar eine höchst appetitliche Landapotheke in üblen Geruch zu bringen wagte? Wohin mit diesem Bösewicht? Wo eine vierte Lehrstelle finden? Der Anwalt meiner Mutter erbarmte sich meiner

[1] Ich muß jedoch gerecht sein: mein Chef war ein ausgezeichneter Lehrer. Er hatte mir einigen theoretischen Unterricht gegeben und mich in wenigen Stunden mit seltener Gründlichkeit in das Studium der Chemie eingeführt, sodaß ich später das Tirocinium ohne weitere Beihilfe ablegen konnte.

und brachte mich bei seinem Bruder unter, welcher gerade in meiner Vaterstadt eine neue Apotheke errichtete und sich bereit erklärte, es mit mir zu versuchen. Mein neuer Chef vereinigte in sich alle für den Apotheker erforderlichen Eigenschaften. Er wußte die Mitte zu halten, er hatte jenen obenbezeichneten Grenzpunkt gefunden.

Ich wohnte bei meinen Tanten und gab ihm durch treue Pflichterfüllung sehr bald Gelegenheit zur Ueberzeugung, daß ich doch besser sei, als mein Ruf.

Zu dieser Zeit gastierte am Stadttheater eine siebzehnjährige äußerst begabte Anfängerin, Olga von Precheisen, die spätere Hofschauspielerin und Gattin Lewinskys. Als Gretchen und Luise übte sie auf mich eine geradezu faszinierende Wirkung aus. Nach dem Theater harrte ich in dem Gasthause, in welchem die Schauspieler verkehrten, pochenden Herzens auf ihre Ankunft. Sie wußte nicht, daß dort in der bescheidenen Ecke ihr vielleicht aufrichtigster Bewunderer saß; sie ahnte nicht, daß ihr mich bezaubernder Eindruck in meine Seele jenen unheilvollen Funken warf, der meine ohnehin schon gefährdete Zukunft gänzlich zerstören sollte.

Nach beendigter Lehrzeit unterzog ich mich der Assistentenprüfung, dem sogenannten Tirocinium, mit ausgezeichnetem Erfolge. Alles war darüber höchst erstaunt, da man das Gegenteil erwartet hatte. Von dem Tage an genoß ich das volle Vertrauen meines Chefs und wurde zur selbständigen Rezeptur zugelassen. Ich wurde dazu nicht nach und nach herangezogen, sondern mit einem Schlage. Das war ein Fehler. Bis zum Tirocinium durfte ich nicht ein Rezept ausfer-

tigen. Auch Doktor A. in Wien verfolgte hierin ein sehr falsches Prinzip. Er ließ die Praktikanten im letzten Lehrjahre nur pauperes expedieren. Das war dann lediglich ihre Sache. Ein anderes Rezept durften sie nicht anrühren. Als ob das Leben der Armen minderwertiger wäre! Dem jungen Menschen wird dadurch gleichsam eingeimpft, zwischen Arm und Reich, wenn es auf eine Vergiftung ankommt, den größten Unterschied zu machen.

Am ersten Wochenmarkte nach dieser Prüfung erhielt mein Chef die obligate Visitationsvisite von seiten des Medizinalrates. Ich wurde in der Apotheke allein gelassen und sah plötzlich die ganze Tafel voll von Rezepten und eine Menge Menschen vor mir, welche auf deren Erledigung warteten. Diese plötzlich an mich herangetretene Forderung einer Leistung, welche schon dem geübten Expedienten zu schaffen macht, versetzte mich in eine gewisse Aufregung. Ein Rezept lautete: mixtura oleosa, uncias tres, tinctura opii, guttas tres. Da das Tropffläschchen leer war, nahm ich, mich an mehrere Vorbilder haltend, das kleine Standfläschchen, um aus demselben drei Tropfen in die Mixtur zu geben, wofür aber mindestens fünf hineinfielen. Anstatt hinauszugehen und die Mixtur einfach auszugießen, hielt ich mich wieder an meine Vorbilder. Ich erinnerte mich zugleich, selbst schon das doppelte Quantum auf einmal genommen zu haben, und expedierte die Medizin. An der Türe drehte sich die Frau, der das Rezept gehörte, um und sagte: „Hoffentlich wird es was nützen; das Kind wird erst ein Jahr und kann

nicht schlafen.“ Allgütiger Himmel! Mir wurde es schwarz vor den Augen! Alle Leute starrten mich an, was mich ganz kopflos machte. Endlich ermannte ich mich und lief durchs Laboratorium auf die Straße: die Frau war nirgends mehr zu sehen. In völliger Apathie, mit dem festen Vorsatze, mir bei einem schlimmen Ausgange das Leben zu nehmen, erledigte ich die übrigen Rezepte. Als mein Chef zurückkam, bat ich ihn, mich nach Hause gehen zu lassen, da ich mich unwohl fühle. Ich eilte zu den Tanten, um ihnen meine Not zu klagen. Sie fielen nieder vor dem Kruzifix, ich vor dem Muttergottesbilde. Nach einer grauenvollen Nacht stand ich am nächsten Tage wieder auf meinem Platze. Die Frau erschien. „Wie geht's dem Kinde?“ „Ausgezeichnet! So gut hat es bisher noch nie geschlafen. Geben Sie mir nur gleich dieselbe Medizin noch einmal.“ Diesem Wunsche kam ich allerdings nicht nach, wohl aber von nun an pünktlich und peinlich meiner Pflicht; mir diente dieser Fall zur steten Warnung. So oft ich später als Darsteller des Doktor Klaus die zweite Szene zwischen Lubowsky und dem »toten Bauer« sah, erinnerte ich mich desselben mit stiller Wehmut.

Ich trat in Steyr bei Apotheker Brittinger mit einem Monatsgehalt von zwanzig Gulden in Kondition. Da ich mich mit viel größerem Eifer in Schillers »Räuber« als in die Pharmakopoe vertiefte, und mich mein Chef bald nach meinem Antritte überraschte, als ich heftig agierend vor dem Rezeptiertische »Verraten! Verraten!!« rezitierte, gab er mir den harablassenden Rat, nur schleunigst zum Theater zu gehen, da ich zum

Apothekerstande doch nie und nimmer brauchbar wäre. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen; ich reichte meine Kündigung ein und war von diesem Tage an wie umgewandelt. So groß war mein Verlangen nach Licht, Luft und Freiheit. Als mein Chef Ersatz hatte, packte ich meine Sachen und reiste nach Wien.

Meine erste Schauspielerperiode.

1872—1878.

In der Wiener Theaterakademie. — Professoren und Kollegen. — Die üblichen Hindernisse. — Mein erstes Auftreten. — Auf der Schmiere. — Ein Debut in der Heimat. — Das Gespenst. — Die fixe Idee. — Abgang vom Theater.

Mein Entschluß, mich der Bühne zu widmen, stand unerschütterlich fest. War derselbe in erster Linie auch nur das Resultat negativer Bestimmungsgründe, des verfehlten Berufes und des Mangels an positivem Wissen, das mich gewiß auf eine andere Bahn geleitet hätte, so trieb mich doch auch ein gewisser Instinkt, eine qualitas occulta, die sich infolge meines Fleißes gar bald offenbaren sollte.

Nicht also eine törichte, aussichtslos beharrende Leidenschaft zu der oben erwähnten Schauspielerin trieb mich zur Bühne. Der mächtige Eindruck des durch ihre imposante Erscheinung unterstützten Talentes gab nur den ersten Anstoß zur Aeußerung der vorhandenen Neigung, die sonst unter anderen Umständen über kurz oder lang doch hervorgetreten wäre.

Sofort nach meiner Ankunft in Wien meldete ich mich in der Kierschnerischen Theater-Akademie. Ich

wurde nach einer kurzen Prüfung aufgenommen und zahlte für einen Monat das Unterrichtshonorar in der Höhe von fünfzehn Gulden.

Als ich eintrat, wurden unter Leitung von Alexander Strakosch »Der Blumen Rache« von Freiligrath und »Des Feuers Macht« aus Schillers Glocke vorgetragen.

Ein Gefühl unsagbarer Angst kämpfte mit der festesten Zuversicht. Obgleich das Herz zum Zerspringen pochte, drängte es mich, losgelassen zu werden, in der Erwartung, alle anderen zu übertreffen und sprachlos zu machen vor Erstaunen und Bewunderung meines Talentes. Ich trug »Des Feuers Macht« vor. Ein fortwährendes Gekicher und endlich laut hervorbrechendes Gelächter aller Anwesenden begleitete meinen Vortrag. Wie ins tiefste Herz getroffen, brach ich ihn plötzlich ab. „Völlig talentlos," lautete das Urteil des Meisters. „Sie haben auch einen furchtbaren Dialekt, den Sie nie los werden können. Kehren Sie nur in die bürgerliche Sphäre zurück!" Ja, mein Gott, sagte ich mir, von dort schickt man mich ja eben hieher. Ist denn nirgends ein Plätzchen für mich?

Diese furchtbare Enttäuschung konnte den Glauben an meine Fähigkeiten nicht erschüttern: sie wurde mir nur zum Sporn meines durch die Lust zu diesem Berufe ohnehin schon bedingten Fleißes. Ich nahm mir für meine Sprachübungen einen sehr befähigten Schüler, Leopold Adler, zu Hilfe, der mich hauptsächlich auf meinen Dialekt aufmerksam machen sollte. Nach zwei Wochen meldete ich mich bei Eduard Kierschner zum Vor-

trage desselben Gedichtes. Kein Lachen mehr, keine Verhöhnung! „Es ist erstaunlich," sagte dieser, „was Sie in so kurzer Zeit geleistet haben. Wie Sie das gemacht haben, weiß ich nicht; jedenfalls werden Sie bald ein guter Sprecher sein."

Diese Aufmunterung war für mich bestimmend, den gewählten Beruf festzuhalten und alle Hindernisse zu überwinden. Diese stellten sich mir begreiflicherweise von seiten meiner Angehörigen entgegen. Man bot alles auf, um mich von meinem Entschlusse abzubringen und verlangte schließlich, daß ich erst das Magisterium der Pharmazie ablegen möge. Man zeige nur einem jungen Manne ein heißersehntes Ziel und lasse ihn die Bedingung zu dessen Verfolgung auf einem so großen Umwege in einem vorderhand anderen Ziele suchen. Fruchtloses Beginnen! Als alle Bitten, Drohungen und Vorstellungen der mit diesem Berufe verknüpften Gefahren erfolglos waren, versuchte man, mich durch Not zur Umkehr zu zwingen. Ich blieb standhaft. Als schon das letzte Hemd im Leihhause war und ich schon mehrere Tage nur mehr von Brot gelebt hatte, klopfte es eines Morgens und herein trat Gymnasialprofessor Steiner, mir als rettender Engel von meinem Onkel, dem Bruder meiner Mutter, geschickt, um sich über mich und meine Verhältnisse in jeder Hinsicht zu informieren. Das bot keine Schwierigkeiten. Ich führte ihn zu meinem Schranke. Und als der edle Mann, der mir auch noch in späteren Jahren sein Wohlwollen bewies, den mich für meinen Beruf erfüllenden heiligen Eifer sah, zögerte er nicht, mir durch einen entsprechenden

Bericht an meinen Onkel, der fortan auch mein Vormund war, die Wege zu ebnen. Außer dem allgemeinen Unterrichte wurde mir in der Person des Wiener Hofburgschauspielers Franz Kierschner ein Privatlehrer gegeben, der sich über mein Talent und meine Fortschritte äußerst lobend aussprach.

An der von dem Hofburgschauspieler Eduard Kierschner geleiteten Akademie waren außer Alexander Strakosch noch die Hofburgschauspieler Doktor August Förster, Franz Kierschner und Leo Friedrich als Lehrer angestellt. Als Schüler und Schülerinnen, die später eine größere oder kleinere Karriere machten, sind zu nennen: Katharina Schratt, Horvath, Neuffer, Meixner. Maria Barkany hatte eben die Akademie verlassen. Mit Karl Bassen, der später am Burgtheater als Kosinsky und in anderen Rollen auf Engagement debutierte, jedoch nicht durchdringen konnte, habe ich eine Zeitlang zusammen gewohnt. Stets phantasierte er, daß er einmal der einzige Ersatz für Kraftel werden könnte. Später wanderte er von Schmiere zu Schmiere und ist, nachdem er sich gänzlich dem Trunke ergeben, als Portier in Wien gestorben. Dieser befähigte Mensch! Und gerade uns beide hatte der Zufall zusammengeführt, als hätte er zur größeren Bequemlichkeit gleich in ein Fach gelegt, was dem traurigsten Verhängnisse bestimmt war.

Vor der Akademie stolzierten die zukünftigen Sonnenthals, Kraftels, Hartmanns, Lewinskys und Baumeisters auf und ab; an ihrer Seite die Wolters, Gabillons und Burskas. Die Herren fast durchgängig

im Sonnenthal-Zylinder, die Damen in der Wolter-Toilette.

Als ich einmal allein vor der Türe stand, trat ein kleiner, junger Mann an mich heran, der mir seine Absicht, sich der Bühne zu widmen, aussprach, mich nach den Aufnahmebedingungen befragte und sich mir als Heinrich Conried vorstellte. Wer damals, als wir beide voll Hoffnungen, befähigt und von glühendem Ehrgeiz erfüllt, so nebeneinanderstanden, ein Auge hätte in die Zukunft blicken können! Sein Weg führte ihn hinauf zur höchsten Spitze äußeren Glanzes, meiner mich hinab ins — — —!

Unter Franz Kierschners Leitung betrat ich als Gremio in der Bezähmten Widerspenstigen zum erstenmal die Bühne. Am Tage der Vorstellung befand ich mich in begreiflicher Aufregung, die einen eigentümlichen lokalisierten Reiz hervorrief, an den ich fortwährend denken mußte. Als ich ins Theater ging, hatte ich keinen freien Kopf und wurde mir endlich schmerzlich bewußt, daß infolgedessen meine Leistung etwas hinter meinem Können zurückblieb. In der darauffolgenden Zeit fühlte ich mich wieder gesund und dachte nicht mehr an den Vorfall, bis zum Tage meines zweiten Auftretens. Mit der Aufregung kam dieselbe unbehagliche Empfindung wieder, keineswegs schmerzhaft, kaum bemerkbar, aber sie war da und zwang mich, fortwährend an sie zu denken. Schließlich machte ich mir Vorwürfe. Ich schrieb diesen Zustand meiner Einbildung und natürlichen Aufregung zu, unter der jeder Anfänger zu leiden hätte.

Nach einem halben Jahre verließ ich die Akademie und fand mein erstes Engagement am Sommertheater in Prag. Da hier nur Possen und Operetten gegeben wurden, fühlte ich mich nicht in meinem Element. Ich wurde in den kleinsten Rollen beschäftigt. Meine ursprüngliche Aufregung stand hier in gleichem Verhältnisse zur fehlenden Begeisterung, ich war frei von jener peinlichen Empfindung, was mich mit froher Hoffnung erfüllte und in mir den Glauben an eine nur eingebildete Krankheit befestigte. Ein alter Schauspieler gab mir den Rat, ein kleines Engagement anzunehmen, da ich mir nur in einem solchen die nötige Routine erwerben könnte. Er schrieb an den ihm bekannten Direktor A. H .... in Ungarn, der mich mit einer nach einem vierzehntägigen Probespiel eintretenden Monatsgage von fünfzehn Gulden engagierte. Eines Tages erhielten meine Angehörigen zu ihrem Entsetzen einen Brief von mir aus einem ungarischen Nest. Ich war auf der Schmiere.

Bei meiner Ankunft erblickte ich auf dem Bahnhofe einen jungen Mann mit glatt rasiertem Gesichte. Nach der neuesten Mode trug er ein rotes Sammetjakett, taubengraue Hosen und Zylinder. Wir erkannten uns sofort als Mimen. Da der Direktor mit Gesellschaft erst in einigen Tagen eintreffen sollte, schloß ich mich ihm gerne an und ging auf seinen Vorschlag ein, uns eine gemeinschaftliche Wohnung zu mieten. Trieb doch auch ihn, wie er mir sagte, nur eine wahre Neigung zur Bühne. Leider gab er mir bald nur eine unbezwingliche Neigung zu meiner Börse zu erkennen. Wenn

meine Barschaft auch nicht groß war, so besaß ich doch Uhr, Kette, Ringe und einen großen Koffer voll Sachen und Kleidungsstücken. Nach kurzem Suchen fanden wir bei einem Rabbiner Unterkunft, der zwei reizende Töchter hatte. Mein Herz fing sofort Feuer. Da ich nicht wußte, welcher ich den Vorzug geben sollte, verliebte ich mich gleich in beide. Meinem Kollegen war, wie er mir sagte, das Weib ein bereits überwundener Standpunkt, worüber ich mich königlich freute, indem er mir neidlos beide überließ und bei unseren Ausflügen sogar noch die zarte Rücksicht nahm, sich oft in angemessener Entfernung zu halten, für welchen Minnedienst er freilich gleich darauf minder rücksichtsvoll meine Börse in Anspruch nahm. Was war mir das Geld in solchen Augenblicken! Während ich die eine küßte, spitzte schon die andere ihr Mündchen, und wenn hier die Dauer des Kusses die vorhergegangene überstieg, so mahnte mich auch schon ein süßer Blick der ersteren an die Verpflichtung, die ich durch diese Ausdehnung ihr gegenüber übernommen. Ein sinnlicher Gedanke ist mir gar nicht gekommen. Ich war zufrieden in dem Glauben, daß die Achtung vor der Unschuld es erfordere, jeden solchen fernzuhalten.

Die Gesellschaft kam an. „Griaß Ihna Gott," sagte jovial der Herr Direktor, der im Hochsommer einen grauen Lodenanzug trug, dessen Hose mittels eines im Dreieck herausgerissenen Stückes den Anblick eines nackten sechzigjährigen Hintern gewährte. Wohlwollend bot mir die »Frau Direktor«, seine Geliebte, ein kleines, dickes kugelrundes Weib, die Hand zum

Kusse. Ich beeilte mich, diesem Wunsche nicht ohne inneres Widerstreben zu entsprechen, worauf mir der Herr Direktor zuflüsterte: „Küssen S' ihr nur fleißig d' Hand, sie sieht's gern!" Die häßliche, schwangere Lokalsängerin[1] blickte neckisch verschämt beiseite, während die zigeunerhafte erste Liebhaberin an der Seite ihres Liebhabers, eines Kommis voyageur, stolz einherschritt. Von männlicher Seite ergänzten ein besoffener Komiker, der zugleich Zettelträger und Zimmermaler war, und ein »fescher« Liebhaber dieses entzückende Ensemble. „Wann was z'machen is aus Ihna," fuhr der Direktor fort, „i wer's schon machen. Morgen spielen S' den Advokaten Schlicht in der »Blauen Donau« und am Freitag den Schulmaster in der »Deborah«". Im Gasthofe zur Krone wurde der Musentempel aufgeschlagen. Während der Probe klopfte er mir bedeutungsvoll auf die Schulter: „Aus Ihna wird was," sprach er, „in zehn Jahren kann aus Ihna a Schauspieler wer'n, wie i aner bin." Diese Prophezeiung konnte mein Selbstbewußtsein nicht heben, gab mir aber den Mut, ihm eine Bitte vorzutragen. „Lassen Sie mich den Franz Moor spielen," bat ich. „Den Franz Moor wollen S' spielen? Hm, hm, no ja, warum denn nit? Wir reden schon noch drüber." Als Schulmeister errang ich mir seine vollste Anerkennung, und als wir uns am nächsten Tage zum Mittagessen einfanden, verkündigte er feierlich, daß die Räuber aufgeführt werden. „Was? Die Räuber?" klang es von allen Seiten. „No, was sperren S' das Maul auf?"

[1] Lokalsängerin — Soubrette.

rief er gekränkt. „Bin i vielleicht nit der Mann dazua? I bin freilich ka Laube net, aber deratwegen besetz i die Räuber doch mit fünf Mann."

Die Räuber also, und ich spiele den Franz Moor! In gehobener Stimmung durchschritt ich die schmutzigen Gassen mit ihren armseligen, halbverfallenen, unreinen, ebenerdigen Baracken und blieb endlich vor dem einzigen einstöckigen Hause, in dem der Stuhlrichter wohnte, mit stolzem Selbstbewußtsein stehen. Im Zauberscheine meiner Ideale warf es seine Strahlen wieder in mich selbst zurück. Die Gegenwart zeigte sich mir in einem verklärten Lichte und die damit verknüpfte Antizipation der Zukunft ließ mich in einer geträumten Sphäre leben. Wehe aber, wenn diese nur subjektiv bedingten Zustände fehlen! Der Zauber der Poesie ist dann geschwunden, und nur das nackte Elend tritt in die Erscheinung.

Der Theaterzettel brachte folgende Ankündigung:

„Auftreten des Herrn Ernst Clefeld in der Rolle des Franz Moor als Kopie des Wiener Hofburgschauspielers Joseph Lewinsky: Die Räuber, oder der Sturz des Hauses Moor."

Wenn ich schon dazu bedenklich den Kopf schüttelte, so hatte der geniale Einfall des Direktors, die hochschwangere Lokalsängerin den Herrmann spielen zu lassen, auch meinen Sturz aus allen Himmeln zur Folge. Ich bot meine ganze Rednergabe auf, um ihn von diesem künstlerischen Versuche abzubringen. „Haben S' nur ka Angst," erwiderte er. „Die is sehr talentiert, passen S' auf, wie die sich das Dings wegschminkt!" Er selbst

spielte den Spiegelberg und den alten Moor. Im vierten Akte vergaß er den Umtausch der Perücken und kam als alter Moor mit roter Perücke und weißem Barte aus dem Turm. Warum sollten auch die höchst grauenhaften Erlebnisse sein Haar nicht rot gefärbt haben! Die Vergeßlichkeit des Herrn Direktors hatte jedoch einzig und allein die schlechte Einnahme zur Ursache. Den ganzen Abend ging er fluchend, schimpfend und spuckend hinter den Kulissen umher, während er mich, als den Verbrecher, der ihn zum Verbrechen der Aufführung dieses Stückes verleitet, mit wütenden Blicken bis auf die Szene hinaus verfolgte. Nach Schluß der Vorstellung kam sein Aerger zum vollendeten Ausdruck. Zu feige, sich direkt an mich zu wenden, da ich ihm durch Auftreten und Garderobe imponierte, entlud er seinen ganzen Grimm auf den betrunkenen Komiker. Dieser hatte wieder einmal seine Geliebte durchgeprügelt, was ihm den triftigen Grund gab, sich gründlich zu besaufen. Als ich ihn einmal fragte, weshalb er sie so furchtbar schlage, sagte er, daß es mit bestem Willen nicht anders ginge, sie müsse Keile kriegen, mit dem »Jackenfett« käme bei ihr erst die Liebe.

„Sie Schwein," schrie ihm der Direktor zu, dabei fortwährend mich mit zornigen Blicken messend, „wie können's Ihna unterstehen, sich zu besaufen, ohne mi vorher zu fragen? I bin der Mann, i zahl pünktlich meine Gagen —!" „Ich spiele ja noch zur Probe," warf ich ein. „Was," fuhr er auf, „Sö junger Mensch, Sö wollen mir widersprechen? Wissen S', wer i bin? I war vier Jahre Hausstatist am Wiener Burgtheater,

zu mir hat der Laube noch gesagt: Sie Esel!" Ich widersprach nicht mehr: ich fügte mich dem Urteile des Meisters.

Vor dem täglich mehr hervortretenden Antlitz der Wirklichkeit ergriffen meine Illusionen die Flucht und ließen in mir nur das heiße Verlangen zurück, ihnen schleunigst zu folgen. Auch wurde ich fortwährend bestohlen. Ich hatte Unschuldige im Verdachte, bis ich in meinem Schlafkollegen den Dieb erkannte. Er wurde später großer Schwindeleien wegen zu vierjährigem schweren Kerker verurteilt.

Also fort! Nur der Abschied von den Jüdinnen fiel mir schwer. Da ich in der Stadt noch vieles zu ordnen hatte, versprach ich ihnen, wiederzukommen. Meine Angehörigen waren von meinen Errungenschaften wenig erbaut, gaben mir aber noch einmal das Geld zur Ordnung meiner Angelegenheiten. Ich kaufte ein paar Geschenke für Judas Töchter, nahm Abschied für immer und reiste in das mir stets offenstehende Asyl: zu meinen Tanten!

Ich debütierte in meiner Vaterstadt als Wurm. Es war das erste Auftreten in einer größeren Rolle vor einem Publikum, das sich berufen fühlte, an meine Leistungen den strengsten Maßstab anzulegen, vor meinen Angehörigen selbst, denen ich jetzt zeigen sollte, daß wirklich ein hinreichendes Talent mir die Berechtigung gegeben, meinen früheren Beruf mit dem des Künstlers zu vertauschen.

Wo ich ging und stand, rezitierte ich: „Lustig, lustig! Es soll mich kitzeln, Bube!" Ein Schauer der

Begeisterung durchrieselte mich; aufjauchzen hätte ich mögen vor Wonne, aber — der den Körper durchrieselnde Wonneschauer rief auch jene dumpfe Empfindung wach. Ich begegnete einem Bekannten. „Heute also werden Sie uns zeigen, was Sie leisten können. Ich bin gespannt auf Ihren Wurm." — „Ach!" — „Was ist Ihnen?" — „Mir ist nicht wohl." — „Ha ha, Lampenfieber! Legen Sie sich eine Stunde aufs Ohr, schlafen Sie, damit Sie bei Organ sind und ordentlich herausbrüllen können: ‚Lustig, lustig!' Adieu!" — Lustig, Lustig! Ja, ich will schlafen und auch an nichts mehr denken, an gar nichts. Ich legte mich hin, die Nerven beruhigten sich und im Halbschlummer zog es noch einmal durch mein Hirn. Ach ja, es wird gelingen, es wird! Ich Tor! Was fehlt mir denn? Wie kann man sich nur selbst so quälen? Heute abend bin ich gesund, dann keine Angst mehr, kein Lampenfieber! Verwandte und Bekannte, alle, die an meinem Talente zweifelten, sie sollen staunen, wenn ich loslegen werde: Lustig, lustig! Es soll mich — — —! Da — wieder der Schauer, und zugleich mit ihm das Gespenst, das unheimliche, tückische Gespenst, aber nicht mehr so unsicher, so schwankend, es trat schon bestimmter an mich heran, herausfordernd zum Kampfe mein armes Hirn. Und zwei mächtige Bundesgenossen aus meinem Lager standen ihm zur Seite: Glühender Ehrgeiz und heilige Ehrfurcht vor der Kunst. Alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten durchzogen meine Phantasie und lockten und zerrten sie weiter und weiter in transzendente Gebiete, wo Vernunft und Verstand keine Macht mehr

besitzen. Völlig abgespannt betrat ich die Bühne. Meine Klagen, daß ich krank sei, konnten keinen Glauben finden. Jeder sagte, es sei Lampenfieber. Im ersten Grade ist es auch nichts anderes gewesen. Nur die Ursache der Steigerung entzog sich dem Urteil der Aerzte und meinem eigenen. Dennoch war mein Debüt nicht erfolglos, man stimmte überein, daß ich Talent besitze.

Ich bekam Engagement bei einer sehr guten reisenden Gesellschaft, deren Direktor, Karl Schiemang, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel echt künstlerische Zwecke verfolgte und mir sehr wohl gesinnt war. Er erkannte mein Talent, war aber schließlich, wie alle anderen, im Zweifel, auf wessen Rechnung er das nicht näher zu bestimmende Etwas, das stets meiner Leistung fehlte, setzen sollte. Den Grund anfänglich auch für Lampenfieber haltend, versuchte er alles mögliche, mich zu beruhigen, ging mit mir spazieren, lud mich zu Tische ein — das Gespenst war nicht zu bannen.

Dann kam ich an das Stadttheater nach Liegnitz zu dem bekannten Direktor Hermann Meinhardt, wo ich als Franz Moor auftrat. Der Direktor wohnte der Probe bei. Er hatte früher das Meininger Hoftheater geleitet und genoß in der Theaterwelt einen sehr vorteilhaften Ruf. Nach der ersten großen Szene trat der Komiker Karl Wexel an mich heran. „Sie gefallen dem Direktor," sprach er. „Wissen Sie, was er eben sagte? ‚Da drinnen wohnt etwas.'" Wie es mich bei diesen Worten wieder durchrieselte! Ich wußte ja, daß ich Talent besitze, ich wußte es leider nur zu gut. Aber

schon stieg der Zweifel in mir auf, schon fühlte ich wieder die Nähe des Gespenstes. Noch während der Probe trat mir der kalte Angstschweiß auf die Stirne. Zur qualvollen Furcht kam die Furcht vor der Furcht. Als ich nachmittags auf dem Sofa lag, rezitierte ich nicht mehr; verzweiflungsvoll rang ich die Hände, und aus dem tiefsten Innern quoll es hervor: „Höre mich beten, Gott Vater im Himmel!" Als halbe Leiche wankte ich ins Theater. Ich habe gefallen.

Am nächsten Tage ging ich wieder zum Arzte. Er lachte mich aus und sagte, ich sei verrückt; ich klagte meinen Kollegen, sie lachten ebenfalls und sagten, ich sei verrückt. Alle Welt sagte, ich sei verrückt. Schließlich mußte ich es selbst glauben, und um nicht ins Tollhaus zu kommen, traute ich mich kein Wort mehr zu sagen[1].

[1] Durch eine gewaltige, den Willen heftig affizierende Vorstellung gerät das Gehirn auf Grund großer Sensibilität in hohe Erregung, die sich auch den mit ihm kommunizierenden Nerven mitteilt. Der sich fortpflanzende Reiz gelangt zur Nervenmasse des bereits krankhaft affizierten Organs; die dadurch geweckte Krankheit, die sich bei mir in einem eigentümlichen unangenehmen Reize äußerte, wird sofort zum Gegenstande des Nachdenkens, indem das schon heftig erregte Gehirn die Vorstellung der bevorstehenden Aufgabe mit jener durch Erregung hervorgerufenen krankhaften Empfindung auf dem Wege der Reflexion in unablässige Beziehung bringt und sich angesichts der fortschreitenden Erregung die Möglichkeit des Mißlingens dessen kombiniert, worauf sich der Wille mit allen Kräften konzentriert. Der nun aufs höchste gereizte Intellekt fixiert unaufhörlich den eigentlichen Sitz des Uebels, dessen mögliche Folgen immer mehr zum Gegenstande des Nachdenkens werden. Der auf Grund des vorhandenen Ehrgeizes, der hohen Begeisterung für die Sache auf die Vorstellung der Möglichkeit eines Mißerfolges negativ, auf die eines Erfolges heftig positiv reagierende Wille bringt das Gehirn mit dem kranken Organ in eine fortlaufende Dialektik, so daß stets dem Grade nach fortschreitende Veränderungen einerseits entsprechende Veränderungen andererseits bewirken, die infolge des innigen Zusammenhanges der Genitalien mit dem Gehirn auf der einen Seite zur höchstgradigen Neuralgie, auf der anderen zum Wahnsinn führen können. Bei einem Normalmenschen würde diese

Ich kam zu Theodor Aschê nach Magdeburg, nach Osnabrück zu Borsdorf, bei dem zugleich Max Grube engagiert war, zu Sowade nach Bernburg, wo Arndt und Hildegard Jänicke eben ihre Laufbahn begannen: Alle schüttelten die Köpfe und wußten nicht, was sie eigentlich von mir halten sollten. In Halle a. S. wurde ich an Stelle des abgegangenen Alois Wohlmuth engagiert. Ich sollte im Schauspiele »Montrose, der schwarze Markgraf« von Heinrich Laube als Cromwell auftreten. Die Weigerung Wohlmuths, diese Rolle schnell zu lernen, rief zwischen ihm und der Direktion ein Zerwürfnis hervor, dem alsbald sein Abgang folgte. Ich weigerte mich ebenfalls. Nicht aber, wie es schien, so sehr der Rolle wegen, vielmehr aus Furcht vor dem Spielen überhaupt. Es kam mir sehr gelegen, ein mir selbst glaubwürdiges Motiv zu finden, das mich davon befreien konnte.

Wenn ich in einem Engagement erst festen Fuß gefaßt hatte, ließ die Aufregung etwas nach. Ich habe an den Stadttheatern in Kiel und Liegnitz als beliebter Darsteller glänzende Rezensionen erhalten.

Als ich nach erlangter Majorennität, die in Oesterreich nach dem vollendeten 24. Lebensjahre eintritt, über einige Mittel verfügte, reiste ich in mehrere Bäder, um Heilung zu suchen. Es war vergebens.

Wirkung freilich ausbleiben. Es wird mir auch kaum gelungen sein, mich jedermann verständlich zu machen.

Ich halte speziell für diesen Vorgang im Organismus die Bezeichnung Wechselwirkung sehr zutreffend, obgleich zu dessen Erklärung in allgemeiner Hinsicht das Gesetz der Kausalität ausreichend ist. Schopenhauer will nämlich, die Kantsche Kategorie der Gemeinschaft verwerfend, den Begriff der Wechselwirkung aus der Philosophie gänzlich verbannen.

Ich gewann endlich den Glauben an eine fixe Idee und versuchte alles mögliche, mich von ihr zu befreien. Ich unternahm lange Spaziergänge und mahnte mich unablässig, die durch die Lebhaftigkeit meiner Phantasie hervorgerufenen Qualen durch die Macht eines festen Entschlusses schon im Entstehen zu ersticken. Ich analysierte den Begriff der Schauspielkunst; ich suchte nach einem Merkmal, das, mir ihr Ansehen vermindernd, auch dementsprechend den Ernst meines Strebens modifizieren sollte, das, einem Stichwort gleich, geeignet wäre, im verhängnisvollen Augenblicke bestimmend einzusetzen. Ich hielt mir vor, gleich vielen andern, die Kunst als Broterwerb aufzufassen; ich nahm zu den spitzfindigsten Reflexionen meine Zuflucht, um meine Ehrfurcht vor ihr zu vernichten. Törichte Selbsttäuschung! Nur als Stütze meines Uebels wollte ich sie zerstören, um sie in ihrer reinen Gestalt nur noch sorgsamer in meinem Gemüte zu hegen. Die Begeisterung für die Kunst allein erfüllte mein ganzes Wesen, während das Unvermögen, ihr ungestört dienen zu können, einen einzigen großen Schmerz hervorrief, der allen anderen Gefühlen den Eintritt versperrte. Die ganze übrige Welt barg für mich weder Freuden noch Leiden mehr.

Da ich mir doch nicht verhehlen konnte, daß der Grund zu dieser fixen Idee dennoch in einem örtlichen Leiden zu suchen sei, kam ich sogar auf den ebenso närrischen wie ergötzlichen Einfall, mich kastrieren zu lassen[1].

[1] Abgesehen von der Lächerlichkeit dieses Einfalls gibt sich hieraus schon eine gewisse Freiheit zu erkennen, eine Verzichtleistung auf alle Sinnenlust, unter der

Charakteristisch ist, daß meine in der Geschlechtsliebe angestellten, mehr auf eine Heilung als den Genuß hinzielenden, mißglückten Versuche nicht in allen Fällen die Neigung des Weibes unterdrückten. Eines dieser bedauernswerten Geschöpfe schrieb mir durch zehn Jahre die glühendsten Liebesbriefe und schickte mir an jedem Geburtstag eine Handarbeit als Geschenk.

So floß mein junges Leben unter beständigen Qualen dahin.

Wenn ich bei der Probe oft alle an mich gestellten Ansprüche übertraf, so blieb die Leistung am Abend wieder hinter denselben zurück. Trotz meines unverkennbaren Talentes war ich, ohne sichtbare Fortschritte gemacht zu haben, nach Schluß der Saison derselbe, der ich bei Beginn gewesen. In klassischen Rollen konnten meine Vorzüge die durch mein Leiden hervorgerufenen Mängel noch überragen, während mir in Lustspielen meine Aufregung eine leichte, fließende Darstellung unmöglich machte. Im Bewußtsein dessen war die Aufregung in solchen Rollen nur um so größer, weshalb auch stets mein Bestreben war, in jedem Engagement zuerst in einer oft gespielten klassischen Rolle aufzutreten. Wurde mir das aus irgendeinem Grunde verweigert, so suchte ich nach einem Vorwand, um augenblicklich auszuscheiden. Der Gedanke an den Eintritt der Not erschien mir nicht so schrecklich als der einer Kündigung wegen ungenügender Leistungen. Der

allerdings fraglichen Voraussetzung, dadurch die Freiheit des Intellekts retten zu können. In der höchstgradigen Verneinung einerseits erblickte ich die Bedingung, das Leben andererseits auf meine Weise im höchsten Sinne bejahen zu können.

Versuch, mir mit Wein Mut einzuflößen, verschlimmerte nur meinen Zustand. Ich wäre zu jedem Opfer bereit gewesen, wenn ich einmal unbeeinträchtigt eine Rolle so hätte darstellen können, wie ich es auf Grund meiner Fähigkeiten vermochte. Das Urteil der Kollegen lautete: „Das wäre ein ganz anderer Schauspieler, wenn er nicht so verrückt wäre." In meiner Verzweiflung spielte ich sogar oft den Verrückten. Ich wollte lieber für verrückt als für unfähig gelten. Nach einem zehnjährigen Leiden gelang es endlich dem Privatdozenten Doktor Rieger in Breslau, dessen Ursache, eine hochgradige Verengerung, zu entdecken. Er wählte gleich ein ziemlich starkes Bougie, das er mir unter großen Schmerzen einführte. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Als ich auf die Straße trat, sah ich die Welt in einem anderen Lichte. Nach der richtigen Diagnose des Wiener Arztes hatten mir der Dünkel, die Unwissenheit und Oberflächlichkeit der übrigen Aerzte mein Dasein vernichtet. Wohl befand ich mich auf dem Wege der Besserung, aber das Uebel hatte sich zu tief eingenistet. Um dem schrecklichen Gespenst für immer zu entrinnen, beschloß ich, einen anderen Beruf zu wählen und reiste in gänzlicher Ungewißheit über die Zukunft zu meinen Tanten.

Mein Abiturientenexamen.

1879—1881.

Wieder bei den Tanten. — Ich will studieren. — Meine Privatlehrer. — Vorprüfung mit gutem Erfolg. — Der Schwindel bei meinem ersten schriftlichen Examen. — Das zweite schriftliche Examen. — Ich trete auf ein Jahr zurück. — Mein drittes schriftliches Examen. — Die mündliche Prüfung. — Auf ein Jahr zurückgestellt. — Was nun? — Ich dichte. — Aufführung meines Dramas. — Wieder zum Theater. — Abschied von den Tanten.

Ohne meine wahren Verhältnisse zu kennen, wußten die Leute doch, daß sich meine Hoffnungen bei der Bühne nicht erfüllt hatten. Um den spöttischen Gesichtern meiner Propheten nicht zu begegnen und der Klatschsucht keine Nahrung zu geben, vermied ich es, bei Tage auf die Straße zu gehen. Nur in den Abendstunden machte ich einen kurzen Spaziergang. Ich war glücklich, der Welt wieder auf eine Weile entronnen zu sein und bei den Tanten weilen zu können. Sie quälten mich nicht mit Fragen über die Zukunft. Ihr Vertrauen auf Gottes Ratschluß überhob sie aller Zweifel. War ich nur wieder in ihrer Nähe! Wußten sie doch, daß mir da nichts Uebles widerfahren könne. Da ich außer ihnen nur meine eigene Gesellschaft genoß, brauchte ich auch nicht über Langeweile zu klagen.

Für meine nun freie Muße stand mir die reichhaltige Bibliothek eines verstorbenen Vetters zur Verfügung. Ich vertiefte mich in die Geschichte der Philosophie und kam allmählich auf den Gedanken, mich, obgleich schon 26 Jahre alt, gänzlich den Studien zu widmen. Nach Beseitigung der Ursache meines Leidens und dem Aufgeben des mich so sehr aufregenden Berufes fühlte ich mich wieder frei. Das Gespenst war verschwunden. „Tante Betty," sagte ich, ihr um den Hals fallend, „ich fühle mehr und mehr, daß mein eigentlicher Beruf die Wissenschaft ist. Ich will fleißig sein, Tag und Nacht will ich studieren, um in kurzer Zeit das Abiturientenexamen ablegen zu können. Darf ich?" — „Freilich darfst du," sprach sie, indem ein Strahl der Hoffnung aus ihrem lieben Auge blitzte. Noch in derselben Stunde war ich bei der lateinischen Grammatik. „Der Vokativ von us hat e, als here, coque, domine" und ähnliche Meisterstücke der Verskunst auswendig lernend, lief ich tagelang im Zimmer auf und ab. Als ich nach drei Monaten die lateinische Grammatik gänzlich und die griechische bis zur Syntax wiederholt hatte, teilte ich einem ehemaligen Gymnasialkollegen, der nach mathematischen Studien die Stellung eines gräflichen Erziehers bekleidete, mein Vorhaben mit. Nach einer kurzen Prüfung erklärte er sich bereit, mich zu unterrichten. Außerdem genoß ich den Unterricht eines alten Philologen, der als einstiger Achtundvierziger keine staatliche Anstellung mehr bekommen konnte. Da ihm im Siechenhause die nötige Ruhe zur Pflege der Alten fehlte, konnte man ihn auf allen freien Plätzen, in

allen Gärten finden, wo er mit besonderer Vorliebe den Antisthenes las. Im Studium dieses Philosophen fand der hochveranlagte Mann die Kraft, sein klägliches Dasein mit Würde zu tragen. Diese Lebensweise zeitigte jedoch auch viele Schrullen und Eigenheiten. Als wir eines Tages in früher Morgenstunde Cicero lasen und ich mich über die große Kälte im Zimmer beklagte, sprang er, das Buch heftig zuschlagend, auf und rannte zur Tür hinaus. Mit einem Menschen, dem beim Lesen des Cicero kalt wird, wolle er nichts zu tun haben. Es fehlte ihm nicht an Einsicht, sich bald wieder mit mir zu versöhnen. In neun Monaten war ich im Lateinischen bis zu Cicero, Livius, Ovid, im Griechischen bis zu Herodot und Homer vorgeschritten. In der Mathematik wollte es nicht so rasch vorwärtsgehen. „Aus dir wird kein Leibnitz," sagte spöttisch mein alter Kollege. Als ich ihm aber zeigte, wie ich a priori zum gründlichen Verständnisse der vier Spezies und der Brüche gelangte, sagte er: „Das waren köstliche Stunden. Du weißt selbst nicht, was du geleistet hast." Auch in der Geometrie quälte ich mich mit manchem Lehrsatz stundenlang ab. Es ist offenbar ein unsicheres Tasten nach dem Seinsgrund gewesen, da mich der logische Erkenntnisgrund nicht befriedigen konnte.

Um zum Abiturientenexamen zugelassen zu werden, mußte ich vorher über die von diesem ausgeschlossenen Gegenstände, philosophische Propädeutik, Religion und Naturgeschichte Prüfung ablegen, der ich mich in einer nahegelegenen kleinen Stadt mit gutem Erfolge unterzog. Als ich nach Hause kam, lag Tante Betty vor

Aufregung krank im Bette. Sich hoch aufrichtend vor Freude, drückte sie mir schnell zwei Silbergulden in die Hand. „Geh und zerstreue dich, Ernstl," sprach sie, indem sie mich küßte, „du bist sehr fleißig gewesen." O meine Heiligen, es war euch nicht beschieden, mich glücklich zu sehen, und dieser kurze Traum des Glückes sollte bald einer schrecklichen Wirklichkeit weichen. Durch diesen Erfolg, der in meinem Onkel wieder den Glauben an den Ernst meines Strebens befestigte, da er den Grund des Mißerfolges bei der Bühne ebensowenig kannte, wie alle übrigen, wurde das alte Verhältnis zwischen mir und ihm wiederhergestellt. Er gab mir einen hervorragenden Abiturienten als Korrepetitor. Dieser mußte, weil mein Onkel in einer anderen Stadt als Universitätsprofessor wohnte, von dessen Freunde, dem Schulinspektor A .... das Unterrichtsgeld einholen und ihm zugleich über meine Fortschritte Bericht erstatten. Der Direktor des Gymnasiums jener erwähnten kleinen Stadt, in der ich mich später auch der Abiturientenprüfung unterzog, war vormals am Benediktinergymnasium meiner Vaterstadt als weltlicher Lehrer angestellt, wo ich sein Schüler war und er mich als großen Galgenstrick kennen lernte. Weit entfernt, mir meine Knabenstreiche anzurechnen, brachte er mir nicht nur das größte Wohlwollen entgegen: er war obendrein bemüht, mir auch die Neigung der Professoren zu gewinnen.

In Gesellschaft eines zweiten Externen reiste ich zur schriftlichen Prüfung. Mit den jugendlichen Abiturienten zusammentreffend, fühlte ich mich als echter

Primaner, während es für diese einen besonderen Reiz hatte, mit dem sechsundzwanzigjährigen, erfahrenen Manne zu verkehren, ihn in banger Ungewißheit im eifrigen Verfolgen eines Zieles sehend, dessen Erreichen ihrerseits mit wenigen Ausnahmen außer Frage gestellt war. Nachdem ich über ein Jahr ein Gasthaus kaum zu sehen bekommen, besuchte ich mit ihnen mehrere Kneipen und ließ mich verleiten, in einer derselben klassische Gedichte vorzutragen. Ich konnte keine Sünde gegen den heiligen Geist des Gymnasiums darin erblicken, da auch während der Schulstunden solche Gedichte vorgetragen werden; es schien mir mit der Abiturientenwürde nicht weniger vereinbar als der Gesang: „In die Kneipen laufen und sein Geld versaufen usw." Ich überlegte nur nicht, daß ich alles eher hätte daran setzen sollen, den Gedanken an den gewesenen Komödianten zu verscheuchen, als mich als solchen vorzuführen; ich dachte nicht an die gestrengen Herren Philologen, nach deren Anschauung der gescheiterte Mime es für das Bequemste hielt, ohne große Anstrengung in die scheinbar jedem Schiffbrüchigen offenstehenden Arme der alma mater zu eilen; ich fühlte nicht, daß ich schon ohnehin so manchem Selbstbewußtsein einen Stoß versetzte, indem ich das, wozu andere acht Jahre brauchen, sozusagen in einem Achtel dieser Frist erreichen wollte. Einige Professoren kamen mir während der schriftlichen Prüfung sehr menschenfreundlich entgegen. In der Erinnerung an ihr eigenes Examen konnten sie es mit den bestehenden Normen noch in Einklang bringen, mir durch ein Wort oder einen kurzen Hinweis Gelegen-

heit zu geben, den gerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Andere dachten freilich anders. Während der Uebersetzungsstunden aus dem Lateinischen ins Deutsche ging eine Voßsche Uebersetzung, in der Pennälersprache »Klepper«, von Hand zu Hand. Wenn die internen Schüler diese noch recht gut gebrauchen konnten, dann ich erst recht, um so mehr, als ich mich auf besonderen Wink hauptsächlich in den Horaz und den Ovid hineingelesen hatte und mir Virgil noch ziemlich fremd geblieben war. All mein Bemühen, die Uebersetzung zu erhaschen, war vergeblich. Erst in den letzten sieben Minuten gelangte sie in meine Hände. Schon aber schwebte das Fatum furchtbar über mir. Der beste Lateiner hatte mir am vorhergegangenen Tage heimlich sein Deutsch-Latein-Pensum zugesteckt. Meine Arbeit zeigte mit der seinigen Aehnlichkeit; des Herrn Professors Späherauge war deshalb nur auf mich gerichtet. Dennoch gelang es mir, die losen Blätter in meinem Pensum zu verbergen. Unter dem scheinbar höchsten Aufwand meiner Geisteskräfte erst starr auf den Professor blickend, dann rasch die Uebersetzung mit halbem Auge überfliegend, schrieb ich die mir noch fehlenden Verse plötzlich mit größtem Eifer nieder, als ob ich eben auf des Pudels Kern gekommen wäre. Schon war die letzte Frist verstrichen. Der Professor stand vor mir, energisch meine Arbeit fordernd. Allmächtiger! Wohin nun mit dem Klepper? Schon streckte er die Hand aus, um mir jene zu entreißen, als der Klepper mit einem Ruck in meiner Hosentasche verschwand. Er war nicht mehr herauszutreiben! Wutentbrannt stürzte der Pro-

fessor ins Direktionszimmer, aus dem ich beim Verlassen des Schulgebäudes eine sehr erregte Auseinandersetzung vernahm. Durch das Drängen dieses Herrn sah sich der Direktor gezwungen, meinen Schwindel der Schulbehörde anzuzeigen. Meine schriftlichen Arbeiten wurden für ungültig erklärt. Mir standen aber drei hochgesinnte Männer zur Seite: mein Onkel, dessen Freund, der Schulinspektor A . . . und der Gymnasialdirektor. Wohl nur deren vereinten Bemühungen ist es gelungen, mir die Erlaubnis zu einer zweiten schriftlichen Prüfung zu erwirken, die ich allein, d. h. nicht im Beisein anderer Abiturienten ablegte. Ich bekam im Griechischen Herodot und im Lateinischen ein Kapitel aus Tacitus »Annalen«. Der besagte Philologe saß mir fortwährend gegenüber. Als ich ihn herzlich bat, mir zwei Worte zu übertragen, sagte er nur kurz und schneidend: „ich darf nicht." Die fehlende Bedeutung von zwei Worten also gibt einen Maßstab zur Beurteilung der Reife? Ein testimonium immaturitatis für die bestehenden Normen! Wenn Externisten überhaupt zur Prüfung zugelassen werden, so dürften mit Berücksichtigung ihrer größtenteils nur autodidaktischen Bildung derartige Lücken nicht in Betracht kommen. Es wäre nur ein geringes Aequivalent für den ihnen entgehenden Vorteil der Internen, die während des letzten Semesters fortwährend Aufgaben bekommen, die mit den für das Examen in Aussicht genommenen Aehnlichkeit haben, wodurch sie eine ganz spezielle Vorbereitung genießen.

Am Tage der mündlichen Prüfung sah ich zum

erſtenmal den neuen Inſpektor B . . ., dem der Ruf unerbittlicher Strenge voranging. Sein Ausſehen ſtrafte dieſes Gerücht nicht Lügen. Die Prüfung wurde mit Mathematik begonnen. Bald gab er dem andern Externiſten und mir einen Wink, an die Tafel zu treten. Ich ließ jenem gerne den Vortritt. Nach kaum fünf Minuten war ſein Schickſal beſiegelt. Nun kam ich an die Reihe. Ich erhob mich mit der Bitte, noch einige Zeit als Zuhörer verweilen zu dürfen, um die Art der Frageſtellung kennen zu lernen, was mir auch gewährt wurde. Als aber bald darauf auch ein interner Schüler wie ein unreifer Apfel beiſeite flog, war mein Mut gebrochen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich mich zu früh gemeldet; ich war bald mit mir einig, daß ein tüchtiger Grund gelegt werden müſſe und — da es mir in erſter Linie nur um das Wiſſen an ſich zu tun war — es auch einerlei ſei, ob ich es vor oder nach abgelegter Prüfung ergänze. Ich erhob mich noch einmal mit der Erklärung, auf ein Jahr zurücktreten zu wollen.

Als ich bei den Tanten ankam, ſagten die Guten: „Wir haben uns wohl gedacht, daß es zu früh war, wir wollten bloß nichts ſagen. Laß dir nur Zeit, ſtudiere ruhig noch ein Jahr!“

Einſt im Beſitze von zwei Häuſern, Garten und Grundſtücken, brachte ſie der unbeſiegbare Drang, mit ſtets vollen Händen zu geben und immer wieder zu geben, an alle anderen eher als an ſich ſelbſt zu denken, mit eiſerner Notwendigkeit dem Elende näher. Das zweite Haus war längſt verkauft, und ihre höchſt bedenkliche Lage, die ſie mir vergebens zu verbergen

suchten, war mir schon lange ein stummer Vorwurf. Wieder von einem starken Wollen erfüllt, wußte ich die mich bestürmenden Motive, ihnen nicht länger zur Last zu fallen, unter einem Berg von Gegenmotiven zu begraben. Ihre Anteilnahme an meinen Fortschritten, der Ausdruck ihrer innigen Freude, mit der sie die Aussicht auf meine Zukunft erfüllte, die Notwendigkeit der Fortsetzung meiner Studien, um die bereits gebrachten Opfer nicht fruchtlos zu machen, verscheuchten mit dem phantastischen Gedanken, ihnen einst alles vergelten zu können, meine Bedenken. Ich mußte die betretene Bahn behaupten. Ein Aufgeben meines Vorhabens hätte sie unglücklicher als mich selbst gemacht. Nur der Erfolg konnte den Ausgleich bringen. Hatte mein Korrepetitor, der mein Wissen an seinem eigenen und dem seiner Mitschüler messen konnte, doch schon in diesem Jahre an einem guten Ausgang kaum gezweifelt.

Während des Sommers traf ich in einer Badeanstalt den Gymnasialprofessor Steiner, der mir zu Beginn der theatralischen Laufbahn als warmer Fürsprecher zur Seite gestanden. Ich enthüllte ihm mein Inneres. Wie einst die Kunst, so hatte ich jetzt nur das reine Wissen im Auge. Ich erzählte ihm von den Irrfahrten des Kleppers, wie er in meiner Hosentasche landete, von dem darüber erhobenen Wehgeschrei des Homeriden und der mich quälenden Befürchtung, daß die Erinnerung daran auch jetzt noch sein Gemüt nicht ruhen lassen werde. Er versprach mir, ihm, den er aus früheren Jahren sehr gut kenne, zu schreiben und ihn

über meine Person und Absichten genau unterrichten zu wollen.

Aus irgendeinem Grunde, der mir nicht mehr erinnerlich ist, stellten sich der Ablegung der Prüfung neue Schwierigkeiten entgegen. Ich besuchte deshalb den eben in meiner Vaterstadt weilenden Inspektor B . . ., unter dessen Vorsitz ich im vergangenen Jahre zurückgetreten war. Als ich ihm mein Anliegen wohl nicht in gehöriger Ruhe unterbreitete, sagte er mit abwehrender Handbewegung: „Nur keine Komödie!" Das reizte mich, weshalb ich, als er wieder von den bestehenden Normen sprach, kurz erklärte, mich nötigenfalls an Seine Majestät wenden zu wollen. „Wegen einer solchen Kleinigkeit wollen Sie Seine Majestät belästigen!" entgegnete er. Kleinigkeit? fragte ich mich; für wen ist es eine Kleinigkeit? Es hängt doch meine Zukunft davon ab. Ich verfolgte den Sinn dieses Ausspruches, der mir eine sehr geringe Meinung von der Logik des Herrn Inspektors beibrachte, nach jeder Richtung und fand schließlich auch, daß ihm angesichts meiner Lage eine gewisse dramatische Wirkung nicht abzusprechen sei. Durch die sich stets steigernde Notlage meiner Tanten, die nicht ohne Einfluß auf mein Gemüt bleiben konnte, gewann er immer mehr an Bedeutung und gab mir endlich den Impuls zum Entwurf eines Trauerspieles. Ich machte mich und die Tanten, letztere in Gestalt einer alten Großmutter, zu Trägern des Stückes, während ich den Inspektor gemäß der Apprehension meines sehr deprimierten Gemütes in einem wenig schmeichelhaften Bilde darzustellen ver-

suchte. Diesen Entwurf übergab ich dem mir sehr wohl gesinnten Professor der deutschen Sprache und philosophischen Propädeutik. Ob dieser ihn im Vertrauen auf die Hochherzigkeit des Herrn Inspektors meinen Abiturientenarbeiten beilegte, kann ich nicht sagen; ich weiß nur, daß ich ihn erst am Tage vor der mündlichen Prüfung zurückerhalten habe.

Unter Hoffnungen, unermüdlichem Fleiße und dem so oft verscheuchten, doch immer wieder auftauchenden Gedanken an die Möglichkeit eines Mißlingens und die sich daraus ergebenden trostlosen Folgen war auch das zweite Jahr schon fast verstrichen.

Nachdem es mir mit Hilfe eines Bekannten möglich geworden, ein paar Wochen den Unterrichtsstunden in der Prima beizuwohnen und ich bereits mein drittes schriftliches Examen abgelegt, das diesmal glatt verlief, rückte allmählich der Tag der mündlichen Prüfung heran. Nur mit großer Mühe konnten mir die Tanten noch knapp das Reisegeld auftreiben.

Nach vorhergegangener Prüfung der internen Schüler wurde für mich allein am nächsten Tage eine Prüfungszeit von 8—12 vormittags und von 3—5 nachmittags festgesetzt. Alle Professoren kamen mir mit Wohlwollen entgegen, besonders aber jener mir so verhängnisvoll gewordene Philologe, der sich nun ersichtlich freute, mir in der griechischen Sprache eine genügende Zensur erteilen zu können. Ich habe bald herausgefühlt, daß einige Examinatoren dem Inspektor gegenüber eine gewissermaßen selbständige Stellung einnahmen, während die übrigen mehr oder minder unter

seinem Einflusse standen und dem Grundsatz huldigten, sich bei jeder Frage erst seines Beifalls zu versichern. Ein junger Kandidat, der im letzten Semester zur Aushilfe als Lehrer der Mathematik und Physik eintreten mußte, wagte es überhaupt kaum, eine Frage zu stellen, sondern hing mit Aug und Ohr nur am Inspektor. Ich möchte nun behaupten, daß das Vorgehen des so oft genannten Philologen auf natürlicher Gerechtigkeitsliebe beruhte und nur seine völlig gegründete Ansicht, daß nicht jeder hergelaufene Schiffbrüchige berufen sei, als letzten Rettungsanker noch schnell irgendeine Fakultät zu ergreifen, ihn zu übertriebener Strenge mir gegenüber verleitete. Nachdem er sich vom Ernst meines Strebens überzeugt, als er sah, wen er vor sich habe, zögerte er nicht, seine rektifizierte Meinung entsprechend auszudrücken. Es entging mir nicht, welche Anstrengung es ihn kostete, angesichts inthronisierter Normen Wohlwollen mit Gerechtigkeit zu verbinden, mit welch peinlicher Sorgfalt er den Grenzpunkt zu fixieren wußte, um ersterem keinen Eintritt in das Gebiet der letzteren zu gestatten; wie die durch diesen inneren Vorgang bedingte Anspannung seiner Kräfte zuletzt einem befreienden Aufatmen wich.

Von allen Seiten also das Bestreben fühlend, mir nach Kräften beizustehen, fühlte ich auch die Bemühung des Inspektors, jeden Erfolg nach Kräften abzuschwächen. Nachdem ich z. B. einen physikalischen Lehrsatz bewiesen, sagte er: das war es eigentlich nicht, um was wir fragten. Wozu dann erst die lange Beweisführung? Eine ungenügende Antwort hätte er ins

Gewicht fallen lassen, während er die genügende nicht anerkennen wollte. Die erste Frage in der Mathematik bezog sich auf eine ganz kleine unscheinbare Anmerkung im Lehrbuche, deren notwendige Aneignung sich mir nie bemerkbar machte. Es war dies der einzige von mir übergangene Punkt, den ich noch heute, wenn mir das Buch zu Händen käme, sofort herausfinden würde. Aus seiner ganzen Stellungnahme fühlte ich fortwährend heraus, daß er das Vorurteil gegen den gewesenen Komödianten nicht überwinden könne. Auch stand mir, wie schon erwähnt, Schulinspektor A . . ., der an demselben Gymnasium schon dieselbe Stellung eingenommen, als Protektor zur Seite. Von ihm wurden die Prüfungsgelder an die Direktion eingesandt, im Auftrage meines Onkels, der als einstiger Gymnasialprofessor und dann berühmter Botaniker die Hochachtung und Verehrung aller Professoren genoß. Der Herr Inspektor konnte also annehmen, daß die Protektion so bedeutender Schulmänner nicht ohne Einfluß auf die Prüfenden bleiben werde. Das konnte diesem Alba nicht behagen. Was für mich zu sprechen schien, hat nur gegen mich gesprochen. War ihm schon der Komödiant an sich zuwider: ein mir bezeigtes Wohlwollen konnte seine Abneigung nur verschärfen. Dennoch verstand er es, dem Ausdruck dieser ihn bestimmenden Gefühle das Ansehen der Gerechtigkeit zu geben. Und diese wäre für mich hinreichend gewesen. Auf den einstigen Komödianten blieb die Komödie ohne Eindruck. Nur allzudeutlich sprach zu mir sein ganzes Wesen: Und wenn dir Gott selber beisteht, hier bin ich Herr!

Es schlug zwölf. Um drei Uhr Fortsetzung der Prüfung. Ich hatte nur fünf Kreuzer in der Tasche, wofür ich in einem entlegenen Gasthause eine Suppe aß. Im Kaffeehause, wo der Marqueur mir einen Kaffee kreditierte, traf ich den interimistischen Direktor, der mir vielversprechend zunickte und mich im Gefühle bestärkte, daß ich die Prüfung in Mathematik, Latein, Griechisch und Deutsch bestanden habe. Der früher mir so wohl gesinnte Direktor wurde plötzlich in ein böhmisches Nest versetzt. Es war eine der ersten Taten des neuen Inspektors, ihn aus seinem Bezirke zu entfernen.

Um fünf Uhr fand ich im Vorraum des Gymnasiums fast die ganze Abiturientenschar, voll Spannung dem Ausgange der Prüfung des Externisten entgegensehend. Ich sprach die Vermutung aus, daß man mich in Geographie und Geschichte auf zwei Monate reprobieren werde. Endlich trat der Lateinprofessor heraus. Ich stürzte auf ihn zu und fragte: „Auf wie lange?" Nachdenklich, zögernd, scheinbar den Gang der Prüfung im Geiste noch einmal überfliegend und dem Ergebnis die Zustimmung versagend, sprach er halblaut die Worte: „Auf ein Jahr!" In meinem Innern klang es nach: Auf lebenslänglich!

Während sich die Abiturienten mit mehr oder minder gehobenem Selbstbewußtsein entfernten, wartete ich auf den Inspektor. Ich bat ihn, die Frist auf ein halbes Jahr herabzusetzen, da die Vermögenslage meiner Tanten es mir unmöglich machen würde, ein ganzes Jahr zu überstehen. Er sagte weder ja noch nein. Und doch gab es nur eine Antwort: Das Zeugnis

war unterschrieben und eine Annihilation desselben gänzlich ausgeschlossen. Ich begleitete ihn unter allerlei Vorstellungen ins Hotel, in das er mit den Worten: „Gleichungen können Sie sehr schön lösen, o ja, das können Sie," verschwand. Sollte das vielleicht ein Trost sein? Nein, es war Hohn! Das fühlte ich; ich las die Schadenfreude aus seinen Zügen. Da stand ich nun. Wohin? Zu meinen Tanten? Was soll ich ihnen sagen? Ich fürchtete, daß diese Nachricht ihnen den Tod bringen würde. Unschlüssig ging ich lange auf dem Platze auf und ab. Alle Einzelheiten stiegen vor mir auf; immer stärker tobte das Gefühl des erlittenen Unrechts.

Da erblickte ich im Vorbeigehen an einem Tische des Kaffeehauses den Inspektor. Ich trat an ihn heran, meine Bitte wiederholend. „Nach Jahresfrist," gab er nun sehr bestimmt zur Antwort. Vorbei also — alles vorbei! Das ganze Elend meiner Tanten und mein eigenes standen in diesem Augenblicke als unabwendbar vor mir; mein Haß gegen den Urheber desselben kannte keine Grenzen mehr, und voll brennender Begierde, ihm meine Gefühle mit dem treffendsten Ausdruck ins Gesicht zu schleudern, brüllte ich ihm zu: „Du Hund!"

Nachdem ich mir von einem Bekannten einige Gulden geborgt, verweilte ich noch am Orte, unfähig, zu einem Entschlusse zu gelangen. Am nächsten Tage begegnete ich dem Inspektor. Als er mich sah, erblaßte er. Es ist ein hundsföttisches Gefühl, einen Tyrannen erbleichen zu sehen. Armer Mann, ich kann dir nur sagen, daß dir der Gedanke an die Tanten eine sichere Schutzmauer war.

Niemand konnte über meine Kenntnisse ein so klares Urteil haben, als jener mir von meinem Onkel gegebene Korrepetitor. An ihn will ich die Frage richten, ob man auf Grund meines Wissens recht gehandelt hat, mir meine Zukunft gänzlich zu vernichten.

Bald erhielt ich von meinen Tanten einen Brief: „Komm nur, Ernstl, komm nur, wir können uns schon alles denken." Der schmerzliche Gedanke an einen Mißerfolg war der schmerzlicheren Befürchtung, ich würde ihn nicht überleben, gewichen. Als sie mich nur wieder bei sich sahen, war ja auch alles wieder gut.

Aber was beginnen? So konnte es nicht weitergehen; ich mußte mir etwas verdienen. Ich schrieb einen Zeitungsartikel, der aufgenommen wurde, für den ich aber kein Honorar erhielt. Dadurch war mir der Mut geschwunden. Ich war leider noch so töricht, die Bezahlung nicht zu fordern. Also was? Ha, mein Trauerspiel! In meinem Trauerspiel sah ich unsere einzige Rettung. Und mein festes Vertrauen auf diesen Rettungsanker wußte ich auch den Tanten einzuflößen. Das war kein Meisterstück. An alle Himmelsmächte glaubten sie nicht stärker als an mich; sie hätten Schmach und Tod erduldet für mich; sie gaben das Letzte hin für mich; sie bettelten für mich: ich nahm es an, damit ich dichten konnte. Diese große Torheit gebar die noch größere Schuld. Wenn mir doch manchmal Zweifel aufstiegen, wenn ich die Armen, hilflos, mit fragenden Blicken, ob es auch gelingen werde, nicht etwa ihretwegen, sondern meiner Zukunft wegen, wie wandelnde Schatten im Hause umherschleichen sah, trieb die Ver-

zweiflung mich aus ihrer Nähe. Meine Freunde kannten meine Lage und glaubten, daß sie etwas Gutes stiften, wenn sie es mir möglich machten, mein Leid auf einige Stunden zu vergessen. Aber dann, des Nachts, wenn ich an das Fenster meiner Tanten klopfte, damit sie mir das Haustor öffnen, wenn manchmal noch das Licht vor dem Kruzifix brannte, und die Achtzigjährige sich erhob, bleich, zitternd, einer Erscheinung aus dem Jenseits ähnlich — — — —!

Ich schlug die Krallen in mein eigenes Fleisch, um sie vor Schmerz und Reue mir immer tiefer ins Herz zu bohren. Die großen Leiden, die mir das Schicksal später auferlegte, nahm ich mit innigster Genugtuung entgegen und lechzte oft nur nach noch größeren. Ich hatte manchmal das Gefühl, als ob die ewige Gerechtigkeit hier ihren großen Treffer machte und von der Größe meiner Schuld geblendet nur schnell in Raum und Zeit noch auszugleichen suchte, was für die Ewigkeit bestimmt war.

In jener kleinen Stadt, in der sich mein Abiturientendrama abgespielt, wurde auch bald darauf mein Trauerspiel aufgeführt. Es hieß, »Der Komödiant«, und ich spielte den Komödianten. Die Schauspieler nahmen den materiellen Erfolg für sich in Anspruch und fertigten mich mit einer Kleinigkeit ab. Aber ich hatte mein Trauerspiel, ich war gesund und im Besitze so viel positiven Wissens, um auf diesem Grunde weiter bauen und meine Studien allein vollenden zu können. Auch beim Theater kann es mir jetzt nicht mehr fehlen, ganz gewiß nicht. Nun muß es mir gelingen. Meine Feinde

sollen nicht triumphieren; sie sollen sehen, daß ich die Kraft besitze, alle Hindernisse, die man mir in den Weg gelegt, hinwegzuräumen. Also fort! Bald werde ich in der Lage sein, den Tanten alles zu vergelten und ihre letzten Tage zu verschönen. Als ich ihnen mein Vorhaben mitteilte, sprachen sie, während ihnen fast das Herz brach: „Tu, was du willst, uns ist alles recht, wenn es nur zu deinem Besten ist.“ Mein ehemaliger Chef, unter dem ich als Apotheker meine Lehrzeit vollendet, besorgte mir als Vizebürgermeister aus der Stadtkasse die nötigen Mittel, um abreisen zu können.

Beim Abschiede erlaubten mir die Tanten, von ihrem heiligen Haupte noch einige Haare abzuschneiden. An das Haustor gelehnt, blickten sie mir nach, bis ich um die Ecke verschwand. Wir ahnten nicht, daß wir uns nie mehr wiedersehen sollten.

Beginn der zweiten Schauspielerperiode.

1882—1884.

Ankunft in Berlin. — Agentenbesuche. — Obdachlos. — Anfang des Schmierenelends. — Schmierenzustände. — Ein sonderbares Liebesabenteuer. — Aphrodite Urania. — Garderobenscherze. — Aphrodite Pandemos.

Bis jetzt war's nur ein Kampf um Ideale. Nun nimmt der Kampf um diesen Kampf den Anfang.

Ich stieg in Berlin, das ich schon aus früheren Jahren kannte, in einem kleinen Gasthofe ab. Am nächsten Morgen führte mich mein erster Weg zu den Agenten, voll Selbstvertrauen, befreit von jenem tückischen Gespenst, das mich einst auf Schritt und Tritt verfolgte und mir den Aufstieg zu den Höhen der Kunst versperrte[1]. Ich sah nun freie Bahn vor mir und hoffte zuversichtlich, bald ein gutes Engagement und auf mein Trauerspiel gleich einen Vorschuß zu bekommen, den ich sofort den Tanten senden wollte. Man hatte ja in Berlin nur mehr auf mich gewartet; man brannte ja schon auf mein Stück; man lauerte ja mit Schmerzen auf mein Erscheinen, um mich so schnell als möglich an einem Hoftheater zu plazieren. Ich hatte noch nicht

[1] Wohl erweckte die Erinnerung an mein einstiges Leiden anfänglich ein Gefühl der Furcht, das mir aber, da ihm der eigentliche Grund entzogen war, nicht mehr gefährlich werden konnte. Ich brauchte immerhin einige Zeit, um es ganz los zu werden.

genug erfahren. Es mußte noch ganz anders kommen. Die erlittenen Enttäuschungen vermochten der Vernunft noch nicht den Faden an die Hand zu geben, meine Phantasie zu lenken und sie in den Bereich der Möglichkeit zu bannen: mich konnte nur die krasse Wirklichkeit ernüchtern. Der Eindruck des sich zwischen ihr und meinen Hoffnungen ergebenden Kontrastes stand freilich nicht mehr auf derselben Höhe. Die Gewöhnung hatte an mein Gemüt schon ihre Hand gelegt; die Wirkung trat schon mehr in ein Verhältnis zur Vernunft; ich lernte schon, mich in mein Schicksal zu ergeben.

Wie der Herr Schulinspektor mir nicht vergessen konnte, daß ich einst bei der Bühne war, so konnten die Agenten nicht verstehen, weshalb ich ihr so lange ferngeblieben. Es mußte seinen Haken haben. Dort stand mir der Komödiant, hier der Abiturient im Wege. Alle Versicherungen hinsichtlich meines ernsten Strebens, das die jüngst verflossene Zeit erfüllte, waren in den Wind gesprochen. Die Aeußerlichkeit, der Erfolg hat ja auch nirgends eine solche Stimme, wie gerade beim Theater. Selbst das Talent spielt eine kleine Rolle im Verhältnis zu dem, was einer hat und wie er aussieht. Ich taugte auch nicht für die Bühne, weil ich auf die Meinung der Welt nie einen großen Wert gelegt. Nun sollte ich um der Agenten Meinung buhlen; ihnen, deren Schwerpunkt nur nach außen fällt, ohne jede äußere Hilfe für mich ein Interesse abgewinnen. Von dieser Sisyphusarbeit kam ich täglich um eine Hoffnung ärmer nach Hause. Nach acht Tagen war auch

als letzte die auf mein Trauerspiel begraben. Immerhin kam mir der Lektor desselben liebevoller als alle anderen entgegen. Mein Talent daraus erkennend, sprach er die vollste Ueberzeugung aus, daß ich gar wohl berufen wäre, ein ganz brauchbarer Bühnenschriftsteller zu werden.

Nachdem ich wochenlang auf ein annehmbares Engagement gewartet, war schon die höchste Not hereingebrochen. Das letzte Wertobjekt meiner geringen Habseligkeiten befand sich im Leihhaus, und als ich im Gasthofe bereits für einige Tage mit der Bezahlung im Rückstande war, verwehrte mir der Wirt eines Abends den Eintritt, meinen fast leeren Koffer als Pfand behaltend. Wie betäubt stand ich da. In das wirre Treiben der Großstadt blickend, war es mir, als ginge mich alles nichts mehr an. Langsam entfernte ich mich. Ich sah fröhliche Gesichter. Die wissen nicht, wie mir zumute ist. Ach, und die Tanten! Wenn die es wüßten! Jetzt denken sie an mich; ich weiß gewiß, daß sie in jedem Augenblicke an mich denken. Es ist schon spät. Bald werden sie zu Bette gehen. Die Sorge um mich wird sie nicht schlafen lassen. Und sie sind schon so alt und schwach. Ich dagegen noch so jung. Soll ich ruhig schlafen dürfen, während sie bloß im Gedanken an die Möglichkeit, daß meine Hoffnungen sich nicht erfüllen könnten, jetzt bittere Tränen weinen? Nicht um sie war ich besorgt, während sie es nur um mich sind. Ist ihre Lage nicht schlimmer als meine? Habe ich nicht dazu beigetragen? Also nur, weil mir die Aussicht fehlt, ihnen zu helfen, wie sie mir gerne helfen

möchten, nur in Anbetracht des Schmerzes, den ſie empfinden würden, wenn ſie um meine Lage wüßten und doch nicht helfen könnten, kann dieſe mich ſchmerzlich berühren. Egoiſt! Mußteſt du erſt ohne Obdach ſein, um zu dieſer Erkenntnis zu gelangen? Und das Bewußtſein, daß mein Empfinden ſich dem ihren nähert, kann mich doch nur mit Stolz, mit innigſter Genugtuung erfüllen. Ja, ich liebe ſie, wie ſie mich lieben, ich empfinde das, was ſie empfinden: ich bin Eins mit ihnen. Leicht iſt mir ums Herz geworden. Ich fühlte mich ſo frei, ſo reich, plötzlich ſo reich im Nichtbeſitze deſſen, was ſie nicht beſitzen. Der Schleier fiel, der mir mein Innerſtes verhüllte; es zeigte ſich mir ein Schatz, deſſen Unermeßlichkeit mir alle Ausſicht auf Entbehrungen und Not verſperren und alle äußeren Güter als ſo verſchwindend klein erſcheinen laſſen mußte: es war die Liebe!

Ich kam unter den Linden an. Die Sterne ſtanden am Himmel, kein Windhauch war zu ſpüren, nur eine erfriſchende Kühle herrſchte nach einem heißen Tage in der herrlichen Septembernacht. In Gedanken weitergehend, ſah ich mich plötzlich vor der Univerſität. Unnahbar ſtand ſie vor mir. Von ihrer Stirne las ich: „Fort! Geh deiner Wege, Komödiant! Du haſt hier nichts zu ſuchen. Geh!“ — Ich ſchlich an die eiſerne Gittertür: verſchloſſen! Wie ein Dieb lief ich davon.

Ich ſetzte mich auf eine Bank im Luſtgarten, wo ich in Träumereien verſank. Die aufgehende Sonne mahnte mich ſehr gnädig an die Wirklichkeit meines

Daseins, sehr brutal aber der Magen. Die Bäckerjungen liefen mit den frischen Semmeln, Schrippen, Hörnchen an mir vorüber, die meine Augen gierig verschlangen. Ach, lieber Gott, bloß einen Sechser, schenke mir bloß einen Sechser! Mein Blick fiel auf den Boden — es lag ein Groschen vor mir. Mein Herz frohlockte. Ich eilte zum Bäcker und kaufte mir vier Schrippen, die ich aus heißer Dankbarkeit auf derselben Bank mit wahrem Heißhunger verzehrte.

Am frühen Vormittag trat ich wieder die verhaßten Agentenbesuche an. Bei einem dieser Herren traf ich einen Schmierendirektor Stein, der, meine Not erkennend, huldvollst erklärte, daß er mich engagieren wolle. Ich lehnte ganz entschieden ab. Als mich aber der Agent mit Zureden bestürmte, mir klar machte, daß die Verträge für alle größeren Theater schon längst abgeschlossen seien und nur die Kündigungsfrist vielleicht noch etwas Besseres bringen könne, mich mit einem Blick auf die Kleidung fragte, ob ich inzwischen Hungers sterben wolle, und mir der Herr Direktor in drei blanken Goldstücken als Vorschuß 30 Mark hinlegte — da war mein Widerstand gebrochen. Ich akzeptierte schweren Herzens, brachte meine Sachen in Ordnung und fand mich nachmittags am Bahnhofe ein, um in Gesellschaft des Herrn Stein und einer Schauspielerin die Reise ins Engagement anzutreten. Plötzlich verlangte er von mir, daß ich für jene das Reisegeld auslegen solle. Mit nicht geringem Erstaunen erklärte ich, daß ich dazu außer stande sei, da ich den Vorschuß zur Einlösung meiner Sachen und zur Bezahlung im

Gasthofe verwendet hätte. Wohl besaß ich noch eine geringe Barschaft, hütete mich aber, dieselbe herauszugeben. Als er immer heftiger in mich drang und mich sogar durch einige Ausdrücke provozierte, geriet ich mit ihm in Streit, wobei ich ihm die mir zugefügten Beleidigungen als wahrer Krösus in entsprechender Münze zurückgab. Lieber obdachlos, sagte ich mir, als ein solches Engagement! Schon wollte ich beim Bahnhofspediteur meine Sachen versetzen, um ihm den Vorschuß zurückzahlen zu können. Es war leider nur ein Verzweiflungsgedanke, da ich kaum die Hälfte darauf erhalten hätte. Endlich löste er das Billett. Ich fand meine Annahme, daß er noch so viel Geld bei sich habe, bestätigt. Nun stand auch mein Urteil über seinen Charakter fest.

Wir fuhren vierter Klasse. Zusammengekauert saß ich auf meinem Koffer. Ich dachte an die vergangene, obdachlose Nacht. Wie ein schöner Traum stand sie vor mir. Alle inneren Erlebnisse derselben versuchte ich noch einmal zu durchleben. Umsonst! Gestern war ich mit mir allein. Die Gesellschaft, der Anblick dieses Menschen ließ mich nicht mehr zu mir selbst gelangen. Ohnmächtig zeigte sich mir die Vernunft dem Eindruck des Gemeinen gegenüber. Der Gedanke an die Tanten, der mich gestern noch in lichte Sphären hob, schleuderte mich heute in den Abgrund. Ich sah ihr Bild neben diesem. Das war zuviel, das durfte ich ihnen doch nicht antun. Das Band, das mich bisher so innig an sie knüpfte, schien mir entweiht, zerrissen. Unwürdig fühlte ich mich ihrer Liebe. Das Bewußtsein, daß ich mich ihm

verschreiben konnte, brachte mich zur Raserei. Und kein Entrinnen mehr! Ich hätte ihn an der Gurgel packen mögen. Wie ein gereiztes Tier im Käfig lief ich umher. „Nanu," sprach er, „was ist denn mit Ihnen los?" — „Sprechen Sie mich nicht an," schrie ich ihm zu, „Sie haben es mit einem Rasenden zu tun!" Er verstummte. Alle Anwesenden starrten mich an. Eine dumpfe Stille folgte. Ich setzte mich wieder auf meinen Koffer und weinte. Einige flüsterten und lachten. Das schien ihm Mut zu geben. Er deutete ihnen an, daß es bei mir im Kopfe nicht ganz richtig sei, worauf ein neues Lachen folgte, während zwei neben mir sitzende alte Weiber ängstlich weiterrückten. Man hielt mich wirklich für verrückt, was mir sogar ein Lächeln entlockte. Als der Herr Direktor dies bemerkte, reichte er mir äußerst freundlich mit den Worten: „Na, wollen uns doch wieder vertragen," seine Kümmelflasche. Diese mechanisch zum Munde führend, tat ich einen kräftigen Zug. Lauter Beifall belohnte mich für diese Leistung. Der Herr Direktor, der mit Absicht dieses Schauspiel inszenierte, wußte wohl, daß er im Falle des Gelingens die Lacher auf seiner Seite haben würde. Er schien befriedigt; sein ganzes Wesen sagte mir: „Na, Junge, jetzt trinkst du schon mit mir aus einer Flasche, das wird noch viel besser kommen." Nun war mein Abscheu vor ihm um so größer. Er wußte mich zu überfallen, zu sich, zu seinesgleichen in den Sumpf zu ziehen, in einem Augenblicke, in dem ich nicht mir selber angehörte, in dem meinem gebrochenen Willen der Zeiger der Erkenntnis fehlte. Ich hatte vielleicht

das Gefühl, daß ich vorher zu schroff gewesen, was mein versöhnliches Gemüt auf diese mir so nah gelegte Art wieder auszugleichen suchte. Wenn mir mein größter Feind, von dem ich wußte, daß er mir den Tod geschworen, in diesem Augenblicke die Flasche hingehalten hätte mit den Worten: „Trink, wir wollen uns wieder vertragen," so würde ich zugegriffen haben, ohne die Folgen zu bedenken. Ich bin nie Herr der Gegenwart. Unmittelbar nach begangener Torheit wird mir freilich alles klar, wo es aber meist zu spät ist. Um wie viel weniger war ich es in dieser Stimmung. In einen Höllenabgrund blickend, griff mein hilfloser Lebenswille nach irgendeinem Anhaltspunkte, und wenn es der Tod selber wäre, um sich daran festzuklammern. Es ist zufällig der Schnaps gewesen.

Geistig und körperlich gebrochen, kam ich in P . . . . an. Bei einem Handwerker fand ich Wohnung und Verpflegung. Aus Oesterreich und von meinen Tanten kommend, ist mir der Eintritt einer äußerst mageren Zeit um so fühlbarer geworden. Die gewöhnlichen Gerichte waren Grütze, Milchreis, Linsen, Bohnen; nur Sonntags gab es Fleisch in sehr bescheidenem Maße. Eine Kuhkäsestulle mit einer Flasche Braunbier war mein tägliches Abendbrot.

Wir spielten im Saale eines Wirtshauses. Es war eine sogenannte »stehende Bühne«, die sich durch ein von Fachleuten aufgebautes Podium und bereits aufgestellte Kulissen von der »fliegenden Bühne« unterscheidet, deren Podium erst durch auf Fässer gelegte Bretter von den Kunstjüngern selbst hergestellt wird.

Der Direktor der »fliegenden Bühne« ist zugleich Besitzer der Dekorationen, deren Transport der Uebersiedelung nach einem neuen Orte unter Aufsicht eines Mitgliedes der Truppe vorangeht. Die Tüchtigkeit desselben in allen erforderlichen Handarbeiten übertrifft noch seine dramatische Fixigkeit und Fertigkeit. Obendrein ist er stets besoffen. Dieser »Mann für alles« ist Maler, Zimmermann, Zettelträger, Requisiteur und Schauspieler in einer Person. Er ist die Perle des Direktors, weshalb sich jeder hütet, mit ihm in Konflikt zu geraten. Der durch die Not des Schmierenlebens gebeugte Schauspieler geht ihm aus dem Wege oder greift stillschweigend und resigniert mit an, wenn er es gebietet. Kriechendes Wesen gegen den Direktor, brutales Auftreten oder eine sich besonders im Trunke äußernde herablassende Protektormiene gegen Kollegen geben die Charakteristik dieser Subjekte, die mir nicht selten zum Verhängnis wurden. Wer kann sich vorstellen, was es heißt, seine Existenz von den Launen eines solchen Individuums abhängig zu wissen!

Dieser »Mann für alles« ist der Haupttypus der »fliegenden Bühne«, deren Direktoren meistens »auf Teilung« spielen, während er bei Gagendirektionen, die in der Regel Ortschaften mit »stehenden Bühnen« aufsuchen, keinen so fruchtbaren Boden findet.

Das ist jedoch kein großer Vorzug, weil diese Direktoren einen anderen Trabanten haben, der fast unfähig zu jeder nützlichen Tätigkeit, sich zur Ausführung gemeiner Streiche um so brauchbarer zeigt. Das Anzetteln von Intrigen, das Heraufbeschwören von

Zwistigkeiten mit Mitgliedern, die der Direktion unbequem sind, ist deren eigentliches Feld.

Die Gagendirektionen niedrigster Kategorie sind materiell viel schlechter fundiert, und ihre jedesmal schnell zusammengewürfelte Gesellschaft kann in »künstlerischer« Hinsicht mit den Darbietungen der bei »fliegenden Bühnen« eingesessenen Mitgliedern nicht konkurrieren. Jene dünken sich aber bedeutend besser, weil sie ihre Mitglieder in Gage nehmen, die sie nur leider meistens nicht bezahlen[1], während der Direktor der »fliegenden Bühne« auf Teilung spielt, weil er sich dabei viel besser steht und bei schlechtem Geschäftsgange der vorhandene Fundus dadurch vor Pfändung geschützt wird.

Stein besaß alles Erforderliche für einen kleinen Gagendirektor: einen hohen Zylinder, einen schäbigen Straßenanzug und ein paar karierte Habits für komische Rollen, wie sie zu Nestroys Zeiten Mode waren. Er hatte lange gedient und sprach stets im Unteroffizierstone. Bei den Proben liebte er es, mit seinen Kasernenhofblüten zu glänzen. Weil er seine Mitglieder nicht per »Er« anreden konnte, vermied er das »Sie« nach Kräften, z. B. „Möchten wohl bloß Gänsebraten essen?" „Sollten die Flinte abends putzen und nicht morgens!" Sobald er irgendeinen Schelmenstreich ausgeheckt hatte, rieb er sich vergnügt die Hände. Man wußte nicht, ob er sich mehr über dessen Gelingen oder über seine Verschmitztheit freute.

Bei den ersten Vorstellungen war der Saal fast

[1] Die Bühnengenossenschaft hat diesem Treiben Einhalt getan.

völlig leer. Die noch ziemlich weite Entfernung des Gagetages und die Hoffnung auf eine mittlerweile zu erzielende Einnahme gaben ihm den Mut, sein freches Wesen aufrecht zu erhalten.

Auf einem überplanten Leiterwagen machten wir einen Abstecher nach einem in ungefähr drei Stunden erreichbaren Ort[1].

Ich steckte mir die Ilias in die Tasche. Neugierig musterte der Direktor die griechischen Buchstaben. „Ist wohl hebräisch?" fragte er. „Sollten lieber Ihre Rolle lernen!" Der humoristische Vater war eben im besten Zuge, sich durch die Erzählungen seiner Triumphe über die trostlose Gegenwart hinwegzutäuschen, als er auch schon aus Schabernack durch die Zoten und Scherze seiner jüngeren Kollegen unterbrochen wurde. Diese Ausgelassenheiten halten aber nur in der ersten Stunde an. Der Unmut über die entsetzliche Fahrt gibt sich bald in einem dumpfen Hinbrüten, in zynischen Ausbrüchen oder einem mehr oder minder kräftigen Fluchen und Schimpfen kund. Der Grad dieser Kundgebungen gibt den Maßstab für den Respekt vor dem Herrn Direktor. „Wem's nicht paßt," schreit dieser, „der muß sich an ein Hoftheater engagieren lassen."

Der Homer hatte nur eine kurze Auferstehung gefeiert; er konnte sich auf dieser Fahrt und in dieser

[1] Weil ich nur aus der Erinnerung schreibe, steht unter den vielen Abstechern während meiner Bühnenlaufbahn nicht jeder einzelne klar vor mir. Es kann eine Verwechselung vorkommen. Diesen ersten aber habe ich noch ziemlich im Gedächtnisse. Dennoch kann ich nicht darauf schwören, daß sich alles genau nach folgender Schilderung zugetragen. Jedenfalls erhält der Leser ein treues Bild, wie es bei Abstechern zugeht.

Geſellſchaft nicht behaupten. Das wäre ſelbſt einem Odyſſeus über die Hutſchnur gegangen.

Erleichtert atmete ich bei der Ankunft auf. Die ausgeſtandenen Qualen waren indeſſen nur ein kleines Vorſpiel zu der nun folgenden Komödie auf und hinter der Szene.

Garderoben waren nicht vorhanden. Wir zogen uns hinter den Kuliſſen an, die Herren auf der einen, die Damen auf der anderen Seite. Für Stühle iſt kein Platz. Man zieht ſich ſtehend an. Kein Souffleurkaſten. Es wird aus der erſten Kuliſſe ſouffliert. Keine Requiſiten. Jeder muß ſich, was er braucht, vom Wirt, dem Hausknecht oder Kellner erbetteln. Es fehlt eben der »Mann für alles«. Endlich iſt man angekleidet. „Ach, Gott ſei Dank!“ Man hat wieder viel überſtanden. Der Herr Direktor ſtürzt mit der Kaſſe auf die Bühne. Er hat ſein Hauptgeſchäft erledigt. Nun ſchnell in die Hoſe rin, Perrücke auf, zwei rote Striche ins Geſicht. „Es kann angehen!“ Nein, noch nicht, es ſteht noch keine Dekoration. „Das Zimmer herunter, fix, fix, fix! Können auch anfaſſen, wenn Se auch hebräiſch können! Herrje, die Leine iſt geriſſen! Wo iſt der Hausknecht? Hausknecht! Na, ſo rufen Sie doch den Hausknecht!“ Er kommt und hilft. „Na endlich! Noch ſchnell Tiſch und Stuhl hinaus! So, nun los! Klingelzeichen! Wo iſt die Klingel? Nicht einmal eine Klingel da! Dort ſteht ein Weißbierglas! Und hier ein Löffel! Geben Sie das Zeichen, fix! Na, warum geht es denn nicht hoch? Kein Menſch am Vorhang! Schnell an den Vorhang, Menſch! Ich trete doch

a tempo auf." Der Vorhang hebt sich langsam, doch nur von der einen Seite. „Woran hapert's denn schon wieder?" Die Schnüre haben sich verwickelt. Es bildet sich ein offenes Dreieck. „Runter, runter mit dem Vorhang! Hausknecht! Wo steckt denn der verfluchte Kerl?" Der Hausknecht wird zum Retter. Es geht los. Jeder bemüht sich, links zu stehen. Keiner weicht, ein regelrechter Kampf entspinnt sich. Man will die holde Nähe des Souffleurs genießen! Wutschnaubend steht der Partner da, wenn er verdonnert ist, die rechte Seite einzunehmen.

Doch »es wird aus«. Und der Gedanke, daß es aus wird, hielt mich auch diesmal aufrecht mit der Hoffnung, noch eine Mark Vorschuß zu erhalten. Meine Käsestulle war längst aufgezehrt. Ich hatte Hunger. Zögernd nahte ich mich dem Direktor. „Ach, wollen schon wieder Vorschuß haben. Da!" Krampfhaft hält man das Geldstück in der Hand, wie ein den Räuberhänden entrissenes Eigentum, tief gräbt es sich ins Fleisch, elektrisch zuckt es durch den Körper — man fühlt sich glücklich, reich, man eilt in die Gaststube, um seinen Hunger zu stillen.

Am Büfett steht ein behäbiger Viehhändler, der einen gnädig heranwinkt. „Hast deine Säcken gut gemacht, hast fein gespölt, mer wull'n een' heben."

Die Don Juans des Ortes und in der Nähe hausende Rittergutsbesitzer, deren Gespanne draußen warten, drängeln sich an die Damen heran. Man sieht die Gesellschaft in ein Seitenzimmer verschwinden. Wein, Schmor- und Gänsebraten werden einem nach

und nach an der Nase vorbeigetragen. Während drinnen die Gläser klirren, würgt man draußen sein Stück Leberwurst hinein, zählt seine Groschen und kämpft einen heißen Kampf, ob man es riskieren kann, sich noch ein Glas Bier zu gönnen. Was kann da sein! Man trinkt noch eines. Stumpfsinnig sitzt man da. Nur der Gedanke ans Nachhausefahren gibt plötzlich einen Stich ins Herz. Wird es denn nicht bald losgehen? Nein. Es wird erst Sekt hineingetragen. „Noch ein Glas Bier!" Die Mark ist aufgezehrt. „Nun wird es aber Zeit, Direktor! Wir haben morgen um zehn Uhr Probe." „Ja, es wird schon angespannt!" Der Herr Direktor ruft ins Nebenzimmer: „Es ist Zeit zum Aufbruch, meine Damen!" „Ach, Herr Direktor!" ruft man drinnen. „Treten Sie näher, Herr Direktor!" Der Herr Direktor tritt hinein, schon um 's mit den Herrschaften nicht zu verderben. Die Sauferei beginnt von neuem. Wütend rennt man auf und ab. „Verdammte Menscher!" brummt der eine, „verfluchte Bande," kreischt der andere. „Die saufen sich die Huke voll," brüllt der dritte, „und wir können hier verdursten!" Dabei lacht er in sich hinein. Es ist zugleich eine minder zarte Anspielung gewesen. Mit einemmal erinnern sich auch die Herren da drinnen, daß da draußen durstige Seelen in Gestalt von armen Teufeln sitzen. Der Kellner kommt und bringt jedem ein Glas Wein. „Von den Herren! Sie sollen sich's gut schmecken lassen!"

Von keiner Lippe kommt ein Wort des Dankes. Die Höflichkeit erstickt in der noch herrschenden Emp-

findung, selbst der Verkommenste scheut sich, wenn das Glas Wein auch sein Inneres umgestimmt, diesen Umschwung zu bekunden. Und jener dritte murmelt selbstzufrieden: „Verdammte Ochsen, das ist euch jetzt erst eingefallen!“

Der perlende Wein im verlockenden Römer stellte auch mich auf eine harte Probe. Soll ich trinken oder nicht? So klein und unbedeutend der Tatbestand auch an sich ist: Jede solche Niederlage stumpft das Gemüt ab für ein höheres Empfinden; sie ist die Wurzel der Verkommenheit. Endlich war auch dem Kutscher die Geduld gerissen. Er riß die Türe auf und rief: „Wie lange soll ich denn noch warten? Ich soll um vier Uhr schon aufs Feld!“ Es kam zum Aufbruch. Mein Wein stand noch immer da. „Sie sind ein Schafskopf,“ sagte einer, „wenn Sie nicht trinken, trinke ich.“ Nun leerte ich das Glas mit einem Zuge.

Die Wagenbesitzer lassen es sich nicht nehmen, die Auslese der Damen — natürlich in Begleitung anderer Herren — sittsam nach der Stadt zu fahren. Den Rest der Schönen, in deren Busen ein Orkan tobt, bringt man galant zum Leiterwagen. „Brechen Sie sich das Genick! Adieu!“

Gemäß den inneren und äußeren Erlebnissen des Tages gibt die Rückfahrt ein buntes Stimmungs- und Charakterbild.

Der an solche Fahrten gewöhnte Schmierenkomödiant singt einen Gassenhauer, der andere greift wieder zu seinen Zoten, der dritte flucht wie bei der Hinfahrt laut oder im stillen, je nachdem es ihm angesichts des

hohen Direktoriums die Furcht vor einer Kündigung gestattet, die verschmähten Damen räsonnieren über die Schamlosigkeit ihrer Kolleginnen, die sich in später Nacht — horribile dictu! — von Herren allein nach Hause fahren lassen; der Anstand hätte es erfordert, sie als Hüterinnen mitzunehmen; der Direktor stimmt mit ein, wenn eine darunter war, auf die er selbst ein Auge hatte, oder eine, die er gerne los sein will; wenn nicht, so hält er es für Direktionspflicht, seine Damen in Schutz zu nehmen. Herr Stein schimpfte kräftig, weil sein Verhältnis für heute einen Gutsbesitzer vorgezogen, während die Frau Direktor sich außergewöhnlich fröhlich zeigte.

Bald verstummt alles. Man hört nur noch das Geknarre des schaukelnden Leiterwagens und die Peitsche des Kutschers. Nach langer Pause wird ein leises Stöhnen hörbar. Ein boshafter Kollege steckt rasch ein Streichholz an. Die tugendhafte Naive ruht in etwas fraglicher Stellung in den Armen des Regisseurs, der das arme Kind in Schlummer wiegt.

Nach einem solchen Abstecher sieht man am nächsten Tage oft die wunderlichsten Pärchen. »Das Mensch« von gestern ist über Nacht zum »Engel« geworden. Der nächste Abstecher macht schon wieder ein »Mensch« daraus.

Wir kamen in früher Morgenstunde zurück. Um zehn Uhr war Probe. Die Kellner brachten den Saal nach einem stattgefundenen Tanzvergnügen in Ordnung, stellten Tische und Stühle auf, deren vorderste Reihen durch das Anhängen von Nummern wieder das Prädikat »Sperrsitz« erhielten. Man konnte sein eigenes

Wort nicht verstehen, viel weniger den Souffleur. Obendrein war man nicht ausgeschlafen. Die ungetreue erste Heldin wischte sich fortwährend Tränen aus den Augen, während der Herr Direktor ihr Blicke zuwarf, aus denen ungefähr zu lesen war: „Ich werde dich schon mores lehren, Kanaille, verfluchte!“ In dieser Stimmung war er noch frecher als gewöhnlich. Der routinierte Schmierenhäuptling kannte seine Pappenheimer und wollte die vorhandene Unlust durch verschärfte Grobheit unterdrücken. Diesen Ton schlug er auch gegen mich an. Das war zu viel, der Gegensatz zwischen meinem jüngst vergangenen Streben und der Gegenwart zu groß, zu grausam die Erinnerung an alles. Was konnte ich den Tanten schreiben? Lügen, nichts als Lügen! Im Abschütteln des verhaßten Joches erblickte ich den einzigen Ausweg. Nur fort! Was dann auch immer kommen mag. Ich war nicht mehr bei Sinnen. Das physische Unbehagen steigerte noch dies Empfinden. Nach einem kurzen Streite warf ich meine Rolle hin und lief nach Hause. Darauf war er nicht gefaßt, hatte er doch mich vielleicht noch nötiger als ich ihn. Es dauerte auch nicht lange, bis er an mein Fenster kam, um mich zur Rückkehr zu bewegen. Als er sein fruchtloses Beginnen einsah, rief er mir leise zu: „Hallunke!“ Ich brüllte nun, daß es die ganze Straße hören konnte: „Haderlump, Haderlump, Haderlump!“ „Ah, Servus, Landsmann!“ rief ein vorübergehender Oesterreicher. Dann stürmte ich hinaus und irrte planlos durch die Straßen. Als ich wieder nach Hause kam, fand ich meine Tür verschlossen. Die Wirtsleute er-

klärten mir, der Herr Direktor wäre dageweſen und hätte ihnen mitgeteilt, daß ich mit meinen Sachen durchgehen wollte. „Durchgehen — ich?“ Ja, ja, dergleichen kenne man ſchon am Orte; von den vorigen Spielern wären drei Stück durchgebrannt und die armen Wirtsleute hätten das Nachſehen gehabt. Ich erklärte, daß mir das gar nicht in den Sinn gekommen. Auf die Frage, weshalb ich dann nicht bezahle, wußte ich freilich keine rechte Antwort. Jetzt erſt kam ich zum Bewußtſein meiner Lage. Man fackelte jedoch nicht lange. Einem Menſchen, der kein Geld beſitzt und es obendrein noch wage, dem Herrn Direktor frech zu kommen, wäre alles, nur nichts Gutes, zuzutrauen. Vorwärts! Hinaus! Da ſtand ich wieder. Konnte es auch anders kommen? Mußte ich nicht vorher wiſſen, daß es nicht anders kommen könne? Hatte ich vielleicht erwartet, daß ein Engel vom Himmel ſteigen würde, um mir beizuſtehen? Und ich war nicht in Berlin, wo man ſich noch helfen kann; ich war in einem Philiſterneſt, in dem man den Komödianten ohnehin für einen Wegelagerer hält. Wie wird man mich erſt anſehen, als einen, der garnicht mehr der Truppe angehört? Als frechen, obdachloſen Vagabunden, der zum Theaterſpielen ſogar zu ſchlecht iſt. Die Meiſterin lief auch ſchon zu der Frau Nachbarin, um ihr nur ſchnell ihr Leid zu klagen und dieſe Schreckenskunde zur Warnung der ehrſamen Bürgerſchaft wie ein Lauffeuer zu verbreiten. Auf der Schwelle erſchien der Meiſter, behaglich eine Stulle kauend, die er ſich jetzt doppelt gönnte im Bewußtſein, daß er ſich durch das Ver-

schließen der Wohnung gerade noch im rechten Augenblicke vor Schaden zu bewahren gewußt hatte. „Gehen Sie doch zum Direktor," rief er mir zu, „der Mann läßt mit sich sprechen. Wenn Sie ihn recht schön bitten, ist es möglich, daß er Sie wieder einstellt." Ihn bitten? Eher sterben! Mir kam ein rettender Gedanke! Ich ging zum Bürgermeister, um mir die Erlaubnis zu einem Rezitationsabend einzuholen. Da ich keinerlei diesbezügliche Papiere besaß und also kein vorliegendes höheres Kunstinteresse nachweisen konnte, wurde er stutzig. Ich hielt es für das Beste, ihm alles offen zu erzählen. Er ließ den Direktor kommen, der nun sehr kleinlaut war, und brachte eine Einigung zustande. Ich dachte mir: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich." Was aber blieb mir anders übrig? Er wußte wenigstens, daß ich mich im Falle der Not gleich an die richtige Adresse wende und ließ mich vorläufig in Ruhe. Als die Geschäfte sehr schlecht gingen und er nicht einmal den kleinen Rest der Gage zahlen konnte, setzte er sogar eine freundliche Miene auf. Ein alter Schauspieler, der eben einige hundert Mark geerbt, borgte dem jetzt tiefgebeugten Direktor das Nötigste, um die Uebersiedlung in den nächsten Ort zu ermöglichen. Dort gingen die Geschäfte glänzend. Er bekam auch noch ein paar tüchtige Mitglieder.

Der Tiefgebeugte wußte sich bald aufzurichten; er schlug wieder den alten Ton an. Diesmal hatte er sich verrechnet. Ich war als Schauspieler sehr beliebt; meine Freunde veranstalteten für mich einen Rezitationsabend, mit dessen nach Bezahlung der Pen-

ſion nur noch geringem Erträgniſſe ich nach Berlin reiſte.

Hier wieder das alte Lied: Warten, hungern, obdachlos! Das Schickſal dreſſiert ſich ſeine Leute. Immer mehr wies es mich auf mich ſelbſt an. Mit dem Falle aller äußeren Güter ſtiegen meine inneren Werte. Ich hätte gerne auf die Dauer den Hunger dem Biſſen Brot vorgezogen, den ich mir durch meine Freiheit oder gar unwürdigen Sklavendienſt erkaufen mußte. Man ſchickte mich nun zu einem Direktor, der, wie man mir ſagte, ſein zwar kleines Unternehmen echt künſtleriſch zu leiten wiſſe. Noch nicht im Beſitze meiner abermals verpfändeten Sachen, die ich mir durch den Spediteur nachſenden ließ, ſollte ich als Charakterſpieler am Tage nach meiner Ankunft in der Rolle eines eleganten Liebhabers auftreten. Ratlos lief ich umher. Von einem Kleiderhändler einen Anzug borgen — leicht geſagt! Er verlangte beinahe die doppelte Tagesgage und außerdem noch eine Bürgſchaft. Dem Direktor, der mir nach Berlin 12 Mark Reiſegeld geſchickt und beim Eintreffen noch 8 Mark gegeben hatte, durfte ich nicht mehr kommen. Er zeigte ſich mir ohnehin ſchon äußerſt reſerviert und gab mir zu verſtehen, daß er mir einen höheren Vorſchuß als die bereits gezahlte Viertelmonatsgage nicht bewilligen könne. Der Abend kam, ich ſollte ins Theater gehen und hatte noch immer keinen Anzug. Schon wollte ich zum Direktor laufen und ihm ſagen, daß ich nicht ſpielen könne, wenn er nicht hilft, als ich im letzten Augenblicke einen alten Juden fand, der mir für ein Freibillett einen Anzug

borgen wollte. Erst während er diesen schon vom Nagel nahm, kamen ihm noch allerlei Bedenken. Mir stieg das Blut zu Kopfe. Ich schwur beim Azurblau des Himmels, bei seinem Gott der Rache schwur ich ihm, daß er den Anzug unversehrt zurückerhalte! Endlich griff er nach Papier, um ihn mir einzupacken. Seinen Versicherungen, daß mir derselbe passen werde, Glauben schenkend, probierte ich ihn nicht erst an, aus Angst, daß er vielleicht noch anderen Sinnes werden könnte. Nur her! Adieu!

Als ich in die Garderobe trat, saß jeder schon auf seinem Platze. Bald kam auch der Direktor. Siegesbewußt blickte ich auf meinen schwer erworbenen hellen, gut erhaltenen Anzug. Ich konnte es kaum mehr erwarten, bis ich ihn am Leibe habe. „Friseur, noch einen eleganten Schnurrbart! So!“ Nun aber schnell! Herr des Himmels! Die Hose ist ja viel zu weit — die Weste erst — und, ach, der Rock! Was nun? Ich getraute mich nicht aufzustehen. Da — erstes Klingelzeichen. Auf die Plätze! Zweites — drittes! Ich erhob mich. „Wie sehen Sie denn aus?“ schrie der Direktor. „Mann, so können Sie doch nicht hinausgehen.“ Zu spät! Der Vorhang ging schon in die Höhe, und ich kam in der zweiten Szene. Im Bewußtsein meines Aussehens spielte ich auch dementsprechend, und als das Stück zu Ende war, war auch mein Schicksal schon entschieden. Ich erhielt die Kündigung. Nach Ablauf der Kündigungsfrist hatte ich als Rest der halben Monatsgage noch zwanzig Mark zu fordern. Nun erst eine Wohnung mieten, denn ich wohnte noch im teuren

Gasthof, die Sachen einlösen, noch volle vierzehn Tage leben und dann — was dann? Ich schlief ganz ruhig. Am nächsten Morgen suchte ich mir eine Wohnung. Nichts zu finden. „Wir nehmen keine Schauspieler," erhielt ich meistenteils zur Antwort. Als ich schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, traf mich aus einem Fenster der Blick einer jungen Frau. Ich zog den Hut, sie dankte freundlich, ich trat ein. Zwei Zimmer waren zu vergeben. Sehr traurig stand ich da, um zu erklären, daß ich den Preis für eine solche Wohnung nicht erschwingen könne, als sie, sofort erratend, was ich sagen wollte, mit der Bitte, nur einen Augenblick zu warten, freundlich lächelnd verschwand. Sehr bald kam sie zurück: ihr Mann sei einverstanden, sie würden mir diese Wohnung mit zweimal Kaffee täglich für acht Mark monatlich, wenn es mir nicht zu teuer wäre, ganz gerne überlassen. Nun sah ich Land vor mir. Und wenn ich nur vierzehn Tage bleibe, werden diese guten Menschen auch nichts sagen.

Vor fünf Minuten noch auf der Straße und nun Herr einer freundlichen, behaglich eingerichteten Wohnung! Sopha, Schreibtisch, Bücherschrank, das Bett mit feinsten Linnen überzogen, kein Stäubchen zeigte sich im ganzen Raume, aus allen Fugen strömte mir der Duft der Sauberkeit, des Wohlstandes entgegen. Was mein Entzücken noch erhöhte, ich hatte die Aussicht in den kleinen Garten. Wie mußte mir zumute sein nach einem langen ruhelosen Dasein! Ich legte mich aufs Sopha, mich ganz der berauschenden Wirkung dieses Eindrucks überlassend. Eine süße Ruhe kehrte

in mir ein. Ich nahm mir vor, jede Minute wahrzunehmen und mich behaglich in ihr auszubreiten, um nur die Seligkeit der kurzen Zeit, die ich hier bleiben durfte, bis auf den letzten Tropfen zu durchkosten.

Plötzlich klopfte es, und herein trat meine junge Wirtin. Sie brachte mir den Kaffee mit einem Teller voll Butterbrötchen. Der starke Duft verriet mir gleich, daß ich nach langer Zeit hier wieder einmal wirklich Kaffee trinken werde. Ich dankte herzlich, bemerkte auch noch sehr bescheiden, daß sie sich doch nicht selbst bemühen möge usw. — O das mache gar nichts aus, sie tue das sehr gerne, sagte sie, und wenn ich sonst noch Wünsche habe, so möge ich mich ja nicht scheuen, sie auszusprechen. Dabei glaubte ich auf ihrem Antlitz eine leichte Röte zu entdecken; es schien mir auch, als wollte sie noch etwas sagen, wozu sie mein Benehmen freilich nicht ermuntern konnte. Noch unter dem Eindrucke der so jähen Umgestaltung meiner Lage stehend, war ich wie vor den Kopf geschlagen. Ich war so sehr von Dankbarkeit erfüllt, daß ich nicht wußte, wie ich sie zum Ausdruck bringen sollte; mich drückte das Gefühl der Armut diesem Reichtum gegenüber. Meine Verlegenheit bemerkend, entfernte sie sich zögernd und warf mir von der Türe aus noch einen freundlichen und, wie mir schien, vielsagenden Blick zu. Was war das? Sollte sie — — — —? Ach, was sind das für Gedanken! Man nimmt mich hier freundlich auf, aus Mitleid auf, und ich — — — —! O pfui! Ich bat es ihr im tiefsten Herzen ab, was ich soeben denken konnte.

Als ich am nächsten Morgen noch im Bette lag, vernahm ich ein ganz leises Klopfen. Herein trat wieder meine junge Wirtin mit dem Kaffee. Ihr Antlitz glühte. Sie setzte ihn auf den Tisch und warf mir wieder einen Blick zu, denselben Blick, nur noch verheißungsvoller. Nun fing ich an, ihre Handlungsweise, ihr Benehmen zu erwägen. Sie bringt mir selbst den Kaffee, während ich noch im Bette liege. Und dieser Blick! Sollte das Komödie sein? Will man mich vielleicht nur auf die Probe stellen, ob ich der freche Schurke bin, der den Verführer, den Ehebrecher spielen möchte aus Dank dafür, daß man ihn von der Straße aufgenommen? Weshalb errötet sie dann aber? Ist es denn nicht natürlich, daß eine junge Frau errötet, wenn sie in das Zimmer eines fremden Mannes tritt? Kann der Gedanke an die Möglichkeit, daß ihr Erscheinen mich bewegen könne, mir Freiheiten herauszunehmen, sie nicht schon in Erregung bringen, um so mehr, wenn sie mich auf die Probe stellen wollte und also diese Möglichkeit durch ihr Benehmen selbst der Annahme der Wirklichkeit schon näher brachte? Frauen sind unberechenbar! Ist es denn ausgeschlossen, daß sie auf meine Kosten ihrem Manne gegenüber die Rolle der siegreichen Tugend spielen will? Wenn sie aber dennoch — — —! Nein! Ich wies den Gedanken ab, ich hatte Furcht vor dem Gedanken.

Während dieser Reflexionen hatte ich mich angezogen. Als ich das Fenster öffnete, um die frische Gartenluft hereinzulassen, klopfte es abermals. Sie brachte mir ein Gläschen Portwein mit Kaviar-, Lachs-

und Schinkenbrötchen und fragte mich, ob sie sich erlauben dürfe, mich zu Mittag einzuladen. Ich nahm äußerst dankbar an. Mit Hilfe ihres Mädchens servierte sie mir auch das Mittagessen auf meinem Zimmer. Ach, das Essen! Die wahren Fleischtöpfe Aegyptens. Es war freilich nur Hausmannskost, aber eine, für die ich jede andere stehen lasse. Ich kenne keinen größeren physischen Genuß, als den des ausgehungerten armen Teufels bei einer guten vollen Schüssel, ein Genuß, den noch der Eintritt des Unerwarteten erhöhte. Wie ich schwelgte! Lukullus war ein Waisenknabe gegen mich. Als ich noch kräftig bei der Arbeit war, klopfte es schon wieder. Es war der Spediteur, der mir die Sachen brachte. Mir blieb der Bissen im Halse stecken. Jetzt die Sachen! Ich bat ihn, sie nur gleich wieder mitzunehmen, da ich noch nicht bezahlen könne. Ich hätte nichts mehr zu bezahlen, sagte er. „Schon bezahlt?" — „Ja," tönte es aus dem Hintergrunde, „ich habe mir erlaubt, den kleinen Betrag einstweilen für Sie auszulegen." Nun war es mir, als ob ich erröten müßte. Das war zuviel auf einmal. Ich küßte ihr die Hand und gab meinem Bedenken Ausdruck, ob ich auch in die Lage kommen werde, alles gutzumachen. Sie wehrte ab. Wenn sonst nichts wäre, meinte sie, so hätte es gute Wege. Ein müdes Lächeln begleitete diese Worte, dem alsbald eine heiße Träne folgte. „Gnädige Frau!" — „Ach, ich bin sehr unglücklich," schluchzte sie, ihr Haupt auf meine Schulter legend. Wenn ich bisher nur an ihrer jugendlichen Anmut Gefallen finden konnte, in ihrem Schmerz fand ich sie

schön. Und sie war unglücklich wie ich. Das mußte ihr sofort mein Herz gewinnen. Schon war ich ihr wahrer Freund und innig bat ich sie, mir ihr Leid zu offenbaren.

Es war die alte Geschichte. Auf Wunsch der Eltern hatte sie ihrer Versorgung wegen einen wohlhabenden Fabrikanten geheiratet. In den ersten Jahren der kinderlosen Ehe war sie zufrieden, bis ihr Mann zu trinken anfing. Mit dieser Leidenschaft sei der Unfriede eingekehrt, der nicht selten zu Mißhandlungen führe.

Ich fühlte inniges Mitleid, verbunden mit dem schmerzlichen Empfinden meiner Ohnmacht, ihr zu helfen. Man wird über mich lachen. Ich konnte nur das Herz sprechen lassen, indem die durch den körperlichen Zustand und mein ernstes Streben bedingte jahrelange Askesis einen sinnlichen Gedanken gar nicht mehr aufkommen lassen wollte. Ich raffte meine ganze Lebensweisheit zusammen, um ihr einen Trost zu spenden, zeigte ihr, wie beneidenswert ihr Los gegen meines sei; fruchtlose Mühe! Sie gab mir freilich das Versprechen, sich in ihr Schicksal zu ergeben, aber das waren leere Worte; ihr ganzes Wesen, ihr Abschied nach diesem ersten Zusammensein konnte mir eine gewisse Kälte und Enttäuschung nicht verhehlen. An jedem folgenden Tage trat sie mir voll neuer Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit entgegen, um am Abend wieder in derselben Weise von mir zu scheiden.

Eines Morgens brachte sie mir den Kaffee an das Bett. Sie weinte, helle Tränen rollten über die Wangen. Als ich abermals, vom tiefsten Mitleid ergriffen, die

auf meine asketischen Grundsätze aufgebauten priesterlichen Ermahnungen fortsetzen wollte, fiel sie mir um den Hals und erstickte meine Worte mit glühenden Küssen. Das war deutlich. Nun konnte ich mir mit bestem Willen nicht mehr verhehlen, was sie wollte; meine Sophistik war zu Ende. Aber das geht doch nicht, das geht aus verschiedenen Gründen nicht. Armes Weib, dachte ich mir, du hast Unglück mit den Männern. Ich hätte von Stein sein müssen, um bei dieser Umarmung nichts zu empfinden, aber das durch die frühesten Mißerfolge verlorene Selbstvertrauen, die Furcht vor einer Wiederholung ließ mein Empfinden nicht zur Reife kommen. Blieb mir doch noch immer der klägliche Ausweg, mich hinter dem Selbstbetruge meiner Biederkeit zu verschanzen. Dennoch waren es schreckliche Augenblicke. Nicht für Neapel möchte ich sie noch einmal durchleben. Vor mir das schöne, liebebedürftige, vor heißem Verlangen nach mir sich verzehrende Weib — und ich? Ich führte eine große Komödie auf. Im scheinbar erbittertsten Kampfe zwischen Liebe und Pflicht ließ ich diese siegreich hervorgehen. Das hatte sie freilich nicht erwartet, eine solche Festigkeit der Grundsätze, die alle Venuskünste nicht zum Wanken bringen konnten. Der hergelaufene Komödiant wies ihre Huldigung zurück; er konnte diesem Ausdruck ihrer glühenden Begierde widerstehen! Sie fühlte sich aufs tiefste verletzt: ich hatte sie und das Geschlecht in ihr beleidigt. Mit unerbittlicher Strenge rief meine Larve der Beharrlichkeit in ihr das beschämende Gefühl ihrer Schwäche hervor, der Ohnmacht ihrer Reize, mich über-

winden zu können. Wie eine geknickte Rose stand sie vor mir. Und sie war doch nicht geknickt. Den letzten Rest meiner Manneszierde — ich hätte ihn in diesem Augenblicke hingegeben, wenn — — — aber — — —! Als sie schon in der Türe stand, drängte es mich, ihr als bestes unfehlbares Mittel gegen solche Anfechtungen Kants »Macht des Gemüts« sehr warm zu empfehlen.

Mit meiner Ruhe war's vorbei. Du bist zu gar nichts zu gebrauchen, sagte ich mir, rein zu gar nichts, und obendrein noch ein Betrüger, ein erbärmlicher Komödiant. Du spielst dich auf den Ehrenmann hinaus und bist nichts als ein großer Schwächling, zu feige, ihr deine Schwäche zu gestehen. Ich konnte mir selbst nichts mehr vorlügen. Meine Liebe war groß genug, um alle moralischen Bedenken zu verscheuchen. Zum erstenmal in meinem Leben beklagte ich tief den Verlust meiner Männlichkeit. Ich hätte für eine Stunde des Glückes am Busen dieses Weibes meine Seele dem Teufel verschrieben. Dennoch ist es, wie sich sehr bald zeigen wird, nur das mangelnde Selbstvertrauen gewesen. Ich glaubte eben an meine Schwäche, und dieser feste Glaube drückte mich in ihrer Nähe zu Boden. Ich fürchtete die nächste Begegnung; mein ursprünglicher Wunsch, recht lange hier zu bleiben, hatte sich in den entgegengesetzten verwandelt. Ich brauchte die Minuten nicht mehr festzuhalten, sie wurden mir zu Ewigkeiten.

Nachdem sie in den nächsten Tagen eine strenge Zurückhaltung zur Schau getragen, glaubte ich allmählich in ihrem ganzen Wesen eine große Veränderung

wahrzunehmen. Eine fast stoische Ruhe sprach aus ihren Zügen, alle wilden Wünsche und Begierden schienen einzuschlafen, sie zeigte mir Ergebenheit in ihr Schicksal. Und das ist keine Verstellung oder neues Reizmittel gewesen, denn sie ist sich konsequent geblieben. Ihre Arme um meinen Hals schlingend und mir tief ins Auge blickend, schien sie sagen zu wollen: „Ich habe dich lieb und möchte auch am liebsten dein sein, ganz dein; weil es aber doch nicht sein kann, so bin ich auch zufrieden, wenn du mir nur wirklich gut bist." Sie näherte sich der Entsagung. Wir wurden uns nun darin ähnlich, freilich nur der Wirkung nach. Hätte sie die Ursache meiner Entsagung gekannt, sie würde mich verächtlich gemieden haben. Wäre es aber angezeigt gewesen, ihr den Grund meiner Zurückhaltung ganz offen zu gestehen? Diese Offenheit hätte eine sehr schlechte Wirkung erzielt. Unter der selbstverständlichen Voraussetzung einer mir tatsächlich möglichen Repräsentation meines Geschlechts, deren Verlust auf Seiten ihres Mannes der erste und letzte Grund ihrer Entfremdung war, hat sie sich mir überhaupt genähert. Die Erkenntnis eines solchen auch auf meiner Seite bestehenden Verlustes hätte sie mit größter Erbitterung erfüllt, und vor Begierde, endlich einen brauchbaren Vertreter zu finden, würde sie sich, ihrem Geschicke trotzend, dem nächst Besten an den Hals geworfen haben. Bin ich nicht selbst schon dieser nächst Beste gewesen? Kein im Vollbesitze seiner Kräfte stehender Mann hätte dieser sich ihm bietenden Verlockung widerstanden. Zufällig bin gerade ich gekommen. Meine Traurigkeit, mein

Unglück, das sie mir von der Stirne lesen konnte, berührte eine gleichgestimmte Saite ihres Gemüts, und die bald für mich empfundene, von mir aufrichtig erwiderte Herzensneigung vermochte dem gut veranlagten Weibe doch ein kleines Surrogat für die nicht befriedigte Sinnlichkeit zu bieten. Wir küßten uns oft lange und innig. Sie fühlte, wie sehr ich sie liebte, und ihre hohe Meinung von mir, welche ihr die scheinbar in starrer Männlichkeit sich behauptende große Willenskraft einflößte, erfüllte sie mit Stolz, mein Herz zu besitzen, sie zugleich immer mehr mit dem Streben beseelend, mir in Größe und Erhabenheit der Gesinnung gleichzukommen. Während sie diese reine Seligkeit genoß, war es mir oft, als müsse sie mich plötzlich zurückschleudern im Gefühle, daß sie einen Betrüger umarme. Und doch liebte ich sie; doch hat sie ein richtiger Instinkt geleitet, da ich im Besitze meiner Mannheit war; doch habe ich eine edle Wirkung erzielt, indem ich eine unmoralische Gesinnung, als welche die Absicht des Ehebruchs unter was für Umständen auch immer anzusehen ist, in eine moralische umzusetzen wußte. Sie hatte eine solche Freude an ihrer auf allerlei Irrwegen durch Betrug und Selbstbetrug erreichten Stärke, daß es mir erst durch ein ebenso mühsames Abreißen des schönen Baues, auf den ich immerhin mit Wohlgefallen blickte, gelungen wäre, sie jetzt noch zu besitzen.

Mein Engagement war zu Ende. Der Direktor hatte mir zwar durch freundliche Mienen und Worte zu verstehen gegeben, daß er die Kündigung zurücknehmen würde, worauf ich jedoch nicht reagierte, da

doch nur die Aussichtslosigkeit, noch einen kleinen Vorschuß zu erhalten, an jenem Ereignisse schuld war. In erster Linie bestimmend wirkte aber mein entschiedener Widerwille, noch fernere Wohltaten in einem Hause zu genießen, in dem mir mein Geschick eine so merkwürdige Stellung zuerkannte. Nachdem ich auf Drängen der jungen Frau noch einige Tage geblieben, kutschierte mich ihr Mann in ihrer Begleitung eines Abends zur Bahn. Noch ein Gruß, ein Händedruck, und vorbei war ein langer quälender und doch so kurzer schöner Traum. Nun kam es mir vor, als hätte ich in diesem Hause unfreiwillig als Erzieher gewirkt. Ob meine Tätigkeit von dauerndem Einfluß geblieben, kann ich nicht sagen; jedenfalls hat die Erinnerung an unser Zusammensein dieses edle, der höchsten Empfindungen fähige Weib vor dem Aeußersten bewahrt. Wir schrieben uns lange, bis mich wieder neue Herzensangelegenheiten und Schicksalsschläge gänzlich in Beschlag genommen hatten.

Ich reiste nach H . . . . ., um daselbst ein auf brieflichem Wege gefundenes Engagement anzutreten. Die Saison hatte noch nicht begonnen, und ich war als erster angekommen. Als der Tag des kontraktlich stipulierten Eintreffens immer näher rückte, kamen auch die Schauspieler angerückt, einer nach dem anderen. Da sehen sich alte Freunde, da ein paar Todfeinde wieder; hier trifft ein Ferdinand seine falsche Louise, die er ohne Kabale am liebsten auf der Stelle vergiften möchte. Dort liegen sich zwei Rivalinnen in den Armen, die es für geraten halten, das Vorspiel

des sich durch eine Saison hinziehenden Intrigen- und Spektakelstückes, reich an diversen Liebes-, Eifersuchts- und verfluchten Szenen mit einem Judaskusse zu beginnen.

Vor Eröffnung der Saison ist es meist sehr gemütlich. Man macht gemeinsame Ausflüge, erzählt von seinen letzten Triumphen und Lorbeerkränzen, von seinen Heldentaten und durchgeprügelten Direktoren, man liebt sich, neckt sich und erschöpft sich im Lobe des neuen Direktors. Das erste Rauschen des Vorhangs ist auch das erste Zeichen zum Beginne der Feindschaft. Das Leben hinter den Kulissen nimmt seinen Anfang. Tespis zieht seinen Karren auf krummen Wegen, und wer Melepomenen dient, muß Dianen den Dienst versagen. Ich habe tugendhafte Talentlosigkeiten gesehen, die ich später, als sich Gelehrte, Börseaner und Pfaffen in die Reliquien ihres Tugendmantels teilten, als gute Schauspielerinnen wiedertraf.

Die inneren Zustände sind an jedem Theater mit geringen Unterschieden dieselben. Die Ausgeburten des Neides schwingen die Geißel, die in Mußestunden durch die Bosheit ihre pünktliche Ablösung finden. Das kann man fast jeden Abend in der Garderobe sehen, besonders bei der öfteren Wiederholung eines Stückes. In der ersten Pause wird gegessen. Während dieser mit der größten Andacht vollzogenen Handlung herrscht die größte Ruhe. Beim Essen darf man niemand stören. Sobald das geschehen ist, beginnen die sogenannten Garderobenscherze. Man hat mir einmal den Koffer erbrochen, um ihn mit alten Knochen zu füllen; die

Straßenstiefel, als ich gerade eilig fort mußte, am Plafond angenagelt; in die Teintschminke Nähnadeln gesteckt, wodurch ich mich hätte blind machen können; unter den Kragen der Weste alten Käse gestrichen, daß ich von dem mit mir herumgetragenen Gestank fast rasend geworden bin; ich mußte Zeuge sein, wie einer zur Vergeltung für erlittene Bubenstreiche den neuen Zylinder des anderen als Klosett benützte.

Ich spreche vom Gros des Schauspielerstandes, das leider an jedem Theater mehr oder minder zahlreich vertreten ist. Die Anständigen müssen in der Regel zur Zielscheibe dieser Roheiten dienen. So hatte ich oft, wenn ich mich sonst einigermaßen wohl fühlte, unter der Bosheit meiner Kollegen zu leiden, so daß ich nicht selten mit dem Gefühle, als ginge ich in eine Folterkammer, die Garderobe betrat. Und als ich in meinem Kampfe gegen Bosheit, Lüge und Gemeinheit endlich aus der Jacke gehend an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig ließ, kam ich allmählich in den Ruf eines großen Krakehlers.

Es ist bemerkenswert, daß die während meiner Bühnenlaufbahn sich so oft ähnlichen äußeren Umstände auch auf dem Gebiete der Liebe oft einander ähnliche Erscheinungen und zwar nacheinander hervorriefen.

Als junger Schauspieler mit entsprechendem Aeußeren war auch ich für das schöne Geschlecht nicht ohne Anziehungskraft. Mein Herz zeigte stets seine alte Empfänglichkeit, es schmeichelte meiner Eitelkeit, doch noch als Mann gelten zu können, und die Sinnlichkeit

reckte wieder aus ihrem Verstecke das Köpfchen hervor, als ob sie auch noch ein Wörtchen zu sprechen hätte. Solange mich nur ein ideales Streben beseelte, wurde es mir sehr leicht, auf alle sinnlichen Genüsse zu verzichten, — ich fühlte gar nicht die mir durch den körperlichen Zustand auferlegte Entsagung. Die immer mehr erwachende Erkenntnis meiner Aussichtslosigkeit beim Theater, die an den kleinen Bühnen so geringe Kunstpflege, der dadurch gehemmte Eifer des Strebens und sich daraus ergebende ledige bittere Kampf ums Dasein selbst mußten die Ideale — wenigstens augenblicklich — verdrängen und die physischen Forderungen in den Vordergrund stellen. Je entfernter sich mir noch die Aussicht auf den Besitz der Geliebten zeigte, desto stolzer erhoben sie ihr Haupt, um, wenn ich mich ihm wie in einem Taumel nähernd, dem zarten Winke der Besitzergreifung folgen sollte, ihr Heil in feiger Flucht zu suchen.

Als mein Engagement schon längst zu Ende war, wollten die Unterhandlungen mit einer anderen Bühne in H . . . . zu keinem Abschlusse gelangen. Die unvorhergesehene Wartezeit hatte meine Mittel wieder völlig erschöpft; ich sah mich in der traurigen Lage, am bevorstehenden Ersten meine Miete nicht bezahlen zu können. Nachdenklich wandelte ich durch die Straßen, als mir plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. Es war ein junger Ehemann, den ich nebst Frau in einem Gasthause kennen gelernt hatte. Er machte mir zum Vorwurf, daß ich seiner Einladung, sie doch einmal zu besuchen, nicht gefolgt sei. Bei einem Glase Bier

frug er mich, wie es mir gehe, und bot mir endlich an, bei ihm Wohnung zu nehmen. Ich wandte ein, daß ich jetzt nicht bezahlen könne. Das hätte gar keine Eile, sagte er, er wolle darauf gerne warten, bis mein Engagement perfekt geworden. Auch seine Frau würde sich besonders freuen, wenn ich mich entschließen könnte, sein Anerbieten anzunehmen. Ich möge nur meine Sachen holen, er gehe, um die Stube für mich herzurichten.

Als ich allein war, fing ich erst an zu überlegen und stand schließlich dem mir bekundeten Interesse etwas skeptisch gegenüber. Mir war es, als ob wieder ein zartes Weiberpfötchen mit im Spiele wäre. Doch hielt ich mir auch seine Jugend vor, seine Kraft und Männlichkeit! Und ich hatte zugesagt. Also los! Die Wirtsleute ließen mich nach Schilderung meiner Lage gerne ziehen und — weniger durch mein Gepäck als durch mein Gemüt beschwert — trat ich in mein neues Heim. Ich wurde äußerst freundlich aufgenommen, besonders von der jungen Frau; ihr Antlitz strahlte vor Entzücken. Ich fand noch nicht den Mut, mir die Bestätigung meiner Ahnung zu gestehen, ich wünschte sehr, die gründlichste Enttäuschung zu erfahren. Ich trat näher. Der äußere Eindruck vermochte mich nicht zu erheben. Die Wohnung war zwar sauber, doch fast ärmlich eingerichtet.

Mir selbst fiel das Entbehren niemals schwer; es war mir leicht, die Not allein zu tragen, den Anblick jenes kleinen Elends aber konnte ich nicht überwinden. Wenn ich sehen mußte, wie die innere Armut, die äußere an Schwere überbietend, den Träger dieser Lasten in

einen jammervollen Abgrund schleudert, fühlte ich mich mitgerissen, weil mir der Anblick dieser häßlichen Erscheinung die erhabene Stütze raubte, die mir die Not gewährte, wenn ich mit ihr allein war.

Ich wurde jedoch bald gewahr, daß dies hier durchaus nicht der Fall war. Der Mann hatte eine sehr einträgliche bürgerliche Stellung. Sein Grundsatz war, auf Kosten der äußeren Erscheinung dem Inneren nichts zu versagen. Eine gute Zigarre war ihm lieber als ein leerer silberner Zigarrenhalter.

Nach dem Abendessen machte die junge Frau den Vorschlag, einen kleinen Spaziergang zu machen. Hinsichtlich meiner Ahnung war sie schon längst so gnädig, mich jedem Zweifel zu entreißen. Verheißungsvoll hatten mir ihre verlangenden Blicke einen neuen Liebesroman in diversen Kapiteln angekündigt. Wie ein gefangener Vogel saß ich da. Ich ärgerte mich, daß ich nicht meinem Instinkt gefolgt, ich ärgerte mich noch mehr über ihn und seine Blindheit, ich zürnte ihr hauptsächlich, daß sie den Ahnungslosen zum Vogelfänger machen konnte. Zur Uebernahme einer so kläglichen Heldenrolle auch durchaus keine Lust verspürend, sann ich nach, wie es mir möglich wäre, mich aus der Affäre zu ziehen.

Indessen konnte ich an ihr schon eine große Unruhe bemerken. Sie wollte was, sie war mit sich nur noch nicht einig. Die Notwendigkeit der Gegenwart ihres Mannes schien ihr durchaus nicht einzuleuchten. Sie nestelte so lange hin und her, bis sie auf einmal die schreckliche Entdeckung machte, daß ihre Gürtelschnalle

entzwei sei. Ich durchschaute ihre Absicht und sprang auf, um schnell eine zu besorgen, als ihr Mann auch schon verschwand. Die hinter ihm ins Schloß fallende Tür gab ihr das Zeichen zur inneren Befreiung. Ihr Atem flog. Gierig wie der Blick des Habichts schien ihr Blick mich zu verschlingen. Ich armes Huhn! Wohin? Zu spät! Sie hing bereits an meinem Halse. Mund, Wangen, Stirne, Augen küßte sie in fieberhafter Glut, nicht einmal meine Nase war ihren Küssen heilig. Diesem stürmischen Verlangen gegenüber meine Kraft abschätzend, fühlte ich mich ganz gebrochen. Das Selbstvertrauen war wieder vollständig geschwunden, und der quälende Gedanke an meine Schwäche kämpfte jede sinnliche Erregung nieder. Teilnahmslos wie eine Puppe saß ich da. Sie sah mich fragend an, wie es denn möglich sei, bei dieser glühenden Umarmung kalt zu bleiben. Ich blieb stumm, ich stellte den Vergleich an zwischen ihr und jener Frau, die ich einst liebte, und ich fand, daß sie mit jener sich nicht messen konnte. Ein Zug niedrigster Sinnlichkeit, der um ihre Lippen spielte, gab ihr den Stempel des Gemeinen. Als ob die Meisterin Natur in ihrer Laune auf ein Engelsantlitz mit einem einzigen Striche die Schlangenseele zeichnen wollte. Mir schien es auch, als ob ein stechender Blick des Zorns mir diese Seele offenbarte. Dann vor mir niederkniend und mit ihren weichen Armen mich umschlingend, sprach sie in mich hinein, so sanft, so weich, so engelsmilde frug sie mich, ob ich ihr wirklich nicht vergönnen wolle, mir den geraden Weg ins Himmelreich zu zeigen. Mich dabei kosend, herzend wie ein Kind,

dem nur die richtige Pflege fehlte. Meine Sinnlichkeit erwachte. Ich drückte sie an mich in heftiger Leidenschaft und hielt sie fest in meinen Armen. — Da knarrt die Tür. Sie nahm schnell ihre Unschuldslarve an. Ich konnte meine Verlegenheit nicht verbergen. Wäre er weniger vertrauensvoll gewesen, er hätte sie bemerken müssen.

Während des Spaziergangs trieb es mich in einem fort, auf- und davonzugehen. Einen solchen Ekel flößte mir ihre Verstellungskunst dem arglosen, gutmütigen Manne gegenüber ein. Zum erstenmale sah ich schaudernd in den bodenlosen Abgrund einer Frauenseele. O wäre ich ihm nie begegnet!

Als ich sie zuerst gesehen, gab sie sich ganz als das treue, liebende, pflichterfüllte Weib. Ihre Zärtlichkeit zu ihrem Mann schien mir nur zu übertrieben; ich hatte das Gefühl, daß sie damit kokettiere. So war es auch. Meine kalte Höflichkeit ist dessen Ursache gewesen. Als sie bemerkte, daß sie von meiner Seite kein Entgegenkommen zu erwarten habe, war sie bemüht, mir ihr Empfinden zu verbergen. Sie fühlte sich in ihrer Eitelkeit verletzt und wollte zeigen, daß sie besitze, was sie brauche. In ihrer Liebenswürdigkeit zu ihm und ihrer Kälte gegen mich, als einer Kränkung meiner Eitelkeit, sah sie zugleich den stärksten Reiz, der mich in ihre Arme treiben könnte.

Ganz mit mir selbst beschäftigt, ging ich hinter ihnen her. Er sah sich um und fragte mich, was mir denn auf einmal fehle. Ich sagte kurz, ich hätte eben meine Abreise beschlossen. Lachend meinte er, ich möge

mir das erst ein wenig überschlafen. Sie aber war wie umgewandelt und fiel von einer Stimmung in die andere. Ich bin für sie auf einmal nicht mehr dagewesen. Als das auf mich nicht den geringsten Eindruck machte, griff sie allmählich zu den höheren Weiberkünsten. Sie wischte sich eine heiße Träne, die selbstverständlich nur ich bemerken durfte, sie nahm zur flehendsten Gebärde ihre Zuflucht, sie faßte sich krampfhaft ans Herz, als ob es zu zerspringen drohte — — —

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, hörte ich einen kleinen Streit. Er wollte nicht ins Dampfbad gehen. Wenn sie sagte, daß er das Reißen habe, so mußte er es nämlich haben, auch wenn er davon nichts spürte, und wenn er uns in innigster Umarmung überraschte und sie ihm eingeredet hätte, daß er träume, so würde er daran auch nie gezweifelt haben. So fest schwur der Bedauernswerte auf die Treue seiner Frau, daß er einmal sagte, er würde kein Bedenken tragen, mich zu ihr ins Bett zu legen. Bevor er fortging, gab er ihr scherzend noch den Auftrag, mich nur ja festzuhalten, wenn ich inzwischen ausrücken wolle.

Sie lud mich zum Morgenkaffee. Mein Benehmen hielt sie nicht ab, mir wieder um den Hals zu fallen. Als ich ihr zu Gemüte sprach, traf mich ein Blick des Zorns, den ich nie vergessen werde. Ich hatte nur den Drang: Hinaus! Mit einem Satz war ich verschwunden. Sie mir nach. Winselnd fiel sie vor mir nieder, nur nicht so von ihr zu gehen, ihr doch wenigstens zu verzeihen, da sie mich so glühend liebe. Ich wußte nicht, was mit mir vorging. Und sie weinte. Der

Ausdruck ihres um mich empfundenen Schmerzes, der mir auch sie verklärte, die heißen Tränen, die ihr die Sehnsucht nach mir erpreßte, brachen jeden Widerstand, und völlig willenlos, wie ein hilfloses Kind, folgte ich ihrer Leitung.

— — — — — — — — — — —

Als ich in stolzem Mannesgefühle auf meine Meisterin blickte, bemerkte ich ein sehr geringschätziges Lächeln. Ihre unermüdliche Ausdauer machte jedoch bald den Schüler zum Meister. Ich blickte zu ihr auf als zu meiner Schöpferin; sie sah in mir ihr Geschöpf. Das emporkeimende Gefühl meiner Mannheit erstickte jede bessere Regung; der Dämon wildester Leidenschaft durchbrach alle Schranken und Hindernisse; das nur noch auf Befriedigung maßloser Sinnlichkeit gerichtete Streben machte mich zum gewissenlosen Verräter. Unwiderstehlich trieb es mich, den von ihr gehobenen Schatz in ihren Armen sinnlos zu verprassen. Nur wenn ich an jenes edle Weib denken mußte, erfaßte mich eine tiefe Wehmut. Im ersten Augenblicke war es mir freilich, als müßte ich zu ihr hin, mich ihr zu Füßen werfen, um als zu neuem Leben Erwachter ihr das reuige Bekenntnis meiner Lüge abzulegen. Doch nein! Es war ganz gut so, wie es war. Unsere Uebereinstimmung der Seelen war zu groß; ein vorübergehendes Glück wäre nur die Quelle des tiefsten Elendes gewesen. Diese hingegen warf mich sehr bald wie eine ausgepreßte Zitrone beiseite, ohne in mir eine erhebende Erinnerung zurückgelassen zu haben, wohl aber das

Gefühl der Dankbarkeit für die große Tatkraft, deren es bedurfte, um den fest eingeschlafenen Trieb zu neuem Leben zu erwecken. Im Bewußtsein, in ihrem ehelichen Leben schon viele Vorgänger gehabt zu haben, brauchte ich mein Gewissen ihretwegen nicht zu belasten. Und ihres Mannes wegen? Ich hätte mindestens den Mut besitzen müssen, ihm alles zu gestehen, um ihn aus der Umgarnung dieser Schlange zu befreien. —

Intrigen.

1885—1886.

Ein Schelmenstreich. — Ich brenne durch. — Auf der Schmiere. — Der Bürgermeister zahlt das Honorar. — In der Großstadt. — Ein Komplott. — Ich werde überfallen. — Strafanzeigen. — Vor dem Schöffengericht. — „Säufer und Krakehler." — Strafkammer. — Ich bin Souffleur. — Kammergericht. — Verlust meiner Stelle. — Nach Berlin!

Ich kam an ein kleines Saisontheater in B . . . Infolge des schlechten Geschäftsganges standen wir sehr bald dem Zusammenbruche gegenüber. Ein in derselben Stadt vazierender Theaterdirektor stürzte sich wie ein Geier auf das Aas. Er fühlte sich berufen, den im Morast stecken gebliebenen Karren wieder in Gang zu bringen. Da ich als beliebter Darsteller allenfalls ein Wort einlegen konnte, bat er mich, beim Lokalbesitzer sein Gesuch zu befürworten. Als Aequivalent versprach er mir eine höhere Gage und stellte mir für die Dauer der Saison eine sehr angenehme Stellung in Aussicht. Von dem Augenblicke an, in dem er auf meine Fürsprache hin die Direktion übernommen, war er mir gegenüber ein anderer geworden. Er hatte nicht nur sein Versprechen vergessen, er engagierte sogar, um sich meines Anblicks zu entledigen, einen neuen

Schauspieler, den er in einer mir gebührenden Rolle auftreten ließ. Obgleich den sehr geringen Ansprüchen genügend, konnte dieser einen Vergleich mit meinen Leistungen doch nicht aushalten, so daß sich der Direktor durch die Forderungen meiner Gönner gezwungen sah, wieder einzulenken.

Der Friede zwischen uns war aber nicht von langer Dauer. Mir wurde meine Stellung immer mehr verbittert. Die Beschlagnahme meiner Gage durch den Lokalbesitzer, bei dem ich für die während des Interims erhaltene Pension noch im Rückstande war, die höchst mangelhafte Verpflegung, welche bei der überaus anstrengenden reizlosen Tätigkeit meine Kräfte untergraben mußte, und die höchst empörende Behandlungsweise von seiten des Direktors, der mir die ihm erwiesene Gefälligkeit nicht verzeihen konnte, reiften in mir das heiße Verlangen, diesem Engagement sobald als möglich den Rücken zu kehren. Ich klagte meine Not dem mir bekannten Regisseur des Konkurrenztheaters, der um einen Ausweg nicht verlegen war. Sein Direktor, mit dem ich während meiner ersten Bühnenlaufbahn zusammen engagiert war, erklärte sich bereit, mir zehn Mark zu geben, wenn ich mich auf Wort verpflichte, am Tage der Aufführung einer mit großer Reklame angekündigten sensationellen Novität unmittelbar vor Beginn der Vorstellung durchzubrennen. Nicht ohne Widerwillen ging ich auf diesen Vorschlag ein. Je näher jedoch die bestimmte Stunde heranrückte, desto schwerer wurde mir ums Herz. Das Sündengeld war für Bezahlung von Läpperschulden,

durch deren Hinterlassung ich mich nicht belasten wollte, fast ausgegeben, ich hatte knapp das Reisegeld, so daß ich vor einer sehr peinlichen Alternative stand. Mein ursprünglich geplantes heimliches Verlassen dieses Engagements wäre dem wortbrüchigen, mich obendrein schikanierenden Direktor gegenüber kein Verbrechen gewesen, während die Ausführung unter den nun obwaltenden Umständen einen ganz anderen Charakter annahm. Wie aber wäre ich andererseits dagestanden, wenn ich mein Wort nicht gehalten und mich also dem Anscheine nach durch die Vorspiegelung meiner Bereitwilligkeit zu einem solchen Streiche in den Besitz des Lumpengeldes gesetzt hätte? Ein glücklicher Einfall zeigte mir noch eine befriedigende Lösung. Ich strich die nur drei Bogen starke Rolle bis auf ein Minimum zusammen, so daß sie ein in diesem Stücke noch nicht beschäftigter Chargenspieler im letzten Augenblicke übernehmen konnte. Die Rolle nebst einem Briefe auf meinem Zimmertische liegen lassend, ging ich im Bewußtsein, die Vorstellung gerettet zu haben, zur Bahn, wohin mich ein mir »befreundeter« Zimmermaler begleitete, der auch einen Teil meiner Sachen trug.

Die triftigen Gründe, die mich zum Verlassen dieses Engagements bestimmten, hatten jedoch den geheimen Beifall meiner Sinne gefunden. Es trieb mich in die Arme jener Schlange, die mir den ersten gründlichen Geschmack am Paradiesesapfel beizubringen wußte. Unwiderstehlich zog es mich zu ihr hin, als ob ich diese Freuden nur in ihren Armen finden könnte, als ob sie das Spenden sinnlicher Genüsse für mich auf dieser Welt

gepachtet hätte. Nur eine Stunde des Genusses sah ich, nicht das wochenlange Elend, das sie mich kosten könnte. Dieses Gefühl gab auch den Grund, ein ähnliches bei ihr vorauszusetzen. Als ich eintrat — wo bliebst du, Anteros? wo blieb der Ausdruck des erwarteten Empfindens? Die Stirne runzelnd starrte sie mich an, als wollte sie mich gleich in Grund und Boden bohren.

Ich kam ihr auch tatsächlich äußerst ungelegen, da ich bereits einen Nachfolger hatte. Für die augenblickliche Enttäuschung wurde ich durch die nun eintretende Gewissensruhe glänzend entschädigt. Ich fand mich selbst wieder; ich fühlte mich ganz glücklich, daß es so gekommen; ich konnte mich und meinen vorhergegangenen Zustand nicht begreifen. Der Sinnesteufel wurde wieder für lange Zeit beurlaubt. Mit wahrer Gier stürzte ich zu meinem Koffer, um den Homer hervorzuholen.

Es trieb mich wieder auf die Schmiere. Ich hatte einen Komiker nebst Frau zu Reisegefährten. Als wir uns an Ort und Stelle nach Herrn Direktor Rückheim erkundigten, hieß es, aus Herrn Rückheim sei ein Herr Rückaus geworden: er war mit Hinterlassung von Schulden verduftet. Diese mich niederschmetternde Nachricht schien auf meinen Reisegefährten den gerade entgegengesetzten Eindruck zu machen. Er zog einen Kunstschein aus der Tasche, auf Grund dessen ihm der Bürgermeister angesichts unserer Lage die Erlaubnis zu mehreren Vorstellungen erteilte. Wir spielten auf Teilung, wobei ich trotz der nach meiner Schätzung

ganz guten Einnahmen ſtets nur wenige Groſchen auf meinen Teil erhielt. Als unſere Darſtellungen Beifall fanden und noch zwei neue Mitglieder eingetroffen waren, machte er mir vor einem in Ausſicht ſtehenden ausverkauften Hauſe die kurze Mitteilung, mir von jetzt ab pro Vorſtellung ein Honorar von vier Mark zahlen zu wollen, das ich jedoch nur am erſten Abend erhielt. Als ich ſchon ſechzehn Mark zu fordern hatte, weigerte ich mich gelegentlich einer von ihm aus Schlauheit zum Beſten der Stadtarmen angekündigten Vorſtellung vor Bezahlung der Schuld die Bühne zu betreten. Und die Proceres von Krähwinkel waren in corpore erſchienen. Mächtig die Jovisſtirne runzelnd, ſchritt das Stadtoberhaupt auf mich zu, als öffnete ſich ſchon der Schlund des Tartarus, mich zu verſchlingen. Doch der Gewaltige ließ mit ſich ſprechen: er leiſtete mir Bürgſchaft. Nun ſpielte ich ſelbſtverſtändlich und holte mir von jetzt ab, was ſelbſt in den Annalen der Schmierengeſchichte einzig daſtehen dürfte, meinen Obolus an jedem einer Vorſtellung folgenden Tage überhaupt nur mehr aus dem Bureau des Herrn Bürgermeiſters.

— — — — — — — — — — —

In dieſer Zeit erhielt ich die Nachricht von dem Tode meines älteſten Bruders. Dieſer liebe, gute, befähigte Menſch! Auch für ſein Leben war eine kleine Urſache, ein kleiner Streit mit einem Schulkollegen, entſcheidend. Wir haben uns ſo gut verſtanden. Armer unglücklicher Bruder! Indem ich das ſchreibe, weine ich dir eine heiße Träne nach!

Nach der sich immer wiederholenden alten Geschichte fand ich in D . . . . Engagement; ich wurde in ersten Charakterrollen beschäftigt, die ich unter Anerkennung der Presse mit großem Erfolge spielte. Es war mir ein neuer Sporn, das vor mir wieder aufgetauchte Ziel rastlos zu verfolgen. Die schrecklichste Enttäuschung ließ abermals nicht lange auf sich warten. Der bisher an diesem Theater tätige Regisseur Schulz wurde plötzlich des Regiepostens enthoben. Nach einem mit seinem Ersatzmann Bach, der jedoch bereits mein Freund war, bei einer Probe stattgefundenen kleinen Auftritte ließ Schulz mich eines Abends zu sich rufen. Ich möge mir doch nichts gefallen lassen, sagte er, indem er mir zugleich den guten Rat gab, jenem, falls er mich noch einmal schikanieren wolle, kurzweg eine Ohrfeige zu geben, wobei ich schon den nötigen Beistand finden würde. Bach flöge sofort hinaus, er käme wieder an seine alte Stelle, wo er durch ein zu günstiger Zeit gegebenes Benefiz, durch gute Rollen usw. schon recht hübsch für mich sorgen wolle. Ich wies dieses Ansinnen höflich, jedoch entschieden zurück, sah aber schon voraus, daß meine letzte Stunde hier wieder sehr bald schlagen werde.

Als nach dieser Unterredung geraume Zeit verstrichen war, glaubte ich schon, daß Schulz sich beruhigen wolle, bis ich zufällig wieder neue, meinem Freund Bach gelegte Fallstricke entdecken konnte. Nun warnte ich ihn. Auf seine Bitte, energisch vorzugehen, schrieb ich dem Direktor den ganzen Sachverhalt und ließ mich sogar bestimmen, Bach diesen Brief anzuvertrauen,

weil er ihn ſeiner Mutter vorleſen wollte. Das war ein Vorwand. Er belohnte mich mit Verrat, indem er ihn mit ſeinem Namen überſandte. Der Direktor, der ſich, wie ich ſpäter hörte, der zu hohen Gage wegen ſeiner gern entledigen wollte, war von nun an mein erbittertſter Feind; die Verſchwörung, deren Mitglied ich werden ſollte, war nun auch gegen mich gerichtet. Als ich eines Morgens ins Theater kam, hörte ich, daß Bach einer über den Direktor gemachten und, wie ich bald erkannte, provozierten Aeußerung wegen plötzlich entlaſſen worden ſei. Ich war aufs tiefſte empört und brachte meine Gefühle vor dem geſamten Perſonal mit den kräftigſten deutſchen Worten zum Ausdruck. Auch der Stiefvater des Leiters der Intrige, das Urbild eines alten Komödianten, war zugegen. Blaß wie eine Leiche ſaß er da. Einige der Herren Kollegen gaben mir en passant ihren Beifall durch heimlichen Händedruck zu erkennen; es wäre an der Zeit geweſen, den Feuerbrand in dieſes Weſpenneſt zu ſchleudern. Bewundernd blickten ſie mich an ob meines Mutes, und ſo mancher freute ſich, daß ich dem Mächtigeren einen Denkzettel gegeben.

Die Nachwehen dieſes Auftritts waren mir bald durchaus fühlbar. Eines Abends herrſchte in der Garderobe eine unheimliche Stille, und als das Stück zu Ende war, hatten alle es ſo eilig wie noch nie; wie auf ein gegebenes Zeichen waren ſie auf einmal verſchwunden, ſogar der alte Garderobier. Ich blieb allein. Während ich mich ruhig anzog, erſchien Schulz, ein Hüne von Geſtalt, in Begleitung ſeines großen maul-

korblosen Bernhardinerhundes. „Was haben Sie zu meinem Vater gesagt?“ fuhr er mich an. „Was ich vertreten kann,“ gab ich zur Antwort. „Das sollen Sie mir büßen,“ schrie er, und schnell mir an die Kehle springend, drückte er mich an die Wand. Nur gurgelnd vermochte ich noch das Wort »Staatsanwalt« hervorzubringen. „Vor den komme ich so wie so,“ knirschte er, bis er mich endlich, wie zu einer kleinen Pause, losließ. Den günstigen Augenblick benützend, lief ich im Hemde auf die Bühne. Der Theatermeister stellte sich, als ob er mich nicht sähe noch hörte. Nur als ich durch den Treppenausgang ins Restaurant gelangen wollte, verstellte er mir rasch den Weg. Er gehörte mit zu dem Komplott. Dem Attentäter war es indessen doch zu heiß geworden. Als ich in die Garderobe trat, war er mit seinem Hunde verschwunden. Am nächsten Tage machte ich dem Staatsanwalt Anzeige.

Unmittelbar nach diesem Vorfall erhielt ich eine amtliche Zustellung, daß ich mich wegen Unterschlagung eines Winterrockes zu verantworten habe. Gerechter Himmel! Das hatte mir bloß noch gefehlt. Der Lokalbesitzer in B .... hatte mir einen alten Winterrock für 6 Mark verkauft, worauf ich 3 Mark angezahlt. Trotzdem er diesen Rock ursprünglich für eine Schuld von 9 Mark von einem Gast als Pfand behalten, hatte er den ihm zugefügten Schaden auf 36 Mark taxiert. Es war mir klar, daß er sich rächen wollte, weil ich das Engagement heimlich verlassen hatte.

Sinnlos durch den Gedanken, auf der Anklagebank erscheinen zu müssen, reiste ich nach B .... und zahlte

den Betrag mit der Bedingung, daß er den Strafantrag zurückziehe. Lächelnd ging er darauf ein; ich müsse mich nur noch an den Amtsanwalt wenden. Er hat ganz genau gewußt, daß ein Zurückziehen nicht mehr möglich sei: mein Weg zum Amtsanwalt war fruchtlos. Ich ging zu jenem Handwerker, der mich zur Bahn begleitet. Er wollte meinen rechtmäßigen Besitz des Rockes bis in alle Einzelheiten kennen und erbot sich, als mein Entlastungszeuge aufzutreten.

Endlich war der Verhandlungstag gekommen. Als Belastungszeugen traten Frau und Tochter des Lokalbesitzers auf. Schon hoffte ich auf einen günstigen Ausgang, da mir der Richter mehr zu glauben schien als jenen; ich sah nur noch als ausschlaggebend der Aussage des Handwerkers entgegen. Sprachlos starrte ich ihn an, als er das Gegenteil von dem aussagte, was er mir gegenüber zu wissen vorgegeben hatte und auch tatsächlich wissen mußte. Ich war kopflos. Ich erwähnte nicht, daß er mich zur Bahn begleitet und mir meine Sachen trug, was er doch hätte unterlassen müssen, wenn er wußte, daß er mich bei einem Vergehen unterstütze; ich schämte mich, ihn, der mein »Duzfreund« war, als solchen anzureden; ich korrigierte nicht einmal, als ein Brief von mir an den Besitzer verlesen wurde, in dem man statt mein »Vorgehen« fälschlich mein »Vergehen« las. Die wichtigsten Punkte blieben unberührt, da mein sonst ganz tüchtiger Anwalt sich offenbar mein Schriftstück nicht angesehen hatte. Er plädierte für Freisprechung, während der Amtsanwalt eine Gefängnisstrafe von vierzehn Tagen beantragte. Mein

erster Gedanke war an die Tanten. Dann tauchte die Erinnerung an mein Elternhaus und meine Kindheit in mir auf. Zum letzten Worte zugelassen, beteuerte ich nochmals meine Unschuld; falls aber meine Schuld erwiesen scheine, bat ich, mir eine Geldstrafe zu geben, an der ich zeitlebens zu tragen hätte, nur nicht einen Tag Gefängnis.

Nach den fürchterlichsten Augenblicken meines Lebens hieß es: „Des Vergehens der Unterschlagung schuldig!" Die Hauptzeugen triumphierten. Sie sahen mich, wie ich mich selbst, schon im Gefängnis. Als aber der Vorsitzende mit einem auf sie gerichteten durchbohrenden Blicke hinzusetzte, daß man in Ansehung meiner gänzlichen Unbescholtenheit auf die niedrigste Strafe von 10 Mark, ev. auf zwei Tagen Gefängnis erkenne, waren sie wie vom Blitz getroffen. Ihr Rachedurst war nicht gestillt. Als ich den Saal verließ, saßen sie noch ganz gebrochen im Vorraum. Frohlockend stürmte ich hinaus. Erst hinterher ermaß ich die Bedeutung des nur in Beziehung zum Antrage des Amtsanwaltes erlösenden Urteils. Alle Einzelheiten der Verhandlung standen vor meiner Seele, für jede Behauptung des Gegners wußte ich die entsprechende Widerlegung. Ich fuhr nach Berlin zu dem im Zenit seines Ruhmes stehenden Rechtsanwalt Friedmann. Fast mitleidig lächelnd fragte er mich: „Wer hat Sie denn verteidigt?" Ich fühlte mich beruhigt, als er mir versprach, mich ausnahmsweise in der Berufungsinstanz für ein Honorar von 100 Mark verteidigen zu wollen. Ueber die Frage, woher ich die

100 Mark nehmen sollte, wußte mir mein Leichtsinn vorderhand hinwegzuhelfen[1].

Völlig gebrochen kam ich wieder in D . . . an. Bald darauf wurde ich vom Staatsanwalt hinsichtlich meiner Anzeige jenes Regisseurs auf den Weg der Privatklage gewiesen. Schulz spielte sich auf den Philopator hinaus, er rechtfertigte sich damit, daß ich seinen Vater, recte Stiefvater, beleidigt hätte. Es war dessen Sache, wenn er sich beleidigt fühlte. Ich konnte zu dem alten Komödianten, der die Idee zum Schelmenstreich gegeben, unmöglich sagen, daß er ausgenommen sei. Die in der Sache vernommenen Kollegen, die mir einst warm die Hand gedrückt, unterstützten ihr zu

[1] Es kann zweifelhaft erscheinen, daß Frau und Tochter eine falsche Aussage gemacht haben sollten. Man vergegenwärtige sich die Verhältnisse. Ich war als beliebter Schauspieler eine Stütze des Unternehmens, die man sich erhalten wollte. Unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß ich im Engagement verbleibe, verkaufte man mir den verfallenen Ueberzieher, um mir *in ihrem Interesse* die nötige Repräsentation zu ermöglichen, hauptsächlich aber, um durch eine Verminderung meiner Ausgaben sich die Bezahlung der oben erwähnten Schuld zu sichern. Nach meinem Durchgange sahen sie sich in ihren Voraussetzungen betrogen. Das nie klare Bewußtsein der rein egoistischen Motive schwand gänzlich; nur die dem armen Teufel gegenüber vollzogene Handlung trat in den Vordergrund. Angesichts des von ihnen später in Erfahrung gebrachten Paktierens mit ihren Konkurrenten steigerte sich die Empörung, bis endlich ihr Rachedurst jede bessere Einsicht in den Schatten stellte. „Was dem Herzen widerspricht, läßt der Kopf nicht ein." Von einem Vertrauensbruche hinsichtlich ihrer Voraussetzung kann keine Rede sein, da man mir das Verbleiben geradezu *unmöglich machte*. Um mich völlig in der Gewalt zu haben, gab man mir nie mehr einen Pfennig Geld; man behandelte mich in der gemeinsten Weise und gab mir obendrein eine schlechte Verpflegung. Und da ich ihnen noch Geld schuldete, machte man sich selbst glauben, ich hätte die auf den Rock angezahlten drei Mark als Teilzahlung meiner Schuld hingegeben. Ich will durchaus nicht sagen, daß ich korrekt gehandelt habe; ich hätte meinen heutigen Mut besitzen müssen, ohne Rock aus dem Engagement zu gehen. Das durch den auf mich ausgeübten Zwang und die Entziehung meiner Freiheit mir zugefügte Unrecht war jedenfalls quantitativ größer als meines.

meinen Ungunsten abgegebenes Urteil durch die Behauptung, daß ich ein Säufer und Krakehler sei. Tatsächlich ist über meine Lippen in der Garderobe nie ein Tropfen Alkohol gekommen, während jene sich den Schnaps flaschenweise holen ließen. Nach einer von einem Freunde Bachs gegebenen Geburtstagsfeier, wobei ich die schwersten Weine trank, kam ich allerdings betrunken ins Theater, was jedoch meiner oft gespielten Rolle keinen großen Abbruch tat. Während meiner ganzen Bühnenlaufbahn war das der einzige Fall von Trunkenheit, den man mir mit Recht zum Vorwurf machen konnte, und den meine Feinde so gründlich ausnützten, daß ich in den Ruf eines Säufers kam. Als solcher stand ich bald in den Augen aller Agenten da.

Vor einer weiteren gerichtlichen Verfolgung meines Gegners beschloß ich, mir erst den Freispruch zu erwirken, um nicht vor Gericht meine jüngst erfolgte Verurteilung gestehen zu müssen[1].

Mittlerweile hatte der durch jenen Bescheid hervorgerufene Triumph meiner Feinde und das Benehmen der Kollegen, die mich wie einen von Gott Gezeichneten mieden, einen unüberwindlichen Ekel vor diesem Engagement und damit auch meinen Austritt zur Folge. An eine Verteidigung durch Friedmann konnte ich gar nicht mehr denken. Ich stand sogar ohne Anwalt vor der Strafkammer, — es waren nicht einmal Zeugen geladen. Nach wenigen Minuten wurde meine Berufung

[1] Ich handelte im Glauben, daß ich als Privatkläger nach meinem Vorleben befragt werde.

verworfen. Noch war die letzte Hoffnung nicht geschwunden. Es ließ mir keine Ruhe, den Kampf nach Kräften fortzusetzen. Während ich mich obdachlos in Berlin umhertrieb, gelangte ich im letzten Augenblicke in den Besitz einiger Mark, um mit Hilfe eines neuen Rechtsanwaltes die Revision beim Kammergericht einlegen zu können.

Im Sommer hatten sich mehrere Schauspieler von besseren Bühnen vereinigt, um in einem Badeorte eine Teilungsgesellschaft zu gründen. Während jeder der Sozietäre die zur Deckung der Vorkosten entsprechende Einlage machte, wurde ich von dem mir so verhängnisvoll gewordenen Regisseur Bach, dem Leiter dieses Unternehmens, mit einer Monatsgage von 60 Mark als Souffleur engagiert. Er fühlte das dringendste Bedürfnis, mich für meine durch ihn hervorgerufene Notlage zu entschädigen.

Einmal ließ es sich nicht umgehen, mir in einer Novität eine größere Väterrolle zu geben. Gerade am Tage der Aufführung mußte ich Unglücksmensch zur Verhandlung vor das Kammergericht. Mit meinen letzten Groschen bezahlte ich die Fahrt, ohne zu wissen, wie ich die Rückfahrt bestreiten werde. Da die Geschäfte sehr schlecht gingen, wagte ich es nicht, mich an den Regisseur zu wenden. Das war auch meine kleinste Sorge. Wenn mir endlich nur mein Recht wird! Natürlich hatte ich auch diesmal keinen Anwalt. Weinend beteuerte ich meine Unschuld und bat mit aufgehobenen Händen, mir meine Ehre wiederzugeben. Umsonst. Nicht ohne Mitleid erklärte der Präsident, mir leider

nicht helfen zu können. Völlig gebrochen verließ ich das Gerichtsgebäude. Nun mußte ich mir die zur Rückfahrt nötige Mark verschaffen, was mir noch recht sauer geworden ist. Als ich am Abend in begreiflicher Zerstreutheit nicht völlig Herr meiner Rolle war und während eines Gesellschaftsaktes in hellem Anzuge die Bühne betrat, fand unter großer, im Hinblick auf die Sache selbst gerechter, im Hinblick auf meine allseitig bekannten Garderobenverhältnisse, die deshalb eingegangene Souffleurverpflichtung und niedrige Gage ungerechter Entrüstung der Kollegen auch dieses Engagement für mich seinen Abschluß. Mit Hinterlassung meines Koffers, worin sich meine sämtlichen Schriftstücke befanden, die ich im Leben nicht wiedergesehen habe, reiste ich am nächsten Tage nach Berlin. Ich hielt mich für einen von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen und gab es auf, die mir zugefügte tätliche Beleidigung weiter zu verfolgen.

Irrfahrten.

1886—1889.

Das alte Elend. — Große Aussichten. — Fehlschlag. — Zurück ins Schmierenleben. — Ingenieurassistent. — Akquisiteur. — Adressenschreiber. — Wieder auf der Schmiere. — Ein Attentat. — Bei der Teilungsgesellschaft. — Teilungsverhältnisse. — Kollektenbrüder. — Ich dichte wieder. — Die Rezitationsreise. — Ein Abend vor Knechten und Mägden. — Sturm.

Wochenlang trieb ich mich wieder, nur hier und da bei einem Bekannten schlafend, in Berlin umher. Schon wollte ich meine Kunst mit der eines Hungerkünstlers vertauschen. Ich dachte mich als nur im kleinsten Zeitteilchen existierend, in dem der Schmerz noch nicht empfunden werden kann. Nur in der ersten Nacht fiel mir der Hunger schwer. Am zweiten, dritten Tage wurde mir so leicht, so frei: ich hätte mich in die Lüfte schwingen mögen. Die Paracelsisten würden ihre Freude an mir gehabt haben. Nie empfand ich die Schönheit der Natur so mächtig, als in solchen Augenblicken.

Durch die Hilfe der Unterstützungskasse des Königlichen Schauspielhauses, das in solchen Lagen oft meine letzte Zufluchtsstätte war, fand ich endlich ein Plätzchen, wo ich mein Haupt hinlegen konnte, und die Philo-

sophie bot ihre Hand, mir meinen inneren Frieden wieder zu gewinnen.

Eines Tages wanderte ich mit meinem ehemaligen Akademiekollegen, Oskar Eisenbeth, durch die Straßen. Wir litten beide Hunger, er obendrein mit Familie. Plötzlich trat ein Polizeileutnant an mich heran: „Sie haben soeben meine Frau in unverschämter Weise angeblickt!" Dann mit entsprechender Handbewegung: „Darauf müßte ich Ihnen nicht als Polizeileutnant, sondern als Mann die gebührende Antwort geben." „Herr Leutnant," sprach ich, „ich habe zwei Tage nichts gegessen. Ist es möglich, daß einem Menschen in solcher Lage noch dergleichen in den Sinn kommt? Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich im Hunger-Delirium völlig unbewußt einen Gegenstand fixierte; ganz zufällig also ist mein Blick vielleicht auf Ihre Frau gefallen." Das leuchtete ihm ein; er nickte mit dem Kopfe und ließ mich stehen. Aehnliche Fälle sind mir im Leben öfter vorgekommen. Den Impuls dazu hat stets das Weib gegeben. Hysterie, abnormaler Geschlechtstrieb und Eitelkeit sind dessen Triebfedern. Die Machtentfaltung dem fremden Manne gegenüber übt einerseits schon einen gewaltigen Reiz aus und wird andrerseits dem Herrn Gemahl zum Sporn, seine Kraft auf sexuellem Gebiete in erhöhtem Maße zu betätigen.

Als die Wintersaison schon vor der Türe stand, riet mir ein Agent, den meine Lage doch ein wenig rührte, mich dem gerade in Berlin weilenden Direktor des Petersburger Hoftheaters, Herrn Philipp Bock, vorzustellen. Voll Selbstvertrauen ging ich hin. Nach-

dem ich ihm verschiedene Stellen aus klassischen Stücken vorgetragen, sprach er sich äußerst lobend aus und bestellte mich auf den nächsten Tag. Ich war glücklich. Schon sah ich mich am Hoftheater, und meine Phantasie hatte wieder Stoff genug, mich über alles Entbehren hinwegzusetzen. Rezitierend und agierend lief ich wie ein Besessener durch die Straßen. Alle Vorübergehenden blickten mich an, wobei es nicht an sehr unzweideutigen Handbewegungen nach der Stirne fehlte. Mußte der in einem so schnellen Wechsel eingetretene Kontrast der Empfindungen einen Menschen von so leidenschaftlicher Natur nicht aus dem Häuschen bringen? Vorher der Blick ins graue Elend und jetzt in eine sonnenhelle Zukunft. Und die Seligkeit der Tanten! Morgen gleich ein Telegramm, und wenn ich das Geld stehlen sollte! Endlich war die Stunde da, welche diesen großen Umschwung in meinem Dasein bringen sollte. Mein erster Blick auf den Direktor sagte mir die günstige Entscheidung. „Sie haben ein großes Talent," sprach er, „ich werde Sie engagieren." Mit der schon mehr rhetorischen Frage nach meinen Verhältnissen war er eben im Begriffe, mir etwas Geld zu geben, als es klopfte und ohne ein »Herein« abzuwarten, ein Agent mit einem Anfänger eintrat. „Ach, bitte, kommen Sie morgen wieder," sagte der Direktor zu mir, sein Portemonnaie einsteckend. Und draußen stand ich. Die durch das Portemonnaieziehen des Direktors mit der Vorstellung von Franz Mören, Richards und Mephistos verknüpften und durch meinen leeren Magen aufs höchste geschraubten realen Er-

wartungen, die bereits Beefsteaks, Koteletts, grüne Aale und Schellfische in Mostrichsauce vor meinen entzückten Sinnen tanzen ließen, konnten augenblicklich mit meinem nihilo privativo zu keiner Einigung gelangen.

Der kleine Schmerz über diese getäuschten Hoffnungen gab jedoch bald großen und gegründeten Befürchtungen Raum. Der Agent war jedenfalls mit einem talentierten jungen Manne gekommen; er brauchte nur die über mich kursierenden Gerüchte aufzutischen, um den Direktor umzustimmen und jenen für mich einzuschmuggeln. Am nächsten Tage kam ich hin: nicht zu sprechen. Ich schnell zu meinem Agenten. Der Direktor hätte gehört, daß ich ein großer Trinker und Krakehler sei; trotzdem wolle er's mit mir versuchen, aber erst im nächsten Jahre; für dieses Jahr solle der Agent mich probeweise an einer anderen Bühne unterbringen.

Ein solcher Sturz aus allen Himmeln war mir nichts neues mehr. Ich geriet außer mir in der Voraussicht eines ungewohnten Glückes; ich war ruhig bei eingetretener Enttäuschung in der Voraussicht des so sehr gewohnten Unglücks. Das Bewußtsein der in mir ruhenden Bedingungen, dieses Glück zu verdienen, entschädigte mich für das mir mit Unrecht entzogene. Das Tragen eines großen Schmerzes fiel mir stets leichter als das kleine Entbehren im Glücke. Ein Zustand äußeren Glückes war für mich stets nur von kurzer Dauer. Mir blieb nie Zeit, mich an ihn zu gewöhnen. Der oft so rasche Umschwung forderte den Körper auf,

das lang Entbehrte, was er als solches erst beim Eintritt des Besitzes fühlte, nachzuholen. Die Herstellung des Gleichgewichtes verlangte eine längere Dauer. Dann hätte ich bald die Macht besessen, den Körper dahin zu verweisen, wo er bei mir im Unglück stand: im Hintergrunde!

Ich wurde Herrn Seder, Direktor des Stadttheaters in Zittau vorgestellt, der mich zu engagieren bereit war. Mein Ruf stand mir jedoch auch hier im Wege. Auf Grund desselben hielt der Agent es für geraten, der Direktion das Recht einer durchgehenden Kündigung kontraktlich einzuräumen. Durch eine lange Ueberredungskunst und allerlei Versprechungen ließ ich mich zur Unterschrift bewegen, was ich gleich hinterher bereute. Mir kam der Ursprung meines Rufes in Erinnerung, die schändlichen Motive, welchen ich ihm zu verdanken hatte. Wenn meine Unterschrift auch keine inhaltliche Anerkennung der über mich bestehenden Meinung war, und ich jene, als über meinen Ruf erhaben, eher geben als nicht geben konnte, so beugte ich mich dennoch einer Macht, deren schmutzige Quelle mir bekannt war. Schon die Erinnerung an ihr Entstehen und alles, was damit verknüpft war, brachte mich in mächtige Erregung. Ich konnte diese Macht nicht anerkennen, mein Inneres sträubte sich dagegen; mir schien die Duldung eines solchen Zwangs verächtlich. Die Ruhe, die mir das Entfliehen des scheinbar höchsten Glückes, das ich schon festzuhalten glaubte, nicht rauben konnte, raubte mir nun die Erkenntnis, daß mich das erlittene Unrecht zwingen wollte, mir auch noch selbst ein Un-

recht zuzufügen. Für eine Stellung, die mich an sich schon nicht befriedigen konnte, sollte ich mich selbst verleugnen, den Rest von Freiheit, die mir als Schauspieler noch blieb, mir durch das Bewußtsein nehmen, daß ich mich freiwillig unter eine Aufsicht stellte, die meiner ganz unwürdig ist! Die reinste Liebe zur Kunst erfüllte meine Seele; ich hätte für sie jetzt noch leben und sterben können: nun sollte ich, den eigentlich nur die Begeisterung für sie dahingebracht hat, wo ich stand — ich sollte mich nun unter Aufsicht stellen, an meine Pflichterfüllung mahnen, mich erst zu ihrem brauchbaren Diener züchten lassen? Nein! Mag immerhin die Klugheit sprechen, daß ich mich hätte fügen, die über mich bestehende Meinung durch treue Pflichterfüllung widerlegen sollen: ich habe diese Klugheit eben nicht besessen. Es widerstrebte mir, scheinbar durch strenge Zucht es zum Zwerg darin zu bringen, worin ich längst ein Riese war. Aber ich hatte unterschrieben. Als mein Gesuch, den Kontrakt zu annullieren, abschlägig beschieden wurde, bat ich den Direktor, da mir das Reisegeld fehlte, um einen kleinen Vorschuß. Ich sagte mir: Setzt er in dich das Vertrauen, sendet er den verlangten Vorschuß, dann mußt du selbstverständlich hin. Ich wußte aber, daß er ihn nicht senden werde, wie es auch in der Tat der Fall war. Nun konnte ich nicht einmal hin, wenn ich auch wollte; ich hielt mich des Vertrages für entbunden. Nicht so aber der Agent. Er fügte den zwei mir gegebenen Prädikaten noch ein paar andere hinzu und warf mich zu den Toten.

Nachdem sich nun meine Kunst in die Arme des

sächsischen Schmierenhäuptlings D . . . . geflüchtet, den, wie man mir sagte, die Dichter des Schwankes »Der Raub der Sabinerinnen« sich zum Vorbilde des Theaterdirektors Striese genommen hatten, nahm sie bald wieder Reißaus, um nach mancherlei Variationen des alten Themas vom Regen in die Traufe zu kommen. Mein neuer Direktor hatte die Leidenschaft, sich das Publikum durch seine eigenen künstlerischen Darbietungen gewaltsam »hinauszuspielen«, so daß schon am ersten Gagetage Stockungen eintraten, bis alsbald der Tod des Erbprinzen von A . . . . eine vierwöchige Landestrauer hervorrief. Das war ihm ein gefundenes Fressen; er machte sich aus dem Staube, uns statt der restlichen Gagen die Erinnerung an seine dilettantenhafte Leitung als Zehrpfennig für die lange Trauerzeit zurücklassend. Nach Ablauf derselben übernahm der Lokalbesitzer, der Kunst und Künstler vom Standpunkte eines Bierzapfers aus taxierte, die Direktion. Eine bekannte Schauspielerin absolvierte in Z.... ein kurzes Gastspiel. Unmittelbar darauf wurde mein Benefiz angesetzt. Um nicht ein gänzliches Fiasko zu erleben, ging ich einladen: ich lief mit den Billetts von Tür zu Tür. Die mittelmäßige Gesamteinnahme des Abends, an dem der Herr Direktor sonst nicht zum Spielen gekommen wäre, ist nur das Resultat meiner Bemühungen gewesen. Trotzdem brachte er mir so hohe Tageskosten in Anrechnung, daß ich nicht einen Pfennig herausbekam. Ich schied infolgedessen plötzlich aus, worauf er mich in der Zeitung angriff. Nach einer entsprechenden Entgegnung unterbreitete ich den Fall dem damaligen

Präsidenten der Bühnengenossenschaft, dem Generalintendanten Botho von Hülsen. Dieser edle Mann, der stets ein wahrer Beschützer der armen, unterdrückten Schauspieler gewesen ist, sprach mir sein aufrichtiges Bedauern aus, daß mich mein Geschick zu einem Unternehmer führte, der in seiner Konzession nur das Mittel zur Ausbeutung des Schauspielerstandes erblicke. Ich machte von diesem Schreiben ganz ausgiebigen Gebrauch. Die durch die Macht der Autorität bewirkte moralische Vernichtung des Gegners blieb auch nicht ohne Einfluß auf meinen Rezitationsabend: ich hatte einen guten materiellen Erfolg. Als mir die daselbst tagende Freimaurerloge auch noch einen neuen Anzug kaufte, sah ich mich in der beneidenswerten Lage, wie ein Baron nach Berlin reisen zu können.

Nun konnte mir aber auch ein entsprechendes Auftreten nicht mehr helfen. Mein Ruf war bis zu den Schmieren gedrungen. Um Berlin nur wieder verlassen zu können, mußte ich einen anderen Namen annehmen. Erst nach einiger Zeit entdeckte ich mich dem Direktor, der angesichts meiner treuen Pflichterfüllung sehr erstaunt war, in mir den berüchtigten Säufer und Krakehler als Mitglied seiner Bande zu sehen. Ich war artig, höflich, nachgiebig, zuvorkommend, solange es nur einigermaßen anging: ich griff zum Aeußersten der Gemeinheit gegenüber. Als in dem lieblichen Schusterstädtchen, woher die berühmten Kalauer stammen, der Karren ins Stocken geriet, der Herr Direktor aber, während wir hungerten, sich noch immer mit Rebhühnern und Tauben mästete, wollte er plötzlich die

zweite Hälfte meines Rufes vollauf beſtätigt finden. Ich verklagte ihn auf Zahlung der rückſtändigen Gage. In einem ſchäbigen, ſchwarzen und zur Verdeckung ſeines dicken Bauches zugeknöpften Ueberzieher, den er ſich aus einer alten Mottenkiſte ausgegraben haben mußte, erſchien er tränenden Auges vor Gericht, ſein graues Elend ſchildernd. Nach einer Vertagung des Termins — was mir unter ſolchen Umſtänden wie ein ganz miſerabler Kalauer vorkam — zahlte er mir die Hälfte des rückſtändigen Betrages, mit dem ich diesmal mein Heil in Dresden ſuchte.

Ich fand, daß es ſich da ebenſo ſchön hungern laſſe, wie in Berlin, und Mutter Grün mir auch hier ein Obdach gewähre. Nach einigen Wochen ſchickte mich der Agent zu meinem alten Direktor und Protektor Karl Schiemang, bei dem ich im Anfange meiner erſten Bühnenlaufbahn engagiert war, und der ſeinerzeit auf mich die größten Hoffnungen ſetzte. Bei meiner Ankunft ſchien es mir, als träfe mich aus ſeinen Augen ein Blick des Vorwurfs, des Mitleids faſt, daß ich gezwungen war, noch einmal meinen Weg zu ihm zu nehmen. Gar viele, die heute auf der Höhe des Ruhmes ſtehen, haben bei ihm angefangen. Mit großem Stolze ſprach er ſtets von Hugo Thimig, der ein Jahr vor mir bei ihm war. Da er den Grund nicht kannte, der von Anfang an mein Vorwärtskommen hemmte, und ich urſprünglich auch über pekuniäre Mittel verfügte, die mir den Weg ebnen konnten, ſah er ſich offenbar beſtimmt, die Schuld nur meinem Leichtſinn beizumeſſen. Und um ſo tiefer mußte ihm mein Sturz aus

jener Höhe, auf der mich einst sein geistiges Auge schon erblickte, nun erscheinen, als er selbst gesunken war. Er hatte sein Vermögen verloren. Dennoch verstand er es, sein Theater noch an der äußersten Grenze der Schmiere zu halten, sich das Nötigste versagend, um nur die Gagen zahlen zu können. Er war einer der wenigen Direktoren, die ich leiden konnte. Ein Jahr darauf fand man ihn bei grimmigster Winterkälte im Walde als Leiche. Er hatte Reisholz gesammelt, um sich den Ofen heizen zu können.

Während dieses Engagements gab sich mir eines Abends im Gasthause ein Herr, der mich an meinem Dialekt erkannte, als Landsmann zu erkennen. Als ich ihm meinen Familiennamen nannte, war er erstaunt, mich in solchen Verhältnissen zu sehen. Ich müsse heraus aus dieser Lage. Er sei Ingenieur und suche eben einen zuverlässigen Mann: ob ich mich entschließen wolle, meinen Beruf für einen anderen hinzugeben, in dem ich Geld verdienen könne, viel Geld, haufenweise! — Mit tausend Freuden! Beim Theater hatte ich doch nichts mehr zu gewinnen. Topp! Er bestellte mich auf den nächsten Tag, um mit mir alles Nähere zu besprechen.

Müßte meine Phantasie, deren Luftgebilden die Wirklichkeit bisher nur Hohn gesprochen, im Entwerfen neuer Bilder nicht endlich doch ein Haar gefunden haben? Weit entfernt! Als ob sie sich an ihrer Gegnerin rächen, als ob sie zeigen wollte, daß sie in ihrem Hause unumschränkte Herrin sei, schien sie bemüht, jede frühere Leistung mit dem ganzen Aufwand ihres Reichtums noch zu überbieten. Mein krankes, nie be-

friedigtes Gemüt stand ihr sehr treu zur Seite. Unaufhörlich nagte die Hoffnungslosigkeit, den Tanten helfen zu können, der Vorwurf, daß ich sie ins Elend stürzte, wie ein Wurm an meinem Herzen. Und nun sah ich die Möglichkeit dazu vor Augen. Ein fester Wille, rastloser Fleiß, mußten mich zum Ziele führen. Und daran sollte es mir nicht fehlen. Ich setzte meinen Tanten schon eine Lebensrente aus und machte den Entwurf zu einem Monument nach ihrem Tode.

Am nächsten Tage war ich da auf die Minute. Ich wartete, — ich wartete stundenlang: er kam nicht. Mit beschleunigter Geschwindigkeit kamen meine Luftschlösser zum Falle. Ich ärgerte mich nur noch über meinen Landsmann, ich glaubte den Charakter des Oesterreichers, hauptsächlich aber den des Wieners zu erkennen. Gemütsvoll, menschenfreundlich, ist er im Anschauen fremden Leides so mächtig hingerissen, daß er, um ihm abzuhelfen, leichtsinnig genug ist, sich selbst mit Leib und Seele zu versprechen. Nur ist's mit dem Versprechen nicht getan. Im ersten Augenblicke ist das Gemüt der Träger der Vernunft; mahnt man ihn an sein Versprechen, so hört man nur noch die Vernunft, und er wird es sehr übelnehmen, daß man aus Dank für seinen guten Willen ihn auch noch mahnen konnte. Man muß ihn augenblicklich fassen. Und wenn er auch da nur ein Viertel des Versprochenen hält, so ist es wohl nicht weniger als das, wovon der Deutsche sich aus reinem Mitleid trennen könnte. Dieser mag kälter sein und unzugänglicher, aber: er redet nicht so viel, er handelt. Ich will meinen Landsleuten

durchaus nicht zu nahetreten und spreche nur vom Durchschnittsmenschen, der die großen Worte liebt, mit denen seine Handlungen in keinem Einklang stehen und eben dadurch oft viel minderwertiger erscheinen müssen, als sie es tatsächlich sind.

Nach einiger Zeit, als ich schon nicht mehr daran dachte, wurde ich vom Ingenieur durch einen Boten in ein Restaurant bestellt. Er entschuldigte sein Ausbleiben durch Unwohlsein und wiederholte sein Versprechen, zu dessen Bekräftigung er mir gleichsam als Angeld ein Zehnmarkstück schenkte. Ich habe es mehr als Lösegeld betrachtet. Um so mehr war ich erstaunt, als er mir die Nachricht brachte, daß er mit der großen Spinnerei des Kommerzienrates G . . . . in N . . . . einen glänzenden Vertrag geschlossen habe und ich nun von ihm engagiert sei.

Mein Direktor, dem infolge des schlechten Geschäftsganges vor seiner Uebersiedelung nach einem sehr kleinen Orte eine Entlastung des Etats nur angenehm sein konnte, wollte meinem Glücke nicht im Wege stehen, er ließ mich ruhig ziehen, indem er mir noch seinen Segen mitgab.

Ich reiste mit dem Ingenieur nach N . . . ., wo er in der erwähnten Spinnerei, die wohl ein paar Tausend Arbeiter beschäftigte, Gasregulatoren aufzustellen hatte. Diese wurden an jedem Hauptrohre angesetzt, um durch Verminderung des Druckes eine Ersparnis zu bewirken. In eisiger Kälte mußte ich nun um halb sechs aufstehen, was mir anfänglich nicht leicht fiel. Am ersten Tage war auch der Ingenieur um diese Zeit schon auf dem

Posten. Wir gingen zusammen in die Fabrik. Der erste Eindruck war vernichtend. Das hier so nackt in die Erscheinung tretende materielle Streben rüttelte die ideale Forderung aus ihrem Schlummer. Heraus aus ihrem Dunstkreis sah sie sich plötzlich in eine ihr ganz fremde Welt versetzt.

Im Laufe des Vormittags stellte mich der Ingenieur dem Sohne des Kommerzienrates, einem Leutnant der Reserve, als seinen Assistenten vor. Das machte mich verlegen und ich wurde es noch mehr, als der Leutnant, mich scharf ins Auge fassend, sagte, daß er mich kennen müsse. Woher? Wahrscheinlich war ich ihm aus seiner Dienstzeit von meiner Tätigkeit auf irgendeiner Schmiere im Gedächtnis. Als er mich nach dem Namen fragte, nannte der Ingenieur sehr schnell meinen Familiennamen. Ich kam mir vor wie ein Verbrecher. Noch schrecklicher wurde mir zumute, als ich bei Beginn der Arbeit nicht wußte, wie ich mich tätig zeigen sollte. Fragend blickten sich die Monteure an, wer ich denn sei und was ich eigentlich vertrete. Der Ingenieur hat sich gehütet, mich ihnen mit derselben Dreistigkeit als seinen Assistenten vorzustellen. Ihre Blicke wohl bemerkend, verkehrte er mit mir auffallend freundlich, um mir dadurch doch einigen Halt zu geben. Als der Leutnant erschien, um sich über die Aufstellung der Regulatoren zu informieren und er mich wieder so forschend ansah, hielt ich mich nur mühsam aufrecht. Das Getöse der Maschinen machte mich ganz verwirrt. Ich hatte des Gefühl, die Räder müßten mich erfassen und zermalmen. Hinsichtlich der

Kontinuität der Folter kann ich mich nicht an einen zweiten solchen Tag erinnern. Ich dankte meinem Schöpfer, als es Feierabend war. Das Schmierenleben erschien mir wie ein Leben im Paradiese. Es packte mich, auf und davonzueilen; es zog mich mit magnetischer Kraft zurück ins Schmierenelend. Der Ingenieur bemerkte bald, was in mir vorging. Er redete mir freundlich zu: ich möge nicht so schnell verzagen, der Anfang sei in allem schwer; ich könne mir mit Fleiß sehr schnell die nötigen Kenntnisse erwerben. In einem Monate schon könnte ich alles überwunden haben, dann wolle er mir auch sofort die Leitung kleiner Partien übertragen[1].

Ich faßte Mut, ich sah wieder ein Ziel vor mir und nahm mir vor, dasselbe unbeirrt und rastlos zu verfolgen. Mögen alle von mir denken, was sie wollen! Die Liebe zu den Tanten gab diesem Vorsatz eine kräftige Stütze. Um nicht müßig dazustehen, stellte ich mich an den Schraubstock; ich drehte stundenlang Nippel und scheute mich auch nicht, den Monteuren kleine Handlangerdienste zu erweisen. Ohne Unterwürfigkeit war ich gefällig, wo ich konnte. Meine Freundschaft mit dem Ingenieur brachte diese kleinen Dienste in ihren Augen zu noch höherer Geltung. Die befriedigte Eitelkeit gewann mir ihre Neigung; die im nächtlichen Studium des Gaskatechismus gemachte theoretische Er-

[1] Das sind, wie sich bald zeigen wird, sehr leichtfertige Versprechungen gewesen, da zur selbständigen Leitung nicht nur die allerdings leicht erworbene partielle Kenntnis von der Aufstellung der Regulatoren, sondern eine gründliche, allgemeine Fachkenntnis erforderlich ist.

rungenschaft hob mich in ihrer Achtung. Von der Zahlung eines Gehaltes war bisher noch nicht die Rede. Der Ingenieur beglich meine Gasthofsrechnung und gab mir hin und wieder ein kleines Taschengeld. Weil ich mich noch als Lehrling fühlte, war ich damit zufrieden.

Weihnachten kam heran. Er wollte seine Familie in Wien besuchen und erteilte mir den Auftrag, ihn inzwischen zu vertreten. Ich werde wissen, sagte er, wie weit ich gehen dürfe, welchen Standpunkt ich den Monteuren gegenüber einzunehmen habe. Ich war darum auch nicht verlegen. Ich stellte mich mit ihnen auf freundschaftlichen Fuß und lud sie zu einer Weihnachtsbowle. Während seiner Leitung wurden täglich zwei Regulatoren aufgestellt, von nun ab drei. Nachdem vor seiner Abreise in der Fabrik schon einige derselben, im Palais schon alle eingeschaltet waren, wollten diese nicht überall richtig funktionieren. Alle Augenblicke liefen Beschwerden über neue Uebelstände ein, welchen ich mit Hilfe der Monteure auch immer abzuhelfen wußte. Auf einmal hieß es: „Im Palais des Herrn Kommerzienrates sind alle Flammen ausgegangen!" Niemand wußte Rat. Ich erwartete nur noch einen großen Krach; ich sah im Geiste schon Fabrik, Palais, Kommerzienrat und Rätin in die Luft fliegen. Ich stürzte aufs Telegraphenamt, nicht etwa, um inzwischen nicht mit in die Luft zu fliegen, sondern wirklich aus edleren Motiven, und depeschierte dem Ingenieur. Nachdem ich das Telegramm aufgegeben, mußte ich freilich lachen über mich und meine Angst.

Bald kam auch die lakonische Antwort: „Es ist Wasser in der Leitung, muß abgelassen werden!" Mit großer Würde schritt ich nun ins Palais, um das »Es werde Licht« zu sprechen.

In nicht geringere Verlegenheit versetzte mich ein anderer Vorfall. Der Oberingenieur der Fabrik trat an mich heran, um meinen Rat hinsichtlich einer in Betracht gezogenen neuen Gasanlage einzuholen. Schon war ich nahe daran, ihm zu gestehen, daß ich davon nicht eine blasse Ahnung habe; nur der Gedanke, daß ich durch dieses Geständnis zugleich das Ansehen meines Chefs preisgebe, als dessen Vertreter ich fungierte, ließ es nicht über meine Lippen. Ich hielt es deshalb für das Klügste, zur Technik meines früheren Metiers zu greifen. Nach scheinbar tiefster Ueberlegung war ich mit allen seinen Intentionen einverstanden. Es schien mir aber, daß ich ihm durchaus nicht imponierte und er mit sich nicht ganz im reinen war, ob er mich für einen Idioten oder mich und meinen Chef für Schwindler halten sollte. Nach der eigentümlichen Rolle, die ich spielte, ist es möglich, daß er nur an mich herantrat, um mir gehörig auf den Zahn zu fühlen.

Mein Chef fand bei seiner Ankunft alle Regulatoren aufgestellt. Er war sehr erfreut darüber, weniger aber über die Noblesse, mit der ich die Monteure auf seine Kosten zu einer Weihnachtsbowle eingeladen hatte. Die von mir gemachte Rechnung kam ihm überhaupt zu hoch vor. Er blieb über vierzehn Tage aus und hatte mir nur zehn Mark zurückgelassen. Ich sagte ihm geradezu, daß ich ihn damit nicht vertreten konnte

und ich, da in meiner Stube kein Ofen stand, gezwungen war, mich während der Feiertage im Restaurant und Kaffeehause aufzuhalten. Er hatte unterwegs viel ausgegeben. Im Mißmute darüber fand er es unerhört, daß der »Schmierenkomödiant«, den er in Gnaden aufgenommen, ihm solche Ausgaben bereiten konnte. Vor seiner Abreise hatte er mir eine Gratifikation von sechzig Mark versprochen, woran er jetzt nicht mehr dachte. Er war einer jener Menschen, die mit großem Pathos tausende im Munde führen, wenn es aber darauf ankommt, nicht ein Tausendstel des Versprochenen übrig haben.

Die in den Prospekten angekündigte und der Fabrik garantierte 15—20prozentige Gasersparnis wurde indessen nicht annähernd erzielt. Nach Einschaltung sämtlicher Regulatoren zeigten mehrere Gasuhren einen größeren Verbrauch als vorher —; die Gasersparnis betrug ungefähr zwei Prozent. Es hatte nicht den Anschein, daß die Fabrik damit zufrieden war. Jedenfalls hing dieses Resultat mit der Absage einer anderen Fabrik zusammen, die eine Folge ungünstiger Referenzen war. Er hatte augenblicklich keinen Auftrag und schickte mich als Akquisiteur nach Berlin. Ich lief von Fabrik zu Fabrik, ohne einen Erfolg zu erzielen. Die Regulatoren waren hier schon zu sehr bekannt. Der Ingenieur hatte mir für einstweilen, wie er sagte, 25 Mark mitgegeben; nach 14 Tagen erst sandte er mir 12 Mark, nach einer Woche noch einmal 12 Mark, dann das Versprechen, daß er mir in den nächsten Tagen als Abfertigung 40 Mark senden wolle, wobei es aber ge-

blieben ist. Meine ferneren Briefe blieben unbeantwortet. Er hat nichts mehr von sich hören lassen.

In der ersten Freude über den günstigen Abschluß kannte sein Leichtsinn keine Grenzen. Ich war ihm nicht unsympathisch. Er wollte mich als Gesellschafter, als Vertreter für die Weihnachtszeit; er nahm mich zur größeren Prachtentfaltung als Strohmann mit, der seinen Assistenten vorstellen mußte; er hoffte endlich, daß das Auftreten und die Rhetorik des Komödianten seinen nach kurzer Zeit überall hinausgeworfenen Regulatoren ein neues Obdach schaffen werde.

Ende Januar stand ich mittellos in Berlin da. Wo jetzt das kleinste akzeptable Engagement hernehmen? Ich wurde Adressenschreiber. Ungeübt und mit schlechter Schrift konnte ich es bei neunstündiger Arbeitszeit kaum zu einem Tagesverdienst von 1.50 Mark bringen. Also wieder auf die Schmiere!

Ich war glücklich in einem Dorfe angelangt. Dort wohnte ich bei einem Schuster, der, freilich nur der Form nach, echt spartanische Küche führte. Mehl-, Pflaumen-, Bohnen-, Milch-, Kartoffelsuppen. Als diese immer dünner wurden und bald insgesamt nur noch den Namen »leere Wassersuppe« führen konnten, sah ich die Bedingungen gegeben, dem Schuster einen Vortrag über intensive Größen zu halten. Das sollte mir beinahe meinen Reichtum kosten. Ich hatte ihn dem Lehrjungen gegenüber in seiner Meisterwürde verletzt: er sann auf Rache. Schon im Bette liegend und eben im Begriffe einzuschlafen, sah ich plötzlich den betrunkenen Schuster vor mir, ein Talglicht in der Linken,

das scharfe Schustermesser in der Rechten. Er setzte sich aufs Bett, um mir, wie ich schaudernd aus der zielbewußten Führung seines Messers schließen konnte, meinen höchsten Schmuck zu rauben. Die Beine sachte hochziehend, sprang ich mit einem Satze aus dem Bette und dem ebenerdigen Fenster und stand im Hemde auf der Straße. Der Nachtwächter erbarmte sich meiner und brachte, meine ihm dargelegten Gründe vollauf würdigend, den rabiaten Schuster zur Raison. Ich verriegelte Tür und Fenster und reflektierte über die Rettung einer extensiven Größe, deren intensiven Wert ich erst vor kurzem schätzen lernte. Das Gericht muß von diesem Werte keine allzugroße Meinung gehabt haben, da der Schuster, wie ich nachträglich hörte, auf meine Anzeige und die Zeugenaussage des Nachtwächters hin nur zu einer Geldstrafe von 15 Mark verurteilt wurde.

Am nächsten Tage war es natürlich mein erstes Streben, diese Wohnung schleunigst zu verlassen. Ich war jedoch noch Kostgeld schuldig. Als mir die Direktion trotz meiner Bitten, der Dringlichkeit des Falles und der ganz guten Einnahmen meine rückständige Gage verweigerte, ging ich zum Amtsvorsteher. Ich hatte im nächsten Augenblicke mein Geld und stand in einer halben Stunde auf der Landstraße, um bei einer nahegelegenen Teilungsschmiere mein Heil zu suchen. Der Direktor war ein kleines rundes Männlein mit kurzen Säbelbeinen. Obgleich er vollständig besetzt war, zeigte er sich nicht abgeneigt, mich als Novizen aufzunehmen. Da er aber als Teilungs-

direktor nicht allein bestimmen könne, müsse ich mir die Einwilligung des Herrn v. S . . . . . und Franz Brückners, der Aeltesten seines Kunsttempels, einholen.

Herr v. S . . . ., ein guter Fünfziger mit feinen aristokratischen Zügen, denen freilich das langjährige Schmierenleben seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt, saß, die Zeitung lesend, im Schlafrocke in einem Lehnstuhl. Ohne sich zu erheben, blickte er mich durch das goldene Pincenez prüfend an. Dann nickte er zustimmend. Auch Frau und Tochter gaben ihr Einverständnis zu erkennen.

Frau v. S . . . . war noch immer eine imposante Erscheinung, der man es ansah, daß sie nicht auf der Schmiere groß geworden, und die siebzehnjährige Tochter Ilse, eine kleine Brünette von seltener pikanter Schönheit, setzte mein Herz sofort in Flammen.

Ihr graziöses Lächeln und der eitlen Eltern wohlgefälliges Schmunzeln gab mir zu erkennen, daß ihnen dieser Eindruck nicht entgangen. Ich trug keinen Zweifel mehr, daß mein Engagement perfekt geworden.

Nur proforma ging ich noch zu Herrn Brückner. Mir trat ein großer kräftiger Sechziger mit ausgesprochen russischem Typus, rotem, aufgedunsenem Gesichte und starkem, grauem Schnurrbart in einem alten zerlumpten Schlafrock und roter Zipfelmütze entgegen, die ihm ein paschaähnliches Aussehen gab. Seine Frau, ein kleines dürres Weib, von dessen Antlitz man die ganze Litanei des Elends herunterbeten konnte, wusch

gerade Teller ab. Aus jedem Winkel kroch ein sieches, schmutziges Kind hervor. Die Erbsünde in Spiritus!

Es war eine Luft zum Ersticken. „Noch einen Teil!“ rief Brückner empört, nachdem ich ihm mein Anliegen vorgetragen. „Wir haben doch schon so viele Teile!“ „Der Herr Direktor und Herr v. S .... sind aber einverstanden,“ warf ich ganz entschieden ein. „Na, wenn die einverstanden sind, was kommen Sie dann noch zu mir? Es geschieht ja doch nur, was der Herr Baron befiehlt. Wenn der Herr v. S .... gesprochen hat, darf ein Franz Brückner nichts mehr sagen.“

Ich wurde engagiert und fand gleich im Gasthause des Herrn Kalbe, bei dem wir spielten, eine bescheidene Unterkunft. Damit ich gleich meinen Teil bekomme, gab mir der Direktor noch für denselben Abend eine kleine Possenrolle. Herr und Frau Direktor besorgten das Kassenwesen, Herr Brückner und Frau v. S .... nahmen die Billette ab.

Das Billettabnehmen wird bei Teilungsgesellschaften zur Kontrolle der Direktion stets von bestimmten Mitgliedern besorgt, was das Mißtrauen der übrigen Mitglieder aber noch lange nicht ausschließt, weil stets mit Recht oder Unrecht ein stilles Einverständnis mit der Direktion vorausgesetzt wird. Hier munkelte man, daß ein solches mit der Familie v. S .... bestehe, worin in erster Linie der Grund der Feindschaft zwischen dieser und Familie Brückner zu suchen war.

Nach jeder Vorstellung setzt sich die Gesellschaft, der Direktor an der Spitze, zusammen, um den Raub

zu teilen. Zuerst werden die Billette aufgezählt, worauf der Direktor feststellt, ob die Kasse mit jenen übereinstimmt. Ein Manko muß der Direktor tragen. Dann werden die Kosten berechnet.

Um alle Faktoren bringen zu können, nehme ich die Aufstellung einer Kostenrechnung am Tage nach der Ankunft in einem neuen Orte.

Saalmiete: 2—10 Mark. (In vielen Fällen wird aber vorher vereinbart, daß keine Miete zu bezahlen ist.)

Bühnenaufbau: 5 Mark. (Von diesem Betrage erhält der »Mann für alles« 3 Mark, seine Helfer je nach ihren Leistungen 0,50—1 Mark.)

Permission: 3—5 Mark. (Darunter versteht man das Ausmachen eines neuen Ortes, die Auskundschaftung, ob im Publikum das nötige Interesse für schauspielerische Darbietungen vorhanden, die Einigung mit dem Saalbesitzer, das Einholen der Erlaubnis der Behörde. Die dadurch entstandenen Ausgaben für Reise, Zehrung usw. werden abgezogen.)

Reisefonds: 3 Mark. (Von diesem Fonds, für den bei jeder Vorstellung der gleiche Betrag in Rechnung kommt, werden die Uebersiedelungskosten und der Transport der Dekorationen bestritten. Wenn der Fonds nicht ausreicht, wird der von der Direktion verauslagte Zuschuß von der nächsten Sonntagseinnahme abgezogen.)

Tageszettel: 5 Mark.

Inserate: 3 Mark.

Zetteltragen: 1,50 Mark.

Besorgung der Requisiten: 1—1,50 Mark.
Dekorationswechsel: 0,50 Mark.

Souffleurgeld: 0,50 Mark für fünf Akte. (Weil bei Teilungsgesellschaften selten ein ständiger Souffleur existiert, wird von den Mitgliedern abwechselnd von der Seite souffliert, wofür pro Akt ein Groschen bezahlt wird. Die Einteilung, welchen Akt der oder der souffliert, geschieht bei der Probe. Wenn sämtliche Mitglieder in allen Akten beschäftigt sind und, wie es oft der Fall ist, nur durch eine rasche Ablösung eine Stockung vermieden werden kann, eilt der Abgegangene schnell zum Soufflierenden und reißt ihm das Buch aus der Hand, um ihm den Auftritt zu ermöglichen. Nicht selten gibt es in einem Akt vier bis fünf verschiedene Souffleure, die sich dann in den Groschen teilen. »Rechts« und »Links« im Sinne des Dichters verliert seine Bedeutung gänzlich, da sich Auftritt und Abgang der Möglichkeit zum Souffl ieren anpassen muß. Manchmal steht man ohne Souffleur auf der Szene. Dann wird darauf los extemporiert. Eine kleine Stockung tritt fast bei jedem Wechsel ein, weil der Abnehmer des Buches die betreffende Stelle, auf die der Auftretende nur flüchtig mit dem Finger hinweist, nicht stets gleich finden kann,)

Kollektenkasse: 0,25 Mark. (Für durchwandernde, um Unterstützung bittende Schauspieler. Von den Kollektenbrüdern werde ich noch ausführlich sprechen.)

Für Einladen: bei einer Einnahme von 50 Mark: 5 Mark. (Dieser Passus kommt nur bei Benefizvorstellungen in Betracht. Der Benefiziant geht

von Tür zu Tür Billette verkaufen, wofür er von der Bruttoeinnahme pro Mark einen Groschen erhält.)

Besondere Ausgaben: 1—3 Mark. (Für auf der Bühne gebrauchte Zigarren, Schaumwein, Limonade, Bier, Feuerwerk und die mitunter notwendige Anfertigung von Requisiten und Dekorationsstücken.)

Nachdem die Kosten abgezogen, wird der Rest geteilt, Der Direktor erhält 4—5 Teile und zwar 1 Direktionsteil, 1 Schauspielerteil, 1 Kostümteil und 1 Bibliothekteil. Nach meiner Erinnerung gibt es manchmal auch einen fünften Teil. Wofür, kann ich jetzt nicht mehr sagen.

Herr v. S. erhielt für seine Person einen halben Teil mehr, so daß er mit Familie $3^1/_2$ Teile bezog.

Aus der gemachten Aufstellung ist leicht ersichtlich, daß die Direktion, die sich jede Handbewegung, jedes Papierschnitzelchen extra bezahlen läßt, alle erdenklichen Vorteile genießt. Es ist das wahre Raubsystem. Auch die verheirateten Mitglieder, die durch Zetteltragen, Requisitenbesorgen usw. allerlei Nebeneinkünfte haben, können allenfalls noch existieren. Ich war der einzige, der lediglich auf seinen Teil angewiesen war. Ein bemittelter Anfänger bekam nur einen halben Teil.

Bei sehr schlechten Einnahmen verschob der Direktor irgendeinen Kostenabzug auf den Sonntag, so daß man doch noch einige Groschen herausbekam. Die Teile der drei bis vier Wochenspieltage waren gewöhnlich unter 1 Mark und haben diesen Betrag nur selten überstiegen.

Brachte der Sonntag einmal 5 Mark, so zählte mir der Direktor diese mit wahrer Gebermiene auf und sagte: „Na, Herr Clefeld, ist das noch nichts? Einteilen! einteilen! Ich habe auch nicht mehr als Sie!"

Damit meinte er seinen Schauspielerteil.

Wie lebte ich nun?

Frau Kalbe gab mir für 50 Pfennig Mittagbrot, das in der Regel angekreidet wurde. In manchen Dörfern fand ich Schlächter, die mich durch den billigsten Verkauf reichlich unterstützten; nicht selten wurden mir die Fleischwaren unentgeltlich ins Haus geschickt. Die Erfahrung lehrte mich, daß gerade Schlächter die größten Menschenfreunde sind.

Von den Stammgästen bekam ich hie und da ein Glas Bier und manchmal fand sich eine mitleidige Seele, die mir Zigarren oder eine Schachtel Zigaretten schenkte.

Um mir die Gunst der Frau Kalbe nicht zu verscherzen, fegte ich auf ihr Verlangen einmal den Garten aus. Von da ab gab es größere Portionen.

Zur Erleichterung meines Herzens schrieb ich einen Schwank, in dem ich mich und meine Umgebung wahrheitsgetreu darstellen wollte.

Den kleinen schmierigen Verhältnissen entsprechend wirkt auch der Hauptmotor des Theaterwesens: Die Intrige!

Die plumpe Form gibt ihr ein noch häßlicheres Gepräge. In guten Verhältnissen ist ihr Motiv ein auf mäßiges Können gegründeter Ehrgeiz, und das »Fuchsschwänzeln, Hintergehen und Kriechen« mit der Devise: »Mein Weg geht über Leichen!« brachte man-

chem Verstandesmenschen eine Stellung ein, die er sonst nie eingenommen hätte. Der Genius verschmäht sie und hat sie auch nicht nötig; der Unfähigkeit wird sie nichts nützen.

Welchen Zweck hat sie auf der Schmiere? Keinen! Man könnte freilich sagen, daß die ausgeprägte Spielwut, die ohne jeden realen Hintergrund ihre Ränke schmiedet, in subjektiver Hinsicht höher dasteht. Wie aber sieht das Ideal des Schmierenmenschen aus? Wer konstruiert es? Sinnlose Eitelkeit und Dummheit!

Den Einsichtsvollen erfaßt ein Grauen, wenn er mit ansehen muß, zu welchen Mitteln mancher seine Zuflucht nimmt, um eine Rolle zu erhaschen. Und im Besitze aller Rollen, die sein eitles Herz verlangt, läßt ihn der Besitz nicht schlafen. „Mein Gott," fragte ich mich oft, „was soll denn dieses elende Lügengewebe, diese niedrige Verdächtigung nur bezwecken?" Es ist das Befolgen des problematisch praktischen Prinzips gewesen, mir den Weg zu einer »Stellung« für alle Fälle zu verrammeln. Dennoch gibt die Spielwut dem Schmierenkomödianten den einzigen Halt; sie ist das notwendige Uebel, ihn über alles Elend hinwegzusetzen.

Unter den Kollektenbrüdern, die uns nicht selten heimgesucht, will ich zwei Sorten unterscheiden: Den ausgepichten Kollektenbruder, der nur noch darauf reist, und den armen Schauspieler, der durch diesen oder jenen Umstand in tiefste Not geraten.

Ein zerlumpter alter Kerl erscheint, mit struppigem Bart und roter Nase. „Wer kommt denn da schon wieder an?" fragt man sich gegenseitig. „Allmächtiger,"

brüllt jener, „die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. Ludolf, Ludolf heiß' ich. Habt Ihr ein Engagement für mich?"

Auf den Bescheid, daß alles besetzt sei, verklärt sich sein Gesicht und pathetisch spricht er: „Dann Kollekte! Ihr, die Ihr behaglich in der Wolle sitzt, werdet für einen Ludolf doch noch was übrig haben." Man gibt ihm aus der Unterstützungskasse, und die Aermsten der Bande holen ihren letzten Groschen hervor. Das Pathos der Dankesworte richtet sich nach dem Betrag, den er nach rascher Prüfung mit geringschätziger Miene in die Hosentasche steckt. Bei nicht zufriedenstellendem Ergebnis folgt häufig eine Unverschämtheit, wie: „Lapalie! Ist ja gar nicht der Rede wert. Wenn ich wieder in der Wolle sitze und einer von Euch kommt zu mir, allmächtiger Gott, ich laß mich auch nicht lumpen."

Einer dieser Herren fand in Brückner ein gleichgestimmtes »Bruderherz«, und das war ein guter Grund, die Kollekte mit ihm zu versaufen. Da saßen nun beide einmütig beisammen und schwelgten beim Fusel in der Erinnerung an vergangene Zeiten. Auch sie hatten bessere Tage gesehen, auch ihre Herzen waren einst von wahrem Streben erfüllt. Man hört Städtenamen, wie Düsseldorf, Stettin, wo sie in ihrer Jugend glänzten. Der Kontrast zwischen einst und jetzt taucht plötzlich in ihrer Seele empor; beider Augen stehen voll Tränen. „Ein Strick," murmelt leise der eine, „vorbei," der andere. Doch bald ermannen sie sich wieder. „Nur keine Sentimentalitäten, Bruderherz! Alles Blödsinn! Wir schmettern noch einen. Prosit!"

Als der letzte Groschen versoffen war, wankte das »Bruderherz« hinaus auf die Landstraße. Wohin? Nur keine Angst! Er findet seinen Weg zur nächsten Schmiere.

Auch bei den Teilungen werden Abstecher unternommen. Bei dem geringsten Erfolge erträgt man die Strapazen gerne. Wenn man aber in einer Winternacht bei grimmiger Kälte stundenlang hungrig auf einem Leiterwagen sitzt, ohne zu wissen, wo man am nächsten Tage einen Löffel Suppe hernimmt — — —! Bei einer Nachbarschmiere saß ein alter Komödiant bei der Zurückkunft unbeweglich auf seinem Platze. Er schien zu schlafen. „He, wach auf Kamerad," rief man, „wir sind am Platze!" Man rief vergebens; er war tot.

Vor der Uebersiedlung nach einem neuen Orte blüht noch dem Souffleur und Zettelträger der Weizen im »Journal«. Auf einem gedruckten Halbbogen sind die Namen der Direktion und Mitglieder und die während der Spielzeit aufgeführten Stücke verzeichnet. Den Schluß macht ein Gedicht, in dem nach einer mit Humor gewürzten Schilderung der Beschwerden jener Tätigkeiten das hohe Publikum um einen kleinen Obolus angefleht wird. Mit diesem Journal geht der Betreffende von Tür zu Tür. Einen Nickel gibt fast jeder; die Theaterhabitues auch 0,50—1 Mark. Das sind wahre Festtage für beide. Während der Fahrt sind sie natürlich nach allen Regeln der Kunst besoffen. Das Souffleur-Journal macht derjenige, der am meisten »beim Buche« war, weshalb sich der Journal-Reflektant zum Buche drängt.

Bei der Abreiſe kommt es oft zu erregten Szenen. Einzelne Mitglieder haben ihre Miete nicht bezahlt. Das Gepäck wurde vorher bei Nacht durch das Fenſter weggeſchafft. Die Wirtsleute kommen nun an den Wagen und verlangen ihr Geld. „Betolen," ſchreit ein hartnäckiger Gläubiger, „oder de Säcken her!"

Der Direktor muß beruhigend eingreifen und verſprechen, den Mitgliedern die Schuld im nächſten Ort abzuziehen, was aber, wie aus dieſer Schilderung erſichtlich, wohl gänzlich ausgeſchloſſen iſt.

Wir fuhren nach M. . . .

Brückner hatte ſeinen Feſttag. „Wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich wieder Schauſpieler," rief er, „es iſt doch zu ſchön!"

Dann phantaſierte er ſich nach und nach in die höchſten Regionen hinein. „Das Glück kommt über Nacht, und es gibt nur einen Brückner. Wenn man mich braucht, ſchneidet man mich vom Galgen herunter. Oh, meine Zeit wird ſchon noch kommen. Vielleicht ſitze ich jetzt übers Jahr am Berliner Schauſpielhauſe, und dann bringe ich euch alle unter!" Ich blickte ihn fragend an; ich glaubte, daß er ſcherze. Es iſt ſein vollſter Ernſt geweſen.

Die Ueberſiedelung geſchieht gewöhnlich nach einer Sonntagseinnahme. Der Beſitz einiger Markſtücke und das erhabene Gefühl, ſeinen Gläubigern glücklich entronnen zu ſein, rufen mit der Hoffnung auf einen beſſeren Geſchäftsgang im neuen Orte größtenteils eine fröhliche Stimmung hervor.

An den Fenſtern der Gaſtſtube des Theaterlokals

in M . . . standen schon neugierig die Theaterhabitues, um das ankommende Damenmaterial zu besichtigen.

Am Abend besuchten wir eine Nachbarschmiere, wo eine große Kneiperei stattfand. Nach einiger Zeit gaben uns wieder die Kollegen des benachbarten Dorfes die Ehre ihres Besuches, der ebenfalls nur den löblichen Zweck hatte, sich in corpore zu besaufen. Alle Schmieren dieser Gegend sind miteinander verwandt und verschwägert; sie bilden eine einzige große Familie, deren Nachkommenschaft das Fortbestehen des Schmierenwesens bis in die fernsten Zeiten garantiert.

Zur Eröffnung des Musentempels wurde »Singvögelchen« und »Er ist Baron« aufgeführt. Am nächsten Tage wurde die Gesellschaft von einem angesehenen Mann der Stadt zum Abendbrot im Theaterlokal eingeladen. Ilse ist der Leitfaden gewesen. Die Methode, einer Dame wegen die ganze Gesellschaft einzuladen, war mir noch gänzlich neu, weshalb ich seine Absicht nicht gleich durchschauen konnte.

Er hatte seine Freigebigkeit nicht zu bereuen. Bald verbreitete sich in der kleinen Stadt das Gerücht von ihrem intimen Verkehr, das auch seine Bestätigung fand.

Mein kleiner Kollege S . . . ., der sie wie eine Göttin verehrte, war gänzlich aus dem Häuschen. Ich habe mich für sie nicht frei und wahrhaft interessieren können. Ein gewisser Instinkt, daß der Apfel einen Stich hat, hielt mein Empfinden in den Schranken. Es war im Grunde nur Mitleid mit dem armen unglücklichen Geschöpfe, das ich so früh dem Untergange geweiht sah.

Stets war es mir unbegreiflich, daß Herr v. S . . .

keine Anstalten traf, seine nicht nur schöne, sondern auch sehr befähigte Tochter den Klauen des Schmierenungeheuers zu entreißen!

Mein reserviertes Wesen ihm gegenüber rief bald eine große Spannung hervor. Sein allgewaltiger Einfluß bewirkte auch mein Zerwürfnis mit der Direktion.

Ich wollte fort und bat meinen jüngsten Bruder um Hilfe, die er mir sofort zuteil werden ließ. Meine wahren Verhältnisse habe ich jedoch ihm, meiner Mutter, die mir auch oft nach Kräften beigestanden, und den Tanten verschwiegen.

K. S . . . folgte meinem Beispiele; wir reisten zusammen nach Magdeburg. Mein Jugendfreund Eugen Schady, der am Stadttheater als erster Held engagiert war, bemühte sich vergebens, mir ein anständiges Winterengagement zu verschaffen. Schließlich schickte uns der Agent Eisfeld zum Teilungsdirektor G . . . nach E . . . Hier fand ich im großen ganzen nur eine Wiederholung des bisher Geschilderten. Die Teilungsschmieren sind durchweg nach einem Leisten. Nur in praktischer Hinsicht zeigte sich mir hier eine noch größere Vielseitigkeit einiger Mitglieder. Sie fuhren mit den Knechten und Mägden aufs Feld, um sich als Feldarbeiter einen Biergroschen zu verdienen. Neben dem materiellen Vorteil schufen sie sich dadurch in jenen die eifrigsten Bewunderer ihrer Kunst.

Ich schrieb eines Nebenverdienstes wegen das vaterländische Schauspiel »Die Herren von Elbingerode«[1]. Es wurde zu meinem Benefiz gegeben, wobei ich außer

[1] Um mich mobil zu machen, schrieb ich fast auf jeder Schmiere ein Theaterstück.

meinen Prozenten noch einen Extrateil erhielt. Der Raub betrug ungefähr 15 Mark.

Endlich bekam ich ein kleines Winterengagement. Ich ließ dem Direktor mein Meisterstück für einen Vorschuß von 4,50 Mark als Eigentum zurück und reiste nach G . . . . zu Direktor D . . . ., wo ich mein Fach mit gutem Erfolge spielte, aber — ich hatte keine Ritterstiefel. „Von Ihrem Fache verlange ich Ritterstiefel," brüllte der Direktor, worauf ein Wort das andere gab. Ich bekam noch ein kleines Engagement, in dem der Mangel an Lackstiefletten zur Ursache katexochen meines Ausscheidens wurde. Dann machte ich eine Pleite mit und stand bald wieder auf der Landstraße. Glücklich langte ich abermals im Schmieren-Eldorado an: der Magdeburger Börde. Hier wanderte ich von Schmiere zu Schmiere. Einmal kam ich gerade noch zu rechter Zeit, um meiner Künstlerschaft die Krone aufzusetzen. Als man kurz nach meiner Ankunft die Bühne aufbaute, wobei jeder helfen mußte, stürzte die Wirtin in den Saal: ihre Leute wären alle auf dem Felde, es würde eben ein Schwein geschlachtet, ob wir nicht mit anfassen wollten. Auf unseren Einwurf, daß wir die Bühne aufbauen müßten, meinte sie: „Ach wat die Bihne, de läupt Si nich weg, faßt man tau, dann gibt et abends frische Wurst!" „Was," schrie der noch nicht ganz in Methusalems Alter stehende erste Liebhaber, „ich ein Schweineschlächter, ich, der Barnays Talent entdeckte, dem er die Karriere verdankt!" „Drum eben," sagte der Souffleur, „nun soll diese Dame Ihnen auch das Schwein verdanken."

„Keiner darf sich ausschließen," hieß es, und auf das Zureden des Direktors, nicht gleich im Anfange böses Blut zu machen, gab ich mein erstes Debüt als Schweineschlächter. Edles Mastschwein! Um wie viel generöser als das Meerschweinchen lohntest du mir meine dir geleisteten Dienste mit frischer Wurst und saftigem Wellfleisch! In der Regel fielen kaum 50 Pfennige auf den Teil. Ich lebte von Fischfang und Pilzen und verkaufte dem Direktor eines meiner unsterblichen Meisterwerke mit allen Urheberrechten für 6 Mark. Mit diesem Dichterpreise zog ich ein Häuschen weiter. Mein neuer Direktor spielte auf Teilung; wenn die Geschäfte sich hoben, auf Gage; sobald sie nachließen, wieder auf Teilung. Ich warf ihm die Rollen ins Gesicht; ohne Pfennig stand ich da. Als ich nach Hause kam, um ein letztes Stückchen Speck zu essen, war es verschwunden: die Katze hatte es gefressen. Ich veranstaltete einen Rezitationsabend mit so großem Erfolge, daß von der Intelligenz der Stadt für mich ein zweiter Abend in Angriff genommen wurde, der mir eine Einnahme von ca. 120 Mark brachte, während die Gesellschaft nicht zum Spielen kam. Mit Empfehlungen ausgerüstet machte ich in der ganzen Umgegend gute Geschäfte und beschloß, fortan mein Glück nur als Rezitator zu suchen.

— — — — — — — — — — —

Auf dieser Reise traf mich die Nachricht vom Tode meines Onkels. „Ein für alles Gute, Edle und Schöne begeisterter Mann, eine Leuchte des Wissens, ein Herz

voll tiefsten Empfindens, ein Charakter von seltener Festigkeit und Ehrenhaftigkeit." So schildert ihn sein Biograph. O wie wahr hat er gesprochen!

Auch die Nachricht vom Tode meiner lieben, guten Schwester habe ich unter ähnlichen äußeren Umständen erhalten.

— — — — — — — — — — —

Ich studierte Ciceros erste Rede gegen Catilina und aus dem sechsten Gesange der Ilias den Abschied Hektors von Andromache, um diese Stücke in den Ursprachen frei aus dem Gedächtnisse vorzutragen, hauptsächlich auf den Zuspruch von seiten der Gymnasien rechnend. Damit hatte ich mich ziemlich verrechnet. „Nicht einmal den Homer lassen sie in Ruhe!" rief empört ein alter Philologe. Wie konnte ein vagierender Komödiant es wagen, sich an dem Eigentum der Herren Philologen zu vergreifen! Mit gänzlich unbekanntem Namen machte ich auch fernerhin in fremden Städten keine Geschäfte; einige mit ziemlichen Kosten verknüpfte Unternehmungen hatten meine Barschaft verschlungen; als eines Abends nur drei Personen erschienen, stand ich gänzlich mittellos da; ich konnte die Gasthofsrechnung nicht bezahlen. Glücklicherweise war es vor einem Sonntag. In aller Gottesfrühe ging ich in ein nahegelegenes Dorf, wo ich ein Zirkular aufsetzte, auf dem ich einen großen humoristischen Vortragsabend versprach. Nachdem mir der Pastor, Kantor und Dorfschulze die ersten Unterschriften gegeben, engagierte ich mir den Nachtwächter, der mit dem Zirkular von Haus zu Haus gehen und zugleich Billette ver-

kaufen mußte. Ich ging in die Stadt zurück, um mir noch einige humoristische Szenen einzustudieren, da ich mir der schwierigen, fremden Aufgabe, die Bauern mindestens zwei Stunden lang allein zu unterhalten, wohl bewußt war. Als ich abends ins Dorf kam, waren alle Billette verkauft. Ich borgte mir Habit und Horn des Nachtwächters, Rock und Schürze vom Hausknecht und von der Wirtin einen bunten Kittel, um einen Nachtwächter, Stiefelputzer und eine böhmische Köchin darzustellen. Zur Ausfüllung der Pausen nahm ich einen Harmonikaspieler aus dem Dorfe, der sich im stolzen Bewußtsein seines Virtuosentums auch zur Begleitung meines Vortrages »Gigerl sein, das ist fein« und »Siehste wohl da kimmt er« bereit erklärte. Denn „se wullen wat sungen hem," sagte der Wirt, „dat is de Hauptsack!" Der Saal war zum Brechen voll, das ganze Dorf war versammelt. Ich hatte Geld, alle Taschen voll Nickel, aber, aber: vor mir nur Knechte und Mägde. Erst als ich sie vor mir sah, wurde es mir völlig klar, was ich übernommen hatte. Die unheilvollsten Ahnungen stiegen in mir auf; ich wünschte zwei Stunden älter zu sein; ich hätte dieser Versammlung selbst eine von Philologen und Apothekern vorgezogen. Nach einer Introduktion des Konzertmeisters betrat ich das Podium. Meine am Tage einstudierten humoristischen Szenen hatten einen leidlichen, »Siehste wohl da kimmt er« einen durchschlagenden Erfolg. Aber man schien eine Steigerung zu erwarten; man hielt es für selbstverständlich, daß ich mindestens noch Kopfstehen und Kobolz schießen werde. Was nun? Meine

Schlager waren ausgegeben und erst eine halbe Stunde verflossen, kaum der vierte Teil der Zeit, die ich auszufüllen hatte. Ich trug eines der wirksamsten Gedichte von Saphir »Die verschiedenen Küsse« vor. Erst fragende Blicke, dann ein Lachen, Gemurmel, Zwischenrufe wie »Quatsch mit Sauce«, ein rapid wachsender Lärm, daß ich mein eigenes Wort nicht mehr verstand, bis mir endlich einer der Pferdeknechte, seine rote, schwielige Faust ballend, zurief: „Kimm du man rut, du Aas, verfluchter." Ich bewahrte in diesem Augenblicke — der physischen Gewalt gegenüber — meine Geistesgegenwart und kündigte an, daß ich ein von mir verfaßtes, echt patriotisches Gedicht vortragen werde. Nun mußten sie Ruhe halten; sie ließen mich zu Ende sprechen und verließen unter leisen Verwünschungen den Saal. Der im Nebenzimmer anwesende Dorfschulze gab seiner Empörung über das Betragen seiner Dorfkinder Ausdruck. Das war recht schön, mir ging es indessen näher, daß keine Stube mehr zu haben war. Wie nun mit heiler Haut nach Hause kommen? Auf die Versicherung des Schulzen, daß ich nichts zu befürchten hätte, schlug ich meinen Rockkragen hoch, den Schlapphut ins Gesicht und huschte durch die lange Allee des Dorfes. Vor den Haustüren saßen die Knechte und Mägde. Schon hatte ich die Chaussee erreicht, als plötzlich eine Weiberstimme rief: „Da geiht er, da geiht er!" Im Nu war ich von den Burschen umringt. Mir war's, als ob der Blitz einschlagen müßte. Dieser Unzahl von Riesenfäusten gegenüber schien sich bald jedes Empfinden zu verkriechen. Wieder besaß ich

Geistesgegenwart. „Gestatten Sie einen Augenblick, meine Herren," sprach ich, in größter Ruhe aus dem Kreise tretend. Während noch alle verdutzt dastanden, lief ich plötzlich ins Dorf zurück. Die Rotte hinter mir her, aber ich hatte einen Vorsprung. Als ich vor dem Lokal ankam, stand der Wirt in der Tür, im Begriffe, zuzuschließen. Ich hinein — die Türe zu — gerettet! Am nächsten Morgen ging ich ruhig meiner Wege.

Dieser Vorfall durfte mich in meiner Lage nicht abschrecken, das Dorfpublikum noch fernerhin als Geldquelle zu benutzen. Auch waren diese Veranstaltungen mit gar keinen Kosten verknüpft. Es galt nur, mir den Rücken zu decken. Ich ergänzte mein Programm, um auch einen Abend im Dorfe ausfüllen zu können, und zog nun, heute Cicero, Homer, Goethe, Schiller rezitierend, morgen »Kille, Kille, Karline« singend, mein leichtes Ränzchen auf dem Rücken von Ort zu Ort. Einmal kam ich um 6 Uhr nachmittags mit einer Barschaft von 60 Pfennig in N . . . . an. Um mir schnell einige Mark zu verdienen, wollte ich noch an diesem Abend einen Vortrag veranstalten und denselben nach einem sich mir schon bewährten Rezepte durch den Polizisten in der Form des Ausklingelns bekannt machen lassen. Schöner Gedanke! Es kam anders. Die gänzlichen Mißerfolge einer erst vor wenigen Tagen verdufteten Theatergesellschaft bestimmten die Wirte, in der Voraussicht der Zwecklosigkeit eines solchen Unternehmens, mir die Benutzung eines Saales zu verweigern. Kein Flehen konnte sie erweichen. Ich hatte etwas gegessen und nur mehr zwanzig Pfen-

nige in der Tasche. Wohin nun? Ein Gast, der mir wohl ansehen mochte, daß ich nicht recht bei Groschen war, sagte mir, daß in einem Gasthause des $1^1/_2$ Meilen entfernten Ortes F . . . . ein Verein seine Versammlung habe und ich da gewiß etwas vortragen könne. Ich machte mich sofort auf den Weg. Als ich gegen $^1/_2$10 Uhr in F . . . . ankam, erfuhr ich, daß diese Versammlung erst am nächsten Tage stattfinde, ich aber heute im Hotel »Stadt Magdeburg« in J . . . . die Honoratioren der Stadt beisammen fände; es sei nur eine Meile weit; ich könne noch zurechtkommen, wenn ich mich eile. Mit noch 10 Pfennigen in der Tasche brach ich auf. Kaum in der Mitte des Weges vernahm ich ein nahendes Gewitter. Ich beflügelte meine Schritte. Noch eine halbe Meile war ich von der Stadt entfernt, als es mich schon erreichte. Die Blitze zuckten, mächtig rollte der Donner. Mir war es, als hörte ich die Trompeten von Jericho, und gen Himmel erhob ich ein Geschrei: Quo usque tandem abutere!

Nicht weiter wollte ich, noch konnte ich. Hier wähnte ich das Ende meiner Leiden, hier, dacht' ich, müßte ich es finden, und unter einem Baume macht' ich Halt, jetzt und jetzt den Blitz erwartend — — — —

Während das Gewitter mich umtobte, legte sich der Sturm in meinem Innern. Nicht mehr als meine Feindin erschien mir die Natur; ganz anders leuchtete mir nun der Blitz; des Donners Schläge konnten mich nicht mehr bewegen. Es bäumte sich in mir und wuchs und wurde immer mächtiger und größer. Verächtlich das kleine zwerghafte Empfinden beiseite schiebend und

meiner Ohnmacht spottend, rief es: Was seid ihr, Blitze, du Donner, ohne mich! Ich bin dein Träger, Welt, in mir liegt deine Größe, in mir die Macht deiner Gestaltung; der Schmerz, die Not, die dich erfüllen, sie haben nur den Wert, den ich bestimme, du bist nur das, was ich bin!

Und weiter ging ich im erhabensten Gefühle; verächtlich blickend auf Erdenfreud und Erdenleid, auf alles Sehnen, Wünschen, Hoffen, Fürchten, rief ich voll Stolz zu allem nein und dreimal nein!

Als ich ankam, stand Jericho noch. Naß wie ein Pudel trat ich in die Gaststube der »Stadt Magdeburg«, mir für den letzten Groschen einen Schnitt Bier bestellend. Die Honoratioren saßen noch beisammen. Ich sagte, daß ich Rezitator sei und hier einen Vortrag halten möchte. Das könne ich schon, meinte der Wirt, ich müsse es nur vorher durch die Zeitung gehörig bekannt machen lassen. Dieser Rat konnte mir wenig nützen, und die Stadtoberhäupter schienen von meinem Dasein und Vorhaben nicht die geringste Notiz zu nehmen. Kurz entschlossen folgte ich dem hinausgehenden Wirt und schilderte ihm meine Lage. Der einsichtsvolle Mann sprach mit den Herren, welche sich dann in ein Seitenzimmer begaben, wohin ich ihnen auf einen Wink des Wirtes folgte. Im Zimmer stand nur ein einziger langer Tisch. Nachdem alle beisammen Platz genommen hatten, setzte ich mich nach einer Weile mit dem Ausdrucke des Dankes und einer respektvollen Verbeugung sehr bescheiden an die äußerste Ecke, um meinen Vortrag zu beginnen. Entrüstet gab man mir

den Wink, mich zu erheben. Ich unterdrückte eine Träne; ich fühlte mich aufs tödlichste verletzt; es drängte mich, auf jede Wohltat zu verzichten. Dann aber, da ich der Stimmung während des Gewitters gedachte, schien es mir wieder, daß ich ein wahres Heldenstück vollbringe, wenn ich bleibe. Nachdem ich mich zu diesem Heroismus aufgerafft, sah ich auch schon ein, wie verkehrt und undankbar ich eben handeln wollte. Kurz vor Mitternacht kam ich bei Sturm und Wetter plötzlich hereingeschneit. Wußte man denn, wer ich war? Ich konnte eben dem Zuchthause entsprungen sein. Würde ich selbst in einer solchen Position mit jedem Hergelaufenen an einem Tische sitzen wollen? Man half mir doch, und half mir mehr aus Mitleid, als in der Voraussicht noch sehr fraglicher Genüsse. Freilich glaubte ich das »Pathos der Distanz« hinlänglich auszudrücken, wenn ich, die äußerste Ecke nehmend, von den Herren gut eine halbe Zimmerlänge weit entfernt mich niederließ . . .

Eine ganze Weile stand ich da, bis mir gnädig der abermals stumme Wink gegeben wurde, an einem mir vom Wirte gebrachten kleinen Tische Platz zu nehmen. Ich las einige Szenen aus »Faust« und mehrere Gedichte von Heine, Geibel, Holtei und Saphir. „Um den ist mir nicht bange," rief gutmütig der Wirt, und derselbe Herr, auf dessen Befehl ich mich vorher vom Tische entfernen mußte, lud mich nach beendigtem Vortrage zu einem Glase Wein und ließ mir ein Abendbrot reichen. Die für mich gemachte Kollekte der anwesenden acht bis neun Herren betrug 4,50 Mark. Ich dankte

aus vollstem Herzen, übernachtete auf die Empfehlung des Wirtes hin in einem kleinen Gasthofe für 50 Pfennig und trat mit dem frühesten wieder die Wanderschaft an.

Es war ein herrlicher Morgen. Kein Wölkchen zeigte sich am strahlenden Himmel; ich fühlte den Hauch der frischen Morgenluft an meiner Stirne wie den Atem eines liebenden Mädchens; überall sang und jauchzte es vor Lebenslust und Lebensfreude; aus jedem Strauche, jedem Blümchen sprach deutlich der feste, freudige Wille zum Dasein. Und ich? Weinend zieh ich mich des schnödesten Undanks. War ich nicht jung, war ich nicht frei, war mein Herz nicht noch empfänglich für alles Gute, Große und Schöne? Hatte ich nicht vier Mark in der Tasche? Ja, rief ich zum Leben, ja, tausendmal ja, und aus allen Höhen und Triften hallte mir wieder ein fröhliches jauchzendes Ja!

Ein kleiner Aufschwung.

1890—1893.

Tod meiner Tante. — Prozeß. — Ein Liebesverhältnis. — Regiekonflikte. — Mein Drama „Komödie". — Gastierende Schauspieler. — Rezitationen. — Reisender für Keramik. — Mein Engagement in Lodz. — Die russische Zensur. — Ein Rezitationsabend in Pabianicze. — Die Wallfahrt nach Kevelaar. — Gotteslästerer. — Die Flucht aus Rußland.

Nicht freudlos war mein Dasein. Reichlich hatte mich die gütige Natur mit Gaben versehen, um den Dissonanzen meines widrigen Geschickes freundliche Akkorde zu entringen. An alle Schrecknisse des Lebens reichlich gewöhnt, konnten mich im Bewußtsein, sie überwinden zu können, diesbezügliche Phantasiegebilde nicht mehr erregen, wodurch ich fähig wurde, angesichts einer völlig unsicheren Zukunft, ja selbst der unausbleiblichen Not des nächsten Tages einen schönen Augenblick voll und ganz zu genießen. Mich in ihm mächtig ausbreitend, stärkte ich mich zugleich für die mir bevorstehenden schlimmen Stunden, und die in solchen Augenblicken durch den raschen Wechsel von Not und physischem Wohlbehagen erhöhte Empfänglichkeit ließ mich die reale Gegenwart und eine geträumte Zukunft zugleich genießen. Die Befriedigung der gewöhnlichsten

Lebensbedürfnisse war mir schon ein Genuß, der zum Erzeuger solcher Stimmungen wurde; in der höchsten Not streckten mir abstrakte Helfer ihre Hände entgegen. Je nach Bedarf war ich empirischer Fatalist oder Weltverneiner. Wohl erfaßte mich manchmal eine solche Hoffnungslosigkeit, daß ich den Entschluß zum Selbstmord faßte. Dieser Zustand der höchsten Unfreiheit war mir der Uebergang zur Freiheit. Ich sah mich plötzlich in eine neue Welt versetzt, gleichsam als einen vom Tode Auferstandenen, dem die Aufgabe gestellt ist, sich in der ihm nun wie vom Himmel heruntergeschneiten Lage zurechtzufinden. Der Kampf an sich interessierte mich. Mir die Unempfindlichkeit im Tode vor Augen haltend, wurde es mir möglich, meine Empfänglichkeit für alle unangenehmen Eindrücke auf das geringste Maß zu reduzieren, für alle angenehmen aber aufs höchste zu steigern. Ich lebte nur dem Guten und Schönen.

Nach diesen unstäten Wanderungen kam ich nach B . . . . Ich hatte Glück. Ein mir bekannter Schauspieler M . . . ., der meine Fähigkeiten schätzte, fing eben Direktion an und engagierte mich. Wie so oft in meinem Leben spielte mir auch hier der Zufall einen tollen Streich. Meinem Direktor, einem Don Juan ersten Ranges, wurde von einem eifrigen Ohrenbläser hinterbracht, daß ich dabeistand, als ihm seine Ehehälfte mit ihren Möbeln durch die Hintertür ihres Wohnhauses ausrückte. Er glaubte offenbar, daß ich aus egoistischen Gründen ihr dabei behilflich war, während ich nur zufällig im Vorübergehen mit ihr gesprochen und meinem Erstaunen über ihre Handlungsweise Aus-

druck gegeben hatte. Der Herr Direktor suchte einen Streit, um mich entlassen zu können. Während ich allabendlich den Vimar Knecht in Wildenbruchs »Das neue Gebot« spielte, sollte ich in einer Nachmittagsvorstellung als Wolf in Görners »Rotkäppchen« auftreten. Ich stellte sehr bescheiden vor, daß man den Darsteller jener ersten Charakterrolle billigerweise verschonen sollte, nachmittags als wildes Tier über die Bühne zu laufen; daß man mir durch das Bewußtsein meiner Bestimmung zu den niedrigsten darstellerischen Aufgaben die Lust zu einer der höchsten nehme und in erster Linie die Achtung vor dem Dichter des »Neuen Gebotes« in den Staub getreten werde. Es war in den Wind gesprochen. Entweder spielen oder hinaus! Ich ging und klagte meine Gage ein für die Dauer der Saison.

— — — — — — — — — — —

Zu dieser Zeit erhielt ich die Nachricht von Tante Bettis Tod. Nur um mich noch glücklich zu sehen und ihre Schwester nicht hilflos zurückzulassen, mit ihr vereint zu sterben, ertrug sie mit wahrhaft himmlischer Geduld Armut, Elend, Kränkungen, Schmach und alle Lasten des Lebens, und ohne Erfüllung dieses einzigen Wunsches, der sie über neunzig Jahre alt werden ließ, der als letzter glimmender Funke den allen Lebensfreuden abgestorbenen Leib nur noch mühsam aufrecht erhielt, mußte sie hinüber! Wohl erfaßte auch sie, wenn Undank und Lästerung ihr die Krallen ins Herz schlugen, ein Abscheu vor dem Wesen der Welt. „O, ich möchte mich verkriechen," sprach sie, „und nichts

mehr sehen und hören," aber bald brach aus ihrem umflorten Gemüte wie ein glänzender Sonnenstrahl wieder die Liebe. Auch ohne jedes Dogma, ohne jede Verheißung wäre ihr Leben ein treues Abbild der Tugend gewesen.

Am Tage ihres Begräbnisses mußte ich in der Umgegend von Berlin den Baransky in »Verlorene Ehre« für ein Honorar von sechs Mark spielen.

— — — — — — — — — — —

Nachdem ich auf Grund mehrerer Urteile von Bühnenautoritäten jenen Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte, bestimmte mich in der Berufungsinstanz mein eigener Anwalt, der zufällig zugleich der Anwalt des Theaterbesitzers war, bei dem M . . . als Pächter spielte, zu einem Vergleiche, in dem mir die Hälfte des in Frage stehenden Betrages zugesprochen wurde. Der Gegenanwalt gab mir vor Gericht eine Anzahlung von 20 Mark. Als ich nachmittags in seinem Bureau erschien, um mir den Rest von ca. 80 Mark zu holen, erhielt ich den Bescheid, daß ich nach Abzug der mich zur Hälfte treffenden Prozeßkosten nichts mehr zu fordern hätte. Um ein solches Resultat zu erzielen, hatte ich zur Wahrnehmung des Termins die Reise aus meinem Sommerengagement in Landsberg a. W. gemacht. Mir blieb nichts übrig als der Verdruß über das erlittene Unrecht und die gewonnene Erkenntnis, daß Recht und Gerechtigkeit im Hirn des Armen meist nur fruchtlose Begriffe sind, deren Realität durch Erfahrung kennen zu lernen ihm ungefähr mit derselben Wahrscheinlichkeit bevorsteht wie ein höherer

Lotteriegewinn. Mir sollte die glänzende Genugtuung werden, in einem ähnlichen Falle bald darauf einem armen Menschenkinde zu einem solchen Lotteriegewinne verhelfen zu können.

Nach einer in Landsberg a. W. unter Direktor Schich durchgemachten Pleite kam ich als Regisseur an das Viktoria-Theater in Halle a. S., das von dem bekannten Direktor Emil Schönerstädt geleitet wurde. Er hatte die schwere Aufgabe, die durch seine Vorgänger heruntergebrachte Bühne wieder in die Höhe zu bringen, was ihm trotz der größten Anstrengungen nicht gelingen wollte, da ihm die finanzielle Unterlage fehlte, um das vorhandene Vorurteil des Publikums durch eine zähe Ausdauer überwinden zu können. R . . . ., der Inhaber des Theateretablissements, dessen Frequenz von der des Theaters abhängig war, hatte auf diesen Direktor seine letzte Hoffnung gesetzt, durch deren Fehlschlagen er dem Untergange von Tag zu Tag näherrückte. Der äußerst nervöse Mann geriet durch diesen Umstand in eine hochgradige Erregung, die von dem infolge der unpünktlichen Gagezahlung ebenfalls außer Rand und Band geratenen Komödiantenvölkchen auf die Spitze getrieben wurde. Mit scharf geladenem Revolver lief er hinter den »Kanaillen« her, um sie niederzuknallen. Sobald sein Zorn vorüber war, fühlte er das dringendste Bedürfnis, mit dem vorher beinahe Niedergeknallten wieder gemütlich anzustoßen. Schließlich erfolgte der Zusammenbruch. Ich hätte in dieser Stadt buchstäblich verhungern müssen, wenn mir nicht mein jüngster Bruder wieder beige-

ſtanden wäre. Beſonders in ſpäteren Jahren bei ſchon faſt gebrochener Widerſtandsfähigkeit des Körpers iſt mir dieſer edle Mann, der ſelbſt für eine zahlreiche Familie zu ſorgen hat, unzählige Male zum Retter geworden. Er half mir ſchneller als ich mich bei ihm bedankte; ich konnte ſtets auf die Minute das Erſcheinen des Briefträgers beſtimmen. Wo wäre ich ohne ihn? Ich würde längſt nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Mit echt kindlicher Liebe iſt er bemüht, von unſerer alten Mutter, die bei ihm iſt und mir auch ſo manche Erſparnis geopfert hat, jede Sorge fernzuhalten.

Meinen älteren Bruder zwangen große Verluſte, das Geſchäft des Vaters aufzugeben. Er mußte lange ringen, bis es ihm gelang, ſich als Beamter eine Stellung zu gründen.

— — — — — — — — — — —

Im nächſten Winter kam ich als Regiſſeur an das Stadttheater in R . . .

Nach jener gewaltſamen Aufrüttelung und der darauf folgenden ſinnloſen Verſchwendung ſeiner erwachten Gefühle war Eros wieder in tiefen Schlaf verfallen, aus dem ihn abermals das ſchmachtende Liebesſtöhnen einer Frau ermunterte. Täglich erhielt ich ein zartes roſenfarbiges Briefchen, voll der heißeſten Liebesſchwüre. Schon unſer erſtes Zuſammentreffen brachte die gewünſchte Einheit, der nur meine durch Not, eine aufreibende Tätigkeit und die lange Pauſe wieder geſchwächte Manneskraft, hauptſächlich aber der Gegenſtand meiner Liebe ſelbſt nicht den nötigen Halt

zu geben vermochte. Nicht denselben stürmischen Beifall, den sie dem Schauspieler zollte, konnte der Mann sich erringen. Das leidenschaftliche Spiel des ersteren ließ sie Wunderdinge von letzterem erwarten. Um so schrecklicher war die Enttäuschung. Diese voll zum Ausdruck bringend, ging sie von dannen ohne einen Funken der Ausdauer und Tatkraft jener ersten siegreichen Heldin, die nicht zurückgeschreckt wäre, wenn es gegolten hätte, die Lethargie einer halben Leiche in libidinem umzusetzen. Die durch meinen Widerstand anwachsende Leidenschaft, die Zärtlichkeit und Tränen jener Tausendkünstlerin unterstützten meine Phantasie, deren Hilfe ich zur Erzeugung der erforderlichen Stimmung stets bedurfte, da mir die nackte Wirklichkeit nie genügen konnte. Ich glaubte wenigstens an ihre Liebe. Das Auftreten dieses Weibes hingegen strafte ihre brieflichen Versicherungen Lügen. Ich konnte keinen Pfad finden, über das Manko der gebotenen Reize hinwegzukommen, so daß mich im ersehnten Augenblicke wieder nichts als Unlust und Ekel erfüllten. Ich wurde sofort als unfähig entlassen und mit meiner Rolle der jugendliche Held und Liebhaber betraut, der ihren Ansprüchen völlig zu genügen schien. Wenn ich mich über ihre Ungnade auch ohne Schwierigkeiten hinwegsetzen konnte, so quälte mich doch das Bewußtsein meiner ihr gezeigten Schwäche, deren Hauptgrund sie nicht kannte und die nun durch die Schamlosigkeit dieses Weibes bald zur Ursache einer mir von seiten der Kollegen zuteil gewordenen schimpflichen Demütigung wurde. Während ich Regie führte, begegnete ich fortwährend

höhnischen Blicken; bei jeder meiner Anordnungen war ich der Gegenstand eines unzweideutig frivolen Gelächters. Sie hatte das Ergebnis unseres Zusammenseins ihrem neuen Liebhaber erzählt, der es als Mitglied einer zur Veranstaltung nächtlicher Orgien gebildeten Clique, welcher mehrere Schauspielmitglieder und jene Frau mit ihrer Freundin angehörten, zum Besten gab. Ich schrieb ihr einen Brief, worin ich meinen empörten Gefühlen keinen Zwang auferlegte. Sie sann auf Rache. Als ich eines Tages in meinen Papieren kramte, fiel es mir auf, von ihren vielen Liebesbriefen nicht einen einzigen vorzufinden. Während ich im »Kätchen von Heilbronn« den Theobald spielte, waren mir die Schlüssel aus meiner Straßenhose gestohlen worden. Nach der Beschreibung der Wirtin konnte der Täter nur ein Schauspieler sein, der augenblicklich seiner Militärpflicht genügte. Als ich es ihm auf den Kopf zusagte, fehlte ihm der Mut zu leugnen. Sie hatte ihn dazu angestiftet. Nebst manchem fettem Bissen stand ihm noch offenbar ein süßer Lohn in Aussicht. Die Rache konnte nicht vollzogen werden, solange ich noch Briefe von ihr besaß, und von Glück durfte ich sagen, daß dieser Coup nicht vollständig gelungen war. Der Dieb hatte eine kleine Schublade übersehen, in der noch zwei ihrer sie am meisten belastenden Briefe lagen. Ich sprach über das Mißlingen mein lebhaftes Bedauern aus, zugleich die kategorische Forderung stellend, mich fortan in Ruhe zu lassen.

Die mir von jener Clique auf der Probe bezeigte

Mißachtung war jedoch auf unbeteiligte Mitglieder nicht ohne Einfluß geblieben. Fortwährend geriet ich mit der komischen Alten wegen mangelhaften Lernens ihrer Rollen in Streit, der eines Tages besonders heftig wurde und dem Direktor den willkommenen Anlaß gab, sich der wenig brauchbaren Schauspielerin und ihres untalentierten Sohnes auf eine bequeme Art zu entledigen. Ich machte mir Vorwürfe, da sie allem Anscheine nach an Gedächtnisschwäche litt und mit bestem Willen nicht mehr lernen konnte, welche Erkenntnis ein minder schroffes Auftreten meinerseits hätte bewirken müssen. Man verlange aber nur von einem abgehetzten, durch nächtliches Rollenstudium überreizten, für das Gelingen der Vorstellung verantwortlichen Regisseur, daß er bei der Probe auch noch alle möglichen Rücksichten nehme. Pflichterfüllung und auf geistige Schwächen reagierende Menschlichkeit lassen sich hier nicht vereinigen. Die sofortige Entlassung schien dem Herrn Direktor jedoch noch keine hinreichende Sühne: er hielt es für angebracht, sie und ihren an dem Vorfalle gänzlich unbeteiligten Sohn auch noch durch Nichtauszahlung der bereits verdienten halben Monatsgage zu bestrafen. Die Frau verklagte den Direktor, der mich als Zeugen vorschlug. In der genauen Kenntnis der den Komödiantenplebs leitenden Triebfedern, als Erzeuger knechtischer Unterwürfigkeit und freudiger Bereitwilligkeit zu allen von einer hohen Direktion oft nur durch einen Blick befohlenen Gemeinheiten und zu den niedrigsten Schergendiensten, wozu sich in diesem Falle nach seiner Annahme auch noch die

Rachsucht gesellte, mußte er auf Grund meiner Zeugenaussage den Ausgang des Prozesses als zu seinen Gunsten gesichert betrachten. Nur im letzten Augenblicke schien er meinen Absichten und Gefühlen nicht recht trauen zu wollen. Mir mit scheuem Seitenblicke die Hand auf die Schulter legend, sprach er salbungsvoll die Worte: „Gehen Sie mit Gott!" Mir war es, als hätte er den Satz noch nicht vollendet, als schwebte noch etwas im Untergrunde seiner Seele, wovor er selbst ein Grauen hatte, als ob er befürchtete, daß ich der von meinem Scharfsinn gegebenen Ergänzung des Geleitworts vielleicht doch nicht gehorchen könnte, es klang mir ganz, als ob er sagen wollte: „Gehen Sie mit Gott — — einen Meineid schwören!" Ich konnte ihm diesen kleinen Gefallen nicht erweisen; ich brachte vielmehr meine Empörung über seine Handlungsweise zum Ausdruck. Die Klägerin kam zu ihrem Rechte. Am Tage der Urteilszustellung begegnete ich dem Direktor auf der Straße. Drohend machte er mir den Vorwurf, eine falsche Aussage gemacht zu haben. Was mein Hirn in diesem Augenblicke an zutreffenden Bezeichnungen auftreiben konnte, schleuderte ich ihm ins Gesicht, und meine Rolle für denselben Abend vor die Füße.

Am nächsten Tage war ich in Berlin. Während des darauffolgenden Winterengagements in Z . . . wurde mein Trauerspiel unter dem Titel »Komödie« mit so großem Erfolge aufgeführt, daß ich in dieser Stadt einen Verleger fand, der es drucken und versenden ließ. Die ganze Errungenschaft beschränkte sich auf eine

günstige Kritik in Brockhaus' literarischen Blättern und ein aufmunterndes Schreiben von dem bekannten Schriftsteller Doktor W. Henzen.

In diesem Engagement wurde mir ein bekannter Hofschauspieler, der als Doktor Stockmann in Ibsens »Volksfeind« gastierte, zum Verhängnis. Ich führte die Regie. Zur Vorprobe waren mir nur am vorhergegangenen Tage die Nachmittagsstunden von 3—6 gegeben, worauf noch ein anstrengender Abstecher unternommen wurde. Es ist wohl natürlich, daß infolge dieser mangelhaften Vorbereitung und der durch den Abstecher eingetretenen Abspannung bei der Hauptprobe dieses so schweren Stückes kaum jemand wußte, wo er zu stehen hatte. Trotzdem ich auch noch von der fast über Nacht gelernten Rolle des Bürgermeisters sehr in Anspruch genommen war, wurden mir von seiten des Gastes, der keine meiner Entschuldigungen gelten ließ, die heftigsten Vorwürfe gemacht. Es kam zu einem Wortgefecht, wobei der Direktor, als der wahrhaft Schuldige, da er mir keine Zeit für die nötigen Vorproben gegeben, die Partei des Gastes ergriff. Am nächsten Tage nahm ich zum Triumph meiner Gegner die Entlassung.

Glücklicherweise gehören solche Gäste zu den Ausnahmen, der im Schauspielerstande am meisten ausgeprägte Dünkel hingegen auch hier zur Regel. Ordentlich befreiend wirkte es auf mich, hin und wieder einsichtsvolle Künstler und Künstlerinnen, wie Jaffé, Port, Anna Schramm usw. kennen zu lernen, welche den armen Teufeln, die ihnen nur zur Folie dienen,

um sich die Tasche füllen zu können, mit Güte, Freundlichkeit und Nachsicht entgegenkamen und gewiß zugeben müssen, auf diesem Wege die größte Bereitwilligkeit und Arbeitsfreudigkeit gefunden zu haben.

Auch jetzt wurde mir eine glänzende Genugtuung, die mich für das erlittene Unrecht reichlich entschädigte. Was mir das Geschick mit der einen Hand nahm, gab es mir mit der andern doppelt wieder. Ich veranstaltete einen Rezitationsabend, an dem ich Homer und Cicero in den Ursprachen und die vom Rektor des Gymnasiums dieser Stadt ins Deutsche übertragene erste Philippika des Demosthenes zum Vortrage brachte. Obgleich meine Darbietungen durch eine körperliche Indisposition und damit wieder verknüpfte Aufregung merklich beeinträchtigt wurden, machten dieselben auf die gebildeten Kreise doch einen solchen Eindruck, daß mir von nun an Tor und Tür offenstanden. Ich hielt in allen besseren Vereinen humoristische Vorträge, wozu ich auch von zwei Kommerzienräten der Umgegend für ein verhältnismäßig glänzendes Honorar verpflichtet wurde. Ich verdiente in einem Monat fast das Doppelte meiner Schauspielergage und atmete, fern von den Kabalen des Bühnenlebens, erleichtert auf im Gefühle der Freiheit.

Als der Sommer herankam, machte mir mein Verleger den Vorschlag, für eine keramische Zeitschrift Abonnenten zu sammeln. Ich fühlte mich schon wieder als Held eines neuen Schicksalsdramas. Der Uebergang schien mir nur äußerst unvermittelt. Reisender! Von der Dramatik zur Keramik, von Poesie zum Porzellan! Im Ueberspringen dieser Riesenkluft sah ich jedoch den

Ausdruck einer Heldenstärke und Größe der Gesinnung, mit der sich kein Römer hätte messen können. Ich griff zu in der Hoffnung, mir auf diesem Wege durch Sparsamkeit die Mittel zu ernstem wissenschaftlichem Streben erringen zu können. Der Knüppel lag aber auch hier beim Hunde. Die neue Zeitschrift konnte mit den dieses Gebiet bereits überschwemmenden bewährten Erscheinungen nicht konkurrieren. Nur durch Versprechungen, daß die Zeitschrift bald auf der Höhe stehen werde, gelang es mir, das untere Fabrikpersonal zum Abonnement zu bestimmen. Von den Ingenieuren auf die vorhandenen Mängel aufmerksam gemacht, hielt ich es für meine Pflicht, dem Chef reinen Wein einzuschenken, worüber die ihm befreundeten Herausgeber nicht erbaut waren. Da ich aber mit zwei nebenbei zu vertreibenden kaufmännischen Werken einen großen Absatz erzielte, gelang es mir, die von jenen einem mangelhaften Vertriebe beigemessene Schuld des Mißerfolges wieder auf die Mängel der Zeitschrift abzuwälzen. Dennoch sollte ich diese nicht fallen lassen. Sobald ich jedoch in eine Fabrikgegend kam, in welcher ausschließlich der Vertrieb der Keramik in Frage kam, war manchmal das Geschäft wie abgeschnitten. Ich war auch nicht Kaufmann genug, um die an guten Tagen erhaltenen zahlreichen Bestellungen der anderen Werke auf die schlechten Tage zu verteilen. Dem stand schon meine Freude, den Chef durch eine gute Tageslosung erfreuen zu können, entgegen. Als mir aber auf offener Karte wegen nicht genügenden Absatzes Vorwürfe gemacht wurden, reichte ich meine Kündigung

ein. Es hat mir an Privatklugheit gefehlt; mein Pflichtgefühl stand mir auch hier im Wege. Wäre ich weniger gewissenhaft gewesen, so hätte ich mir in einem Jahre ganz ansehnliche Mittel erwerben können.

Ich bekam Engagement nach Lodz zu Direktor A. Rosenthal. „In Polen laufen die Wölfe umher," sagte zu mir ein alter Schauspieler vor meiner Abreise. Ich sollte die Wahrheit dieser Worte im vollen Umfange erfahren. Das erste unheimliche Gefühl war das der geraubten Freiheit. Als auf der Grenzstation Alexandrowo der Gendarm die Tür hinter mir zuschlug, war es mir schon, als säße ich hinter Schloß und Riegel. Kurz vor Mitternacht kam ich in Lodz an und stieg im Hotel Manteuffel ab.

Am nächsten Morgen machte ich meinem Talentpächter die obligate Visite und besah mir die Stadt. Ein großes Dorf mit dem Treiben einer Weltstadt. Die Jagd nach Mammon! Es konnte mir da nicht gefallen.

Ich wandte mich an die Zettelträgerin, die den Mitgliedern Wohnungen besorgen mußte. Sie wußte nur noch ein einziges Zimmer in einem der entlegensten Stadtteile. Nach einer langen Wanderung zwischen Planken und Zäunen stand ich vor einem alten einsam stehenden Hause: dem Kunkelhause.

Meine Begleiterin, die mich oft sinnend und verlegen ansah und etwas auf dem Herzen zu haben schien, rückte endlich mit der Sprache heraus. Diese Gegend sei nicht ganz sicher, es vergehe fast kein Tag, ohne daß ein Mord geschehe, es werde nachts auch viel ge-

schossen. Sie sage es nur, daß ich beileibe nicht erschrecke, wenn ich spät nach Hause komme und etwa um mich schießen höre, und hier, gerade vor dem Hause, sei vorgestern in der Abendstunde einem Herrn so en passant mit einem Taschenmesser die Gurgel durchschnitten worden.

In diesem Hause wohnte ich vier Monate. Ich hörte nachts auch sehr oft schießen, doch ich gewöhnte mich daran. Sei es nun, daß mich die Herren Spitzbuben von der Bühne her als Kollegen kannten und schätzten: ich trat zu jeder Stunde unbewaffnet den Heimweg an, ohne durch Kugeln, Taschenmesser und Dolche nur im geringsten inkommodiert zu werden.

Das Interesse des Publikums konzentrierte sich fast ganz auf die allerdings gut vertretene Operette. Einer Aufführung des »Bettelstudent« wohnte ich als Zuschauer bei. In den Logen saßen die schönen Frauen. Purpur ergoß sich auf ihre Wangen und seliges Entzücken strahlte aus ihren süßen Märchenaugen, als ihnen von der Bühne herab ihr Loblied ertönte. Sie schwammen in Wonne, ich schwamm mit, und es drängte mich hinzugehen von Ohr zu Ohr und ganz leise hineinzuflüstern: Es ist wahr, wahr: „Die Polin hat von allen Reizen die exquisitesten vereint — — — — —“

Mein Engagement fand auch hier kein schönes Ende. Vorfälle, deren Schilderung zu weit führen würde, entzogen mir die Neigung des Direktors. Er glaubte mich in jeder Weise zurücksetzen zu dürfen. Außerdem war ich in Rußland. Das machte auf mich wenig Eindruck. Ich hätte auf dem Krater des Kliutschi noch

den Mut beſeſſen, kein Unrecht zu erdulden. Ich warf ihm die Rollen vor die Füße und ging.

Meine Anhänger billigten die Abſicht, einen Rezitationsabend zu veranſtalten, der als ſolcher für dieſe Stadt noch etwas neues war. Ich ſah nur die gewaltige Klippe nicht, die ich vorher zu überwinden hatte: Die Zenſur!

Ein früher angeſehener, wegen verſchiedener Vergehen ſeines Amtes entſetzter Advokat ſollte in den nächſten Tagen nach Warſchau reiſen und mir bei dieſer Gelegenheit die Zenſur der vorzutragenden Piecen erwirken. Nachdem ich ihm das die Vortragsſtücke enthaltende Buch und fünf Rubel als Vorſchuß gegeben hatte, harrte ich vergebens auf ſeine Ankunft, bis ich ihn eines Tages zufällig auf der Straße traf. Er widerſprach mir nicht, als ich ihm auf den Kopf zuſagte, daß er gar nicht in Warſchau geweſen ſei; er hatte die fünf Rubel verklopft und das Buch in einer Schnapskneipe verſetzt. Mit Empfehlungen an den Sekretär des Generalgouverneurs und an einen einflußreichen Redakteur reiſte ich nun ſelbſt nach Warſchau. Ich ließ mein in deutſcher Sprache verfaßtes Geſuch in einem Korreſpondenzbureau ins Ruſſiſche überſetzen, wofür ich einen Rubel bezahlte, und reichte es mit einem Achtzigkopekenſtempel verſehen vormittags ein. Nachmittags erhielt ich es durchſtrichen zurück mit der Begründung, daß ein in meiner deutſchen Vorlage zum Zwecke einer beſchleunigten Erledigung gebrauchtes Wort in ruſſiſcher Sprache reſpektswidrig klinge. Auch der Stempel war nicht mehr zu verwenden. Ich ließ

mir für einen zweiten Rubel ein neues Gesuch anfertigen, das mir am nächsten Morgen abermals durchstrichen zurückgegeben wurde. Der Sekretär wies mich an einen Schreiber der Zensurbehörde. „Bezahlen?" fragte mich dieser mit entsprechender Fingerbewegung. Die Kenntnis dieses Wortes, das ihm die Quintessenz der deutschen Sprache zu sein schien, genügte ihm vollständig. Ich halte für die Hauptworte der polnischen Sprache, deren Kenntnis mir genügte: Bibo (Bier) und — ich will für die Orthographie nicht einstehen — Dai mi busziska (gieb mir ein Küßchen).

Ich zahlte für das Gesuch zwei Rubel und war glücklich, endlich ein den Vorschriften entsprechendes in Händen zu haben. Ich freute mich zu früh. Der Schreiber hatte aus Versehen einen auf der anderen Seite schon beschriebenen Bogen genommen. Dienstfertig schnitt der Bureaudiener die unbrauchbare Hälfte ab und klebte einen neuen halben Bogen an, wofür ich ihm fünfzig Kopeken gab. Der Gummi machte aber Flecke; das Gesuch war nicht mehr zu gebrauchen. Also wiederum ein neues! Heiliger Florian! Ich kontrollierte im Geiste den Inhalt meiner Börse, da ich auf den Rat des Redakteurs ja noch mit einem Zensor kneipen gehen sollte. Das Geld war knapp, ich zahlte für das neue Gesuch noch einen Rubel, reichte es ein, bat den Redakteur, sich für mich zu verwenden und reiste nach Lodz zurück. Alle meine Bemühungen, die Sache von dort aus zu erledigen, blieben erfolglos. Endlich versprach mir ein mit den Verhältnissen vertrauter Mann, der geschäftlich nach Warschau reiste,

die Erledigung zu erwirken. Sehnsuchtsvoll erwartete ich auf dem Bahnhof seine Rückkehr. Statt der Genehmigung brachte er mir mein Buch zurück: es müßten zwei gleichlautende Exemplare eingereicht werden. Und das sagte man mir erst jetzt, nach ungefähr drei Wochen! Ich schrieb die Vortragsstücke ab und reiste nochmals selbst nach Warschau, wo ich auf der Zensur fast übernachten mußte. Nur meiner zähen Ausdauer hatte ich die Erledigung zu verdanken. Die Herren sahen schließlich ein, daß von mir nichts zu holen war, und fertigten mich endlich ab, nur um den Quälgeist loszuwerden.

Nun mußte ich mir noch die Unterschrift des Polizeimeisters für Programm und Annonce mit Hilfe des Polizeisekretärs erwirken, der mir als Dolmetsch zur Seite stand und sich für diese Bemühung im Restaurant auf meine Rechnung eine Flasche Kognak für vier Rubel entnahm. Diese kostbare Neigung veranlaßte mich einer auf dem Programm vorgenommenen kleinen Aenderung wegen allein vor den Polizeimeister zu treten. Als er mich nicht gleich verstehen konnte, zerriß er Programm und Annonce und warf mir die Stücke vor die Füße. Heiliger Nepomuk! Das konnte er doch nicht von mir gelernt haben. Ich war nun auf dem alten Standpunkt. Den freundlichen Bemühungen eines Redakteurs gelang es endlich, mir den Vortragsabend zu ermöglichen. Der glänzende pekuniäre Erfolg ermutigte mich, in dem nahegelegenen Pabianicze einen zweiten Abend zu veranstalten. War mir doch darum zu tun, die so schwer errungene Zensur gehörig

auszunutzen. Auch dort war es gut besucht, und als meine Darbietungen großen Beifall fanden, entschloß ich mich nach erschöpftem humoristischem Programm auf den Wunsch einer schönen jungen Frau zur Zugabe meines Lieblingsgedichtes: »Die Wallfahrt nach Kevelaar«. Ich hatte kaum begonnen, als es mich wie ein Blitz durchzuckte, wessen ich mich unterfangen und wo ich mich befinde. In einem erzkatholischen polnischen Neste, wo man plündert, mordet, raubt und in den nächsten Schnapsladen tritt, um vor dem Marienbilde, das dort mit einer ewigen Lampe in jeder Ecke hängt, die Sünden wegzubeten. Ich schwankte hin und her, ob es nicht besser wäre, den Vortrag abzubrechen. Das zeigte mir auch viele Schattenseiten. Ich raffte mich entschlossen auf und rezitierte das Gedicht mit so tiefer Innigkeit wie noch nie. Kaum war das letzte Wort gefallen, als schon ein kleiner dicker Herr mit glattrasiertem Gesichte vor mir stand und mich mit den Worten anfuhr: „Haben Sie das Gedicht zensiert, Sie Gotteslästerer?“ Heiliger Sebastian! Es ist der katholische Pfaffe gewesen. Selbst die alte zänkische Wirtin empfand Mitleid mit mir. Das sei ein gefährlicher Herr, sagte sie, indem sie mir den Rat gab, schleunigst zu verschwinden. Denn nichts erheischt in Rußland so strenge Sühne wie Majestätsbeleidigung und Gotteslästerung. Ein Wort an den Bürgermeister, einen gewesenen Unteroffizier, der kein Wort Deutsch verstand, hätte genügt, um mich in einem unterirdischen Gewölbe des Magistratsgebäudes, eines früheren Klosters, verschwinden zu lassen. Ich sah mich schon

in Sibirien. Hinaus, hinaus aus dem Lande, wo der Kosak seine bleierne, die Zensur ihre geistige Knute schwingt! Glücklicherweise war mein Paß visiert. Ich fuhr per Extrapost nach Lodz und mit dem Kurierzug zur Grenze. Als ich mich dort im Restaurationsraume aufhielt, rief jemand meinen Schauspielernamen. Instinktiv habe ich mich nicht gemeldet. Das war mein Glück. Im Passe stand nur mein Familienname. Beim Einsteigen erhielten alle Passagiere ihre Pässe zurück, nur ich nicht. Hierbleiben, hieß es, zur Feststellung der Identität. Heiliger Nikolaus! Ich stellte mich natürlich so, als wüßte ich nicht, um was sich's handle. Ein Beamter kam nach dem anderen auf mich zu, mich nach dem Namen fragend. Ich nannte permanent meinen Familiennamen. Als das erste Signal ertönte, schlug ich einen Heidenlärm. Was man eigentlich von mir wolle? Ich müsse abends in Berlin sein. Das wirkte. Ein höherer Beamter gab den Wink, mich fahren zu lassen. Auf der ersten deutschen Station riß ich das Fenster auf und brüllte hinaus: „Verfluchte Polakei!" Zwei anwesende Polen wollten mich lynchen, aber es war noch ein handfester deutscher Schlosser zugegen, der mir trefflich sekundierte.

Ein furchtbarer Betrug.

1894—1896.

Theaterdirektor. — Eine Pleite. — In der Not. — Im ungewohnten Besitz. — Beginn einer Liebestragödie. — Ein süßes Geheimnis. — Heiraten? — Ein Wink. — Auf der Spur. — Beim Frauenarzt. — Das Lügengewebe. — Die Entlarvung. — Das Kleeblatt. — Der Kampf um die Briefe. — Mit einem Fuß im Zuchthaus. — Ich finde mich wieder.

Bald nach meiner Ankunft in Berlin wurde ich von einem früheren Kollegen nach Eberswalde engagiert. Schon nach der dritten Vorstellung erfolgte der Zusammenbruch, weshalb der größte Teil der Schauspieler sofort abreiste. Nur fünf Mitglieder blieben zurück: eine Dame und vier Herren, zu denen auch ich gehörte. An diesem verhängnisvollen Tage war »Die Rantzau« angekündigt. Wir brauchten Geld. Die Vorstellung mußte stattfinden. Die Besetzung wäre noch das wenigste gewesen. Uns drückte eine größere Sorge: wir hatten noch kein Rollenmaterial. In letzter Stunde kam es an. Wir setzten uns hin, richteten das etwa zweiundzwanzig Rollen umfassende Stück für fünf Personen ein und spielten es, abwechselnd soufflierend, ohne Bühnenprobe. Nicht zum Vorteile des Stückes muß gesagt werden, daß die Handlung infolge der

Striche keine wesentliche Einbuße erlitt. Der unerwartete Erfolg gab uns den Mut, das Stück in der ganzen Umgegend aufzuführen. Zwei der Beteiligten sind heute wohlbestellte Direktoren, die Dame debutierte fast unmittelbar darauf an einem ersten Hoftheater, der Dritte, vielleicht talentierteste von uns allen, hat den Schauspielerberuf aus innerstem Antriebe mit dem eines Kapellmeisters vertauscht, ohne auch hier etwas Besonderes zu erreichen, und was aus mir geworden ist, wird man bald erfahren. Wie viele, die sich mit meinen Fähigkeiten nicht messen konnten, sah ich später auf der Höhe stehen! An der Seite glänzender Vorbilder reiften ihre mittelmäßigen Talente, das letzte Restchen ihres bescheidenen Reichtums wurde mühsam hervorgeholt und gefeilt und geformt, während ich im steten Kampfe mit den oft in nackter Häßlichkeit hervortretenden Erscheinungen der niedrigsten Ideen der Menschheit den mir von der Natur verliehenen Schatz in Schmutz und Schlamm versinken sehen mußte. Nur auf dem Platze, den die Natur mir angewiesen, hätte ich gedeihen können: auf einsamer, stiller Höhe, deren reine Sphäre der Menschheit stinkiger Auswurf nicht verpestet. In dem mir vom Geschicke angewiesenen Kreise mußte ich mit eiserner Notwendigkeit dem Untergange näherrücken, bis ich, an der äußersten Grenze angelangt, die Kraft gewonnen, jene Höhe auf einem anderen Wege zu erklimmen.

Nach Auflösung des »Rantzau-Ensemble« promenierte ich eines Tages ohne einen roten Heller in Berlin umher. In der Friedrichstraße kam ein Schau-

spieler auf mich zu. „Mann, Sie haben einen Kunstschein," sprach er, „wir wollen Direktion anfangen." „Ja — und das Geld?" — „Das gebe ich. Wieviel brauchen wir für den ersten Anfang, für Zettel, Reklame usw.?" Sehr zögernd rückte ich heraus, daß es sich unter fünfundzwanzig Mark wohl schwerlich machen ließe, da ich auch noch meinen schwarzen Rock einlösen müsse, um als Direktor gehörig auftreten zu können. Bon! Ich holte mir am nächsten Tage das Geld, wobei ich einen Vertrag unterzeichnete, worin ich ihn als meinen Teilhaber anerkannte, und bald darauf schwang ich das Direktionsszepter in Kyritz »an der Knatter«.

Wir hatten die Mitglieder in Gage genommen, was ein unverantwortlicher Leichtsinn war, der nur dadurch einigermaßen entschuldigt wird, daß mir alle bekannt und befreundet waren und im Vertrauen auf meine Ehrenhaftigkeit und Erfahrung stillschweigend auf das Risiko eingingen: bei schlechtem Geschäftsgange einem plötzlichen Ende des Unternehmens gegenüberzustehen. Meinem unermüdlichen Fleiße gelang es, den Karren in Gang zu bringen. Infolge des geringen Ueberschusses kam es indessen zwischen meinem Kompagnon und mir sehr bald zu Zerwürfnissen. Am tiefsten wurmte es mich, daß er mir bei jeder Gelegenheit vor dem Lokalbesitzer den mir von seinem Gelde eingelösten schwarzen Rock sehr dick aufs Butterbrot schmierte. Diese Herabsetzung meines Besitzes schien mir mit der Direktionswürde noch weniger vereinbar, als wenn ich ihn nie besessen. Der unselige schwarze Rock,

der in der Welt schon so viel Unheil angestiftet, wurde auch zum Friedensstörer zwischen mir und Phöbus Apollo an der Knatter. Kurz vor Ende der Sommersaison war ich gezwungen, meinen Musentempel zu schließen, wobei ich einer Dame eine restliche Forderung von sechs Mark und einem erst später hinzugekommenen nicht unbemittelten Anfänger eine solche von ca. zwanzig Mark nicht mehr auszahlen konnte. Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche und mußte die Hilfe meines Bruders in Anspruch nehmen, um nach Berlin reisen zu können.

Hier wieder das alte Lied. Nachdem ich schon zwei Tage nichts gegessen hatte, borgte mir ein Bekannter eine Mark. Beim Wechseln derselben wurde mir aus Versehen statt eines Zehnpfennigstückes ein Fünfzigpfennigstück herausgegeben, das ich nach einigem Besinnen gegen das mir zustehende Zehnpfennigstück zurückgab. Da ich damals noch keine Ahnung von einer Ethik und den ihr gegebenen Fundamenten und Prinzipien hatte, war ich unmittelbar auf das mir innewohnende Fundament angewiesen. Es war ein kurzer aber heißer Kampf gegen ein mir von der Phantasie besonders schmackhaft zubereitetes Beefsteak mit Bratkartoffeln und ein für den nächsten Tag in Aussicht gestelltes Menü in der Volksküche. Nach errungenem Siege war aber das Ansehen meiner Notlage tief gesunken; eine mich erhebende Zufriedenheit kehrte in mir ein, ich fühlte mich frei — ich war glücklich[1].

[1] Da der Herausgeber des Geldes ein wohlsituierter Mann war, hätte ich ihn

Dieser traurigen Lage wurde ich nun von Direktor M . . . ., mit dem ich einst der mir gegebenen sofortigen Entlassung wegen prozessierte, entrissen: er engagierte mich wieder. Es entging mir nicht, daß ich diese Handlung nicht nur dem Umstande, daß er mich brauchen konnte, zu verdanken hatte, sondern auch seinem ihm selbst nicht klar bewußten Drange, ein gegen mich verübtes Unrecht wieder gutzumachen; und sein Entschluß war um so lobenswerter, als dieser Drang mit dem Unwillen darüber, daß ich ihn vor Gericht zitierte, kämpfte, was er mir nie vergessen konnte. Auf seine Anregung schrieb ich ein aktuelles Sensationsstück, das er mir nach der mit gutem Erfolge stattgefundenen Premiere in der sicheren und auch nicht getäuschten Erwartung einer großen Zahl von Aufführungen für alle unter seiner Leitung stehenden Bühnen für hundert Mark abkaufte. Ich fühlte mich als wahrer Krösus, und als ich mit diesem seltenen Reichtum in der Tasche in einen Laden trat und eine Mark zuviel herausbekam, habe ich diese Mark ganz selbstverständlich — behalten. Und was bestimmte mich, so zu handeln? Was übte eine so verderbliche Wirkung auf mich aus? Der ungewohnte Besitz! Wie

durch die Nichtzurückgabe des geringen Betrages keineswegs objektiv, und, da er nichts davon gewußt, auch subjektiv nicht geschädigt. Nach Kant hätte ich das Geld behalten können, indem die Maxime, daß ich einen in der größten Notlage von einem Wohlhabenden irrtümlicherweise zuviel herausbekommenen Betrag behalte, wodurch ich ihn nicht schädige, mir aber helfe, in Ansehung der notwendigen Pflicht gegen sich selbst ganz gut Anspruch auf die Form der Allgemeinheit erheben kann; ich kann wollen, daß ein solches Prinzip als allgemeines Naturgesetz gelte, da jeder Mensch, auch der Reichste, an den Bettelstab kommen und mithin von diesem Prinzip, ohne den Menschen bloß als Mittel zu betrachten, Gebrauch machen könnte.

ein Alp liegt dieſer Dämon auf jedem höheren Begehren. Die ſo plötzliche Umgeſtaltung der Verhältniſſe ruft einen völligen Umſchwung des Empfindens hervor. Der wieder ſo lange vernachläſſigte Körper tritt gebieteriſch in den Vordergrund; das augenblicklich nur auf Befriedigung ſinnlicher Bedürfniſſe konzentrierte Streben ſtreckt ſchon nach dem abſcheulichen »Mehr, immer mehr« gierig die Krallen aus und verleugnet — o Blasphemie ohnegleichen! — für eine Mark den innerſten Kern meines Weſens, die einzige Stütze meines Daſeins, die mich aufrecht erhielt in Sturm und Nöten, ſie, die ideale Forderung, die ſich nun weinend verkriecht und ihr göttliches Haupt verhüllt — —! O pfui, pfui! Dich konnte ich verraten, dich! Denn du biſt es geweſen, du allein, die mich ſo oft über jedes Bedürfnis erhob, die mir den Weg zur Wahrheit zeigte und mich den erſten kleinen Schritt tun ließ ins Gefilde der Freiheit.

Hinterher ſtellte ſich freilich Scham und Reue ein. Allerlei törichte Bedenken, u. a. das Preisgeben meiner Schriftzüge, hielten mich ab, das Geld an den Herausgeber zurückzuſenden. Schließlich verteilte ich die Mark groſchenweiſe an Hauſierer und Bettler.

Ich führte nun ein rohes Sinnenleben, als ob das Tier plötzlich in mir hervorgebrochen und die Natur ſich ihm verpflichtet hätte, das Verſäumte nachzuholen. Befriedigung habe ich darin nicht gefunden, da ich das Weib nicht fand, das meinen Anſprüchen genügen konnte.

Als ich eines Abends ins Theater ging, ſah ich vor

dem Eingange ein hübsches junges Mädchen und eine etwas ältere Dame stehen. Verheißungsvoll wurden meine Blicke von jenem erwidert. Täglich konnte ich nun in der Garderobe auf meinem Platze einen Blumenstrauß finden, bis mir nach einigen Tagen ein Dienstmann eine Einladung zu einem Rendezvous brachte, der ich mit Vergnügen folgte. Das herzliche, zutrauliche Benehmen des lieben, gebildeten Mädchens übte auf mich bald einen mächtigen Eindruck aus. Sie sagte mir, daß ich ihr als Martin Luther so sehr gefallen und mein weiches, wohlklingendes Organ mich ihr ins Herz geschmeichelt habe. Wir trafen uns täglich und bald genoß ich in ihren Armen zum erstenmal in meinem Leben in vollen Zügen das Glück der Liebe. Da ich dem in guten Verhältnissen lebenden Mädchen außer meiner Person nichts zu bieten vermochte, mußte ich an dessen Liebe nur um so fester glauben. In meinem Besitze schien Helene glücklich und zufrieden, und mein immer mehr befestigter Glaube an ihre Herzensneigung rief auch eine Steigerung meiner Gefühle hervor. Und ich durfte sie besitzen, keine Vorwürfe und Gewissensbisse trübten mir unsere Zusammenkünfte: sie war mein! Bald flüsterte mir Lenchen ein süßes Geheimnis ins Ohr. Nein! Das konnte ich nicht glauben. So hoch war mein Selbstbewußtsein noch nicht gestiegen. Täglich erwartete ich die befreiende Nachricht, doch immer wieder verkündigte mir ihre traurige Miene schon von weitem den qualvollen status quo. Ich mußte Gewißheit haben. Mein Lenchen ging zur weisen Frau, und gar nicht lange stand ich in banger Erwartung an

einer Ecke, als mir mein Lenchen auch schon die Gewißheit brachte. Obwohl ihr Zustand nun keinen Zweifel mehr übrig ließ, lag doch der Zweifel an meinen Fähigkeiten mit dem sich nun regenden, verlockenden Gefühle der Mannheit im Kampfe. Die Eitelkeit siegte, und weinend umarmte ich mein Lenchen als Spenderin eines Glückes, das ich mir niemals hätte träumen lassen. Diese Seligkeit trübte nur zu bald der Gedanke an ihre Angehörigen. Ihr Vater war ein angesehener Beamter, der Bruder Offizier! Doch ich sollte nicht verzagen. Liebevoll strich mir mein Lenchen die Falten von der Stirne. Sie sei volljährig, sprach sie, und nichts stehe uns im Wege, wenn ich sie heiraten wolle. Und wie sie diese Worte sprach! Als sähe sie in unserer Verbindung nur die Erfüllung ihres höchsten Wunsches, in ihrem Zustande nur das willkommene Mittel, mich für immer besitzen zu können. Ich war völlig aus dem Häuschen. Heiraten — mein Lenchen und — Papa! Wonnetrunken stürmte ich ins Theater, wo ich den Kollegen triumphierend meine Verlobung verkündigte. Der jugendliche Liebhaber lachte, und so zynisch, und alle anderen lachten mit. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, gab es nur ein noch stärkeres Lachen. Ich sprach mein Bedauern aus, daß ich so töricht war, mein Inneres ihnen preiszugeben, ihnen, die für ein tieferes Empfinden kein Verständnis hätten. Sie dürften doch noch lachen, sagten sie, und sich freuen, wenn ich mich freue; sie wünschten mir von Herzen Glück zu der Verlobung. Als das Gekicher den ganzen Abend kein Ende nehmen wollte, bat ich den jugend-

lichen Liebhaber unter vier Augen, mir die Ursache dieses Betragens zu entdecken. Er wußte erst nicht, was er sagen sollte. Auf mein weiteres Drängen, ob er das Mädchen kenne, frug er mich, ob sie nicht Violistin sei? „Ja!" „Schlank, brünett mit braunen Augen?" „Ja!" und da und da bei ihrem Vater wohne? „Ja, ja, ja!" Dann stimme ja alles auf ein Haar. Ganz in derselben Weise habe sie sich unlängst ihm genähert. Als seine Braut dahinterkam, sei sie wie eine Furie zum Mädchen hingerannt, um ihm die Lust ganz gründlich zu vertreiben. Es täte ihm unendlich leid um das schöne, liebe Mädchen. Er habe mir bloß nichts gesagt, um mir die Freude nicht zu verderben.

Ich konnte kaum den nächsten Tag erwarten; ich hoffte noch, daß Helene sich rechtfertigen würde, obwohl ich an der Richtigkeit dieser Aussage kaum mehr zweifeln konnte. Er hatte mich auch nicht belogen. Lautlos mit dem Kopfe nickend, bestätigte mir Lene die volle Wahrheit seiner Worte. Mir war noch alles wie ein Traum. Ich fragte sie, warum sie es so eilig hatte, was ihr den Mut gegeben, sich erst ihm und gleich darauf sich wieder mir zu nähern. Leise schluchzte sie, daß sie sich so verlassen fühlte; die Mutter sei schon lange tot und der Vater nie zu Hause. Sie hätte diese Einsamkeit nicht mehr ertragen können und sich deshalb ein Herz gesucht. Ich wandte sehr gelassen ein, daß ihre Schwester doch noch da war und ihr Schwager, wohin sie jetzt doch täglich gehe. Als ich das Wort »Schwager« aussprach, bemerkte ich, daß sie zusammenzuckte. Ein schrecklicher Gedanke stieg in mir auf. Der Schwager ging

mir nicht mehr aus dem Sinne, mein Verdacht nahm täglich zu, und als ich ihm endlich in noch sehr zarter Form Ausdruck gab, legte ihre sonst so helle Stirne sich in Falten, mich traf ein flammender, stechender Blick des Zorns.

Ich trug keinen Zweifel mehr, daß ich der Betrogene war. Verschiedene Momente aus dem Anfang unserer Bekanntschaft, auf die ich damals kein Gewicht gelegt, sprachen mir nun immer deutlicher für ihre Schuld. Lene wollte mir eines Tages etwas anvertrauen. Als sie nach einiger Ueberlegung aus ihrer ernsten Stimmung, die ein Geheimnis auf den Lippen trug, plötzlich in einen leichten, heiteren Ton verfiel, drang ich nicht mehr in sie, es mir zu offenbaren. Ich liebte sie zu sehr, ich war so voll des Glückes, daß noch kein Argwohn Wurzel fassen konnte. Es kam mir in Erinnerung, daß sie mir manchmal kleinere Geldbeträge zeigte mit dem scherzenden, leicht hingeworfenen Bemerken, daß sie nicht wisse, was sie damit beginnen solle. Als mir ihre Absicht nicht mehr entgehen konnte, begnügte ich mich doch damit, ihr eine Wiederholung dieses versteckten Anerbietens durch eine vornehme Zurückhaltung für immer zu verleiden. Meine ehrliche Gesinnung war ihr ein Stein des Anstoßes, auf den sie nicht gerechnet hatte. Nicht selten sagte sie: Du tust ja schon wieder so ehrbar! Auf ihrer Jagd nach einem Vater hat sie mit großer Einsicht, die nur Erfahrung geben konnte, ein sehr geeignetes Revier gewählt. Unter dem Komödiantenvölkchen mußte sich — Schockschwerenot! — doch noch ein Kerl finden lassen,

der für ein kleines Taschengeld und das Vergnügen ihres Umgangs die Vaterrolle übernimmt! Nur erst einen Vater her und einen recht geschmeidigen, das Uebrige gibt sich von selbst!

Als ich ihr zum erstenmal meinen Arm reichte, hielt sie ihn krampfhaft fest. So klammert sich der Ertrinkende an seinen Rettungsanker. Der erste Hoffnungsschimmer war das Signal für ihre Sinnlichkeit, den Dienst als Trösterin in der Verzweiflung zu quittieren. Der Zauber der Romantik, wofür das Mädchen sehr empfänglich war, mit allem Drum und Dran, mit dem Reize der Gefahr, der Neuheit und des Betruges selbst hatten in aller Hast die Leitung ihrer Sinne übernommen. Sie konnte mich auch recht gut leiden. Mein Scharfblick, mit dem ich den Betrug langsam zu durchschauen anfing, bewirkte selbstverständlich wieder einen völligen Umschwung der Gefühle.

Als ich eines Morgens noch im Bette lag, wankte Helene als halbe Leiche in mein Zimmer. Sie hatte die Frucht getötet. Ich hätte ein Barbar sein müssen, um in diesem Augenblicke noch etwas anderes als nur das tiefste Mitleid zu empfinden. Auch fehlte mir noch die Gewißheit. Die Möglichkeit, daß ich falsch vermutet, war nicht ausgeschlossen.

Ich brachte sie zu einem Frauenarzt. Nach wenigen Stunden kam die Rohrpostnachricht, daß alles glücklich überstanden sei, und als ich sie nach einer Woche wiedersah, fiel sie vor mir auf die Knie und bedeckte meine Hände mit glühenden Küssen. Ich konnte ihr meine Neigung nicht versagen; jeder düstere Zweifel schien

getilgt; mein Mitleid wurde noch verstärkt durch den Gedanken, daß mein unseliger Verdacht sie zu dieser Tat getrieben. Ich hielt mich für den Schuldigen. Und dieser Gedanke verfolgte mich auf Schritt und Tritt; er ließ mir keine Ruhe mehr, er machte meinen Zweifel wieder rege. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß ich's bin, mir schauderte davor, daß ich es nicht sein könnte. War ich es nicht, dann mußte er, der nur als unbestimmter, düsterer Schatten vor mir schwebte, gleichfalls betrogen sein — oder — erst jetzt kam ich zu dieser Einsicht — um mein Verhältnis mit ihr wissen.

Mittlerweile war es mir nicht entgangen, daß sie mich loszuwerden suchte. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen." Gehen wollte ich ja auch, nur erst die Wahrheit! Ich griff zu einem sehr verbrauchten Mittel, das aber von Erfolg gekrönt war. Als sie mich eines Abends erwartet hatte, sagte ich ihr mit großer Ruhe und Bestimmtheit, daß es mir gelungen sei, den Herrn Schwager durch List zu fangen. Ich wäre nachmittags bei ihm gewesen und hätte ihm ganz ohne Umschweife gesagt, daß er zu ihr in intimster Beziehung stehe. Er möge sich nicht unterstehen zu leugnen, da sie mir alles eingestanden habe. Die Bestimmtheit, mit der ich ihm das auf den Kopf zusagte, hätte ihn auch überzeugt, daß alles Leugnen fruchtlos wäre, weshalb er sich gezwungen sah, mir ein Geständnis abzulegen.

Sprachlos starrte sie ins Leere. Damit begnügte ich mich nicht. Ich wollte von ihr hören, daß sie mich betrogen habe. Sie hauchte nur ein leises Ja. Nun

überraschte ich sie noch mit teuflischem Behagen zum Abschied mit der Nachricht, daß mir nicht der ehrenwerte Doktor, ihr Herr Schwager, sondern sie selbst ins Garn gegangen. Adieu!

Ich triumphierte. Ich hatte es doch noch erreicht: die Wahrheit hatte doch gesiegt, die Lüge lag zertreten vor mir. An einen Schlaf war kein Gedanke. Ich lief aus einer Straße in die andere, von einem Gasthaus in das andere. Hoch ließ ich die Wahrheit leben.

Am nächsten Morgen kam Helene in meine Wohnung. Sie hatte den Mut, mich zu besuchen. Abgewiesen. Ich dachte an den Anfang unserer Bekanntschaft. Mir fiel die Schwester ein, die an jenem Abend der ersten gegenseitigen Begrüßung mit ihr vor dem Theater stand. In ihrem Blick, den ich noch heute sehe, schien mir der Ausdruck des vollsten Einverständnisses zu liegen, einer schlecht verborgenen Freude über die Eroberung ihrer Schwester. Ohne es zu wollen, hatte mir Helene einmal verraten, daß sie vor ihrer Schwester kein Geheimnis habe. Also kannte diese das Verhältnis und mithin auch ihren Zustand. Dann aber mußte sie auch ihren Mann als Urheber desselben kennen. Mir war es, als ob ich erst ein kurzes Ende der Wahrheit in den Fingern hätte, als läge noch das Hauptgeschäft vor mir, ihren zarten Faden einem Riesenknäuel der Lüge zu entwinden. Was hatte ich bisher ergründet? Daß sie zu ihm in zärtlicher Beziehung stehe. Damit war seine Vaterschaft nicht anerkannt. Und die Beseitigung der Leibesfrucht! Auch

diesen Punkt ließ ich bisher ganz unberührt, obgleich ich nicht einmal ihre Absicht kannte, mithin der Tat ganz fernestand.

Ich war so sehr erschüttert, daß ich den vielseitigen Betrug nicht auf einmal durchschauen konnte. Erst nach Ueberwindung des einen allumfassenden Empfindens ging ich daran, jenen dem Inhalte, der Form und Möglichkeit der Folgen nach näher zu betrachten. Da kroch nun, wie aus einem Schlangennest, ein Ungeheuer nach dem anderen hervor, jedes für sich schrecklich genug, um mich bei seinem Anblick schon mir selbst zu rauben.

Ich forderte nun von Helene ein schriftliches Geständnis, daß ich an ihrem Zustande sowohl als an der Beseitigung desselben schuldlos sei, ihr zugleich das Versprechen gebend, gegen jeden Unbeteiligten das strengste Schweigen zu bewahren. Sie schrieb: „Ich habe keinen Grund mehr, dir zur Erhaltung meiner Liebe die Wahrheit zu verhehlen und bekenne nun, als stünde ich vor Gott, daß ich von dir schwanger wurde, die Leibesfrucht jedoch allein beseitigt habe, mithin der Mann, dem zuliebe ich soweit gekommen, daran nicht beteiligt war. Ich bin mit meinem Schwager einst aus Mitleid, weil er mich unendlich liebte, in sträflichem Verkehr gestanden. Von der Stunde an, wo ich dich kennen lernte, habe ich diesen abgebrochen. Wenn ich den Mut besessen hätte, ihm alles zu gestehen, so würde er mich augenblicklich freigegeben haben, das muß ich zu seiner Ehre sagen. Mein Herz ließ es nur nicht zu, sein Leben zu vernichten. Indem ich also

mit der Wahrheit zurückgehalten habe, trage freilich ich allein die Schuld. Für diese Falschheit verdiene ich, daß du dich nun im Zorn von mir wendest."

Wie ein Erlösungsschrei klang es mir aus diesen Zeilen, wie ein himmelhohes Jauchzen, daß sie nun endlich Aussicht habe, den Geist, den sie gerufen, für immer loszuwerden. Nur diese einzige, volle, große Wahrheit war es, die ich daraus lesen konnte und die ihr wirklich aus dem tiefsten Herzen kam. Das konnte mir aber nicht genügen. Ich bestimmte eine Zusammenkunft. Sie erschien auf die Minute. Ich stellte kurze Fragen. „Hast du mich je geliebt?" Sie schüttelte das Haupt. „Ihn aber liebst du?" Heftig schluchzend nickte sie nun mehrmals. „Du suchtest einen Vater?" Sie bejahte wieder schluchzend. „Um dich zu retten, griffst du zu diesem schändlichen Betrug und heucheltest mir Liebe?" „Nicht meinetwegen tat ich's," sprach sie leise, „nur um ihn zu retten." „Den du so unendlich liebst?" „Ja!" „Er wußte auch, daß du die Frucht beseitigt?" „Ja!" Dann ist's ja gut.

Was wollte ich noch mehr? Nun kannte ich doch die volle Wahrheit.

Dieses Geständnis, das auf mich im ersten Augenblicke befreiend und versöhnend wirkte, war bald der Reflexion ein sehr ergiebiger Boden. Ich sah mich nur mehr als ihr Werkzeug, das sie zu seiner Rettung brauchte und dann sehr schnell beiseite warf. Und *er* — das war der schrecklichste Gedanke — *er* hatte mich zu diesem Werkzeug ausersehen. Er wußte auch, daß sie die Frucht beseitigt. Und als Gefahr vorhanden

war, als der Arzt eingreifen mußte, kam sie zu mir. Helene schrieb mir auch, daß sie es allein getan, ohne jede fremde Hilfe, und das »allein« war unterstrichen. Lüge! Er war der Anstifter und Täter — er hantierte ruhig darauf los, er setzte selbst des Mädchens Leben auf das Spiel in dem Bewußtsein, mich zum Hintermann zu haben. Ich forderte auch hierin ihr volles Einverständnis. Sie sollte mir bestätigen, daß er die Folgen beseitigt habe. Auf Grund des gewonnenen Eindrucks, wie erlösend die Wahrheit auf mich wirkte, räumte sie auch dieses ein. Nun war ich mit dem Mädchen fertig, ich hatte es nur noch mit ihm zu tun und teilte Helene mit, daß ich es als meine Mannespflicht erachte, von ihm Genugtuung zu fordern. Das hatte sie nicht vorausgesehen. In ihrem Streben, sich durch die Wahrheit endlich Ruhe zu verschaffen, hatte sie ihn vergessen. Er durfte nicht erfahren, wie sehr sie ihn mir gegenüber preisgegeben. Ihre Weisheit war zu Ende, sie wußte sich nicht mehr zu helfen und schickte ihre Schwester ins Feuer. Diese kam zu mir und schien gar nicht zu begreifen, wie es nur möglich war, daß Helene sich hinreißen lassen konnte, mir solche Lügen aufzutischen. Es müsse bei ihr im Kopfe nicht mehr richtig sein. Das war natürlich nur Komödie. Sie war die Pflegerin Helenens, als diese nach dem Eingriff des Arztes das Bett hüten mußte, und Helene hatte mir gesagt, daß sie vor ihrer Schwester kein Geheimnis habe. Sie kannte den ganzen Sachverhalt genau; sie war die Dritte im Bunde der modernen »Drei«, die in der schändlichsten Gestalt das Unheil

angerichtet; sie mußte um jeden Preis Helenens Briefe wieder haben, die dieses saubere Kleeblatt ins Zuchthaus bringen konnten. Meinem Dickkopf war jedoch nicht beizubringen, daß Helene nicht bei Verstand war, als sie jene Briefe schrieb. Nun bot sie mir versteckterweise Geld an. Ich schien sie nicht zu verstehen. Sie wurde deutlicher. Umsonst! Mit meiner Dummheit war nichts anzufangen. Als schon alle Stricke rissen, griff sie zum Aeußersten: sie bot sich mir endlich selbst an, da sie, wie sie erklärte, um jeden Preis die Schwester retten müsse. Auch dafür mußte ich bestens danken, gab ihr aber das Versprechen, das ich Helenen schon gegeben, in jedem Falle die Familie zu schonen. Die Entscheidung über mein Verhalten ihrem Manne gegenüber habe ich mir vorbehalten.

Sie hatte sich gedemütigt vor mir. Entschlossen, mir die nach ihrer Auffassung erdenklichste Genugtuung zu geben, war sie bereit, sich selbst zu opfern. Es mußte sie aufs tiefste treffen, daß dieses größte Opfer, das sie bringen wollte, sie nicht zum Ziele führen konnte. Schon regte sich in mir das Mitleid. Ich sagte mir: laß die ganze Sippschaft laufen! Jedoch ich urteilte ja nur nach meinem eigenen Empfinden. War's nicht am Ende eine Falle, die man mir stellen wollte? Und wenn auch nicht, so konnte ich daraus ersehen, daß dieser »Drei« nichts heilig war, wenn die Folgen ihrer Schändlichkeit sie zu entlarven drohten. Ich erkannte deutlicher, in welchen Händen ich mich befunden; es war mir ein neuer Sporn, in der Vergangenheit zu wühlen und zu graben. Unter kleinen

Geschenken Helenens war ein Kreuz mit Blumen, und in ein Buch hatte sie ein Herz gelegt, das in der Mitte scharf gebrochen war. Das waren mir nun Symbole, deren Bedeutung ich als Ausdruck ihrer Absicht zu erkennen glaubte. Ich fragte Helene einst nach ihrem Liebesleben. Sie gestand mir, daß sie schon ein Verhältnis hatte, dem aber ihr Bruder bald ein Ende machte, ihr Bruder, der Offizier. Wenn die Beseitigung der Folgen ans Licht gekommen, wenn gar das Schlimmste eingetreten wäre, wen hätte er zur Rechenschaft gezogen? Den Kerl, den Vorstadtkomödianten, dem eine solche Tat wohl zuzutrauen war. An den Urheber derselben hätte gar kein Mensch gedacht, und der Entrüstungsschrei des Herrn Doktor wäre der lauteste gewesen. Er hätte mich ganz schonungslos der Klinge seines Schwagers ausgeliefert, der ihm auch verpflichtet war, da er ihn reichlich unterstützte. Und was wäre diesem widerfahren? Höchstens ein paar Wochen Festung. Nach mir hätte kein Hahn gekräht; die öffentliche Meinung hätte ihm noch recht gegeben. Bei Helenens erstem Kusse war für mich schon das Zuchthaus offen; während ich an ihre heiße Liebe glaubte, stand immer mit gezogenem Degen ihr Bruder hinter mir. Das wußte sie, das war der höchste Kitzel ihrer Leidenschaft, wenn sie in meinen Armen ruhte. Sie umklammerte ihr Opfer, dem schon die Schlinge um den Hals lag. Sie hat recht gut gewußt, daß, wenn ihr Zustand sich nicht verbergen ließe, die Folgen nur mich treffen konnten. Er hätte sie als die Verführte hingestellt und mich als den Verführer. Eine

Heirat, deren baldige Lösung er vor Augen hatte, um sich die Sündenfrucht zu retten, hätte mich davor bewahrt. Als ihn das Mädchen notgedrungen von meinem Verdachte unterrichtete, griff er sehr rasch zum Aeußersten. Sie kam erst gar nicht zur Besinnung. Er hielt sie als sein Opfer bereit, und mich als das Opfer beider. Wie einen Nero sah ich ihn im Hintergrunde. Und ein Kerl verfolgte mich auf Schritt und Tritt. Das war noch nicht Verfolgungswahn. In jeder Kneipe sah ich denselben Kerl vor mir. Was wollte er von mir? Helenens Briefe! Sie wußte, daß ich sie stets bei mir trug, da ich sie nirgends sicher glaubte. Was ich befürchtete, traf ein. Ich wurde nachts in der Nähe meiner Wohnung von drei Männern überfallen, unter denen ich auch wieder denselben Kerl erkannte. Nur mit knapper Not gelang es mir noch, in ein Gasthaus zu entkommen. Am nächsten Tage zog ich aus. Doch auch die neue Wohnung bot mir noch keine Sicherheit. Um diese doch wenigstens für eine Nacht zu haben, kam ich auf den Gedanken, die Briefe eingeschrieben an meine eigene Adresse aufzugeben. Am andern Morgen war ich wieder auf dem alten Standpunkt. Kurz entschlossen ging ich zu einem bekannten Justizrat, dem ich mich anvertraute. Mein ganzes Wesen überzeugte ihn so sehr von der Wahrheit meiner Worte, daß er die Briefe ungelesen, mit meinem Siegel und Namenszug versehen, zur Aufbewahrung übernahm. Noch heute, nach vierzehn Jahren, sind sie in seinen Händen. Doch nur die Beweise für die Schuld der anderen; die Beweise meiner Unschuld trug ich

lange an meinem Herzen. Nun atmete ich erleichtert auf und hielt den Zeitpunkt für gegeben, mir den Herrn Doktor vorzunehmen. Nach einigen Tagen war ich im Besitze seiner Antwort, eines abscheulichen Lügengewebes, eines in der Verdunkelung der Tatsachen und im Gebrauche dialektischer Kunstgriffe vollendeten Meisterstückes. —

Mit dem Kniffe, er wolle mit Hintansetzung seiner Person gegen seine Ueberzeugung annehmen, daß ich selbst an das glaube, was ich gegen ihn vorbringe, versuchte er sich zu rechtfertigen, indem er einfach der Wahrheit die Ehre geben wolle. Die Ueberzeugung von meiner Unwürdigkeit und moralischen Schlechtigkeit, der er auch später deutlich Ausdruck gibt, bildet die Unterlage seiner Erörterungen, um scheinbar sachlich sein zu dürfen, ohne sich eine Blöße zu geben und sich für alle Fälle den Rücken freizuhalten. Auch die Verworfenheit des Mädchens muß ihm eine feststehende Tatsache sein. Aber er wußte sie sich noch zu retten. Selbst ein noch so tief gesunkenes weibliches Wesen, schreibt er, könne Gerechtigkeit verlangen, weshalb ich die Genugtuung erlebe, daß er seine Schwägerin vor meinen nichtswürdigen Verdächtigungen rechtfertige. Ihre schriftlichen Eingeständnisse seien freilich eine Ungeheuerlichkeit, die sich aber daraus erklären ließen, daß ich auf sie Zwang ausübte. Sie für immer in meine Gewalt zu bekommen und zum willenlosen Werkzeug meiner Gelüste zu machen, das sei meine Absicht gewesen bei den Teufeleien, mit denen ich sie einzuschüchtern und zu verwirren wußte. Satan habe sich

hierin aber selbst betrogen, und in dieser Erkenntnis des Selbstbetruges liege auch die Strafe, die den Bösewicht am empfindlichsten trifft. Ich war der Bösewicht und er der Ehrenmann. Den Hauptpunkt, die Beseitigung der Folgen, berührt er nicht direkt, sondern läßt nur durch die von ihm schlau konstruierte Hinfälligkeit des dazu erforderlichen Beweggrundes auf seine Unschuld schließen. Durch die nicht hinwegzuleugnende Tatsache, daß sich das Mädchen vor mir schon einem andern genähert, gezwungen, macht er mir auch Zugeständnisse, die er aber gleich mit einer Drohung verknüpft, deren objektiver Grund allerdings auf Wahrheit beruhte. Er droht mir, daß er, wenn ich nun nicht Ruhe halte, handeln müsse. Dann aber würde auch zur Sprache kommen, daß ich das Haus des Vaters durch meine Besuche bei Tag und Nacht geschändet, wofür ihr Bruder sicher Vergeltung üben würde. Denn wenn ich auch nehmen durfte, was mir feilgeboten und aufgedrängt wurde, so durfte das immer nur in meiner Wohnung geschehen, und es sei für mich keine Entschuldigung, daß die Ehrlosigkeit des Mädchens in diesem Punkte noch größer war als die meinige. Aber er möchte alle Personen schonen und eine Sache abgetan sein lassen, die ihm die Seele zerrissen habe. Die Angelegenheit sei begraben, sofern ich sie nicht mit Gewalt in die Oeffentlichkeit zerre. Nicht aus Gnaden gegen ihn ließe ich die Sache ruhen, sondern aus der von mir erwähnten Rücksicht auf die Familie. Diesen Brief aber möge ich mit den übrigen Schriftstücken beim Justizrat hinterlegen, und damit Gott befohlen! —

Was war nun meine schlichte Wahrheit diesem Riesenbau der Lüge, Heuchelei und Verstellung gegenüber! Auf Grund seiner Stütze von seiten des Mädchens war ihm die Aufstellung dieser Behauptungen möglich, deren Hinfälligkeit ich ihm nachzuweisen suchte. Ja, ich war töricht genug, mich mit diesem geriebenen Halunken in eine längere Kontroverse einzulassen. Der schlaue Schurke hüllt sich nun in den Mantel der Frömmigkeit und wird dabei ironisch, kalkulierend, daß, wenn die Frömmigkeit nicht zieht, die Ironie vielleicht nicht ohne Eindruck auf mich bleiben würde. Er schreibt: „Verschließen Sie sich nicht der besseren Einsicht, denn das ist eine Sünde wider den heiligen Geist, und die zählt zu den Todsünden, die auch im Himmel nicht vergeben werden. Mir fällt da ein schöner Vers ein, dessen erste Hälfte ich mir gesagt sein lassen will, und dessen zweite Hälfte Sie beherzigen mögen:

Sei nicht zu hart, wir alle sind Brüder,
Aus jeglichem Herzen entquillen die Zähren,
Dieselbe Erde deckt bald unsere Glieder,
Ein mächtiger Richter wird Sühne begehren!“

Endlich bemühte sich der Herr Doktor, um was es ihm allein zu tun war, in den Besitz von Helenens Briefen zu gelangen. Durch die ganzen Vorgänge genügend über meinen Charakter unterrichtet, um zu wissen, daß mir nur die volle Wahrheit und Klarheit über eine Sache am ehesten hinweghelfen kann, setzt er voraus, daß ich dasselbe Streben auch seinerseits begreiflich finden werde, und bittet mich, indem er hervor-

hebt, daß er mir durch die volle Wahrheit die letzte Beruhigung gewährt, die Briefe des Mädchens in seine Hände zu legen. Er habe einmal ein rein psychologisches Interesse daran und komme um so eher über eine Sache hinweg, je klarer er sie durchschaue.

Ich bedauerte, ihm diesen Gefallen nicht erweisen zu können. In den höchsten Zorn versetzte mich seine Erklärung, daß er mich für einen gemeingefährlichen Wahnsinnigen halten müsse, falls ich seinen Worten nicht Glauben schenke. Wenn er unter diesen Umständen, nach den letzten schriftlichen, vollen Geständnissen des Mädchens, deren Wahrheit aus jedem Worte hervorbricht, noch derartig aufzutreten wagte: wie hätte er sich erst gezeigt, wenn ich dem Betrug nicht auf die Spur gekommen und die Sache schlecht abgelaufen wäre? Der Gedanke brachte mich zur Raserei. In grauenhaften Bildern erging sich meine Phantasie, und der Trunk, in dem ich Zuflucht suchte, war nur der Förderer derselben. Ich aß nicht mehr, ich schlief nicht mehr, ich trank nur noch und wie im Taumel stand ich abends auf den Brettern. Nun konnte mein Ruf triumphieren. Man hatte es erreicht. Ich war ein Trinker!

In diese Zeit fiel die Nachricht von Tante Resis Tod. Und in dem Augenblicke, als diese Nachricht kam, empfand ich nichts! In meinem Herzen war kein Raum für einen Schmerz um sie; der Schmerz um diese Heilige verschmähte es, zugleich mit jenen anderen Gefühlen in meinem Innern zu hausen. Das steigerte noch meinen Zorn.

Man hatte mich zur Bestie gemacht. Ich konnte nichts empfinden, nichts in jenem Augenblicke, in dem ein Herz gebrochen ist, das nur für mich geschlagen! Nach Rache schrie es laut in mir. Es zuckte schon in meinem Hirn, ihn, sie und mich zu morden. — — —

Doch der Verstorbenen Geist stand schützend über mir. Der Schmerz über das Nichtempfinden jenes Schmerzes war nur Uebergang. Er reinigte mein Inneres erst, er fegte erst den Unrat fort, um einem reinen, großen, heiligen Gefühle eine würdige Stätte zu bereiten. Höhere Gewalten wirkten auf mich ein. Es trieb mich in die Einsamkeit. Weinend sank ich auf die Knie, und in Wolken gehüllt sah ich eine heilige Dreifaltigkeit, meinen Vater in der Mitte seiner geliebten Schwestern, die segnend die Hände über mich ausbreiteten und mir tröstend zuriefen: Du hast doch uns! Ist dir unsere ewige Liebe nicht genug? Harre aus! Wir haben mehr gelitten als du!

— — — — — — — — — — —

Ich schickte dem Doktor seinen letzten Brief ungeöffnet ohne jede Begleitzeile zurück. Bald darauf war er mit Frau und Schwägerin für immer aus Berlin verschwunden. Ich habe nie mehr etwas von ihnen gehört.

Auf und Nieder.

1897—1904.

Der Alte vom Berge. — Mein Kassenstück. — Die kleine Theateragentur. — Kunstfahrten. — Dilettanten. — Der Bäckergeselle als Direktor. — Rezitationszuhörer. — Bräutigam. — Hausbesitzer in spe. — Das Ende der Herrlichkeit. — Tournee. — Wieder in Rußland. — Dramaturg. — Der verhängnisvolle Wolf in »Rotkäppchen«. — Gelegenheitsdichter. — Möbelhändler. — Versicherungsagent. — Teilungsdirektor. — Der Ueberfall.

Nach dem Tode ihrer heißgeliebten Schwester hatte Tante Resi noch eine schwere Leidenszeit durchzumachen. Dann fand sie im Elisabethinerkloster ein Plätzchen und hauchte in den Armen der frommen Schwestern ihr Gott geweihtes Leben aus. Ich dankte der Oberin aus vollstem Herzen für die Liebe und Sorgfalt, durch die es der Armen, Schwergeprüften vergönnt war, den Rest ihrer Tage in seliger Ruhe und Abgeschiedenheit zu verbringen.

— — — — — — — — — — —

Ich vertiefte mich nun mit Eifer in Platos Schriften. Mein metaphysisches Bedürfnis unterdrückte alle niedrigen Begierden und Neigungen, die nur bei heftigen Gemütsbewegungen und dem Mangel geistiger Nahrung in den Vordergrund traten. Ich mied den

Trunk wieder gänzlich. Ein Streit mit dem Bruder des Direktors, den er im Rausche vom Zaun gebrochen, riß mich wieder aus meinem Streben und zwang mich, ein Engagement nach Neu-Ruppin anzunehmen. Der Direktor war ein großer Schwindler, von dem ich mir in einem Monat nur mit Mühe und Not vierzig Mark herausholen konnte. Ohne Sachen fuhr ich wieder nach Berlin. Hier eilte ich vom Bahnhof schnurstracks zum »Alten vom Berge«.

Diesen charakteristischen Beinamen trug mein Freund, der alte Possen- und Gelegenheitsdichter Otto Mylius, der zugleich eine kleine Theateragentur führte. Er war der Sohn eines Pastors. Nachdem er einige Semester Medizin studiert, ging er aus Neigung zur Bühne. Sehr bald erkennend, daß die Bühne nicht sein eigentliches Feld sei, ließ er sich in Berlin nieder und schrieb mehrere Possen, die am ehemaligen Wolters-dorf- und Luisenstädtschen Theater mit Glück aufgeführt wurden. Vermöge seines glänzenden Humors war er zum Possendichter geschaffen; leider hat er es versäumt, der Zeit zu folgen. Er war auch der Dichter des »Kornblumenliedes«, das sich zu Zeiten Wilhelms des Ersten großer Popularität erfreute. Mylius war ein seltenes Original. Dabei gutmütig bis zum Aeußersten. Lange Zeit lebte er mit seinen zwei Schwestern zusammen. Nachdem die eine gestorben, und die andere, für deren Tochter er späterhin wahrhaft väterlich sorgte, auf Staatskosten in ein Sanatorium geschafft worden war, erreichte sein sonderlicher Lebenswandel den Höhepunkt, was ihm den eben erwähnten

Beinamen eintrug. Seine näheren Freunde nannten ihn auch »Onkel Otto«.

Der erste Weg jedes in Berlin angekommenen kleinen Komödianten war zum »Alten vom Berge«, bei dem er, wenn alle Stricke rissen, auf dem Sofa ein Nachtlager fand, weshalb sein bescheidenes Heim, das aus einem und nur selten aus zwei Zimmern bestand, unter uns die Bezeichnung »Hotel Mylius« führte. So manchen armen Teufel hat er oft wochenlang durchgefüttert.

Er kochte sich sein Essen in der Regel selbst. Wer bei ihm wohnte, mußte als Aequivalent das Mädchen für alles spielen, Eßwaren einholen, die Stube fegen usw. Nach dem Essen lief er, wie gehetzt, in seine nahegelegene Stammkneipe, die zeitweise zugleich von 12—2 Uhr »die Börse« der kleinen Schauspieler war. „Nun, Onkel Otto, gebt Ihr noch einen aus?" „Ein Seidel und einen kleinen!" bestellte Mylius. Gleich kam ein zweiter, dritter. Oder: „Habt Ihr nicht 20 Pfennig für mich übrig?" Er gab, worauf sogleich ein anderer rief: „Mir könnt Ihr auch bis morgen 50 Pfennig pumpen!"

Wenn es ihm zu bunt wurde, sprang er plötzlich auf und lief in seinem schwarzen Zylinder — ich sah ihn nie ohne diesen — die Hände um die Ohren schlagend, zur Türe hinaus.

Nach dem Nachmittagsschläfchen dichtete er. Gegen Abend fanden sich »die Brüder« bei ihm ein, wo jeder sein Herz ausschütten konnte. Es gab oft eine sehr bunte Versammlung. Man hätte ihn den Vater der armen Schauspieler nennen können. Erst um Mitter-

nacht begann seine eigentliche Ausgehstunde. Allein, oder in Begleitung eines »Hotelgastes« wanderte er unter den Linden auf und ab, besuchte noch eine Stammkneipe und trat gegen 2 Uhr den Heimweg an.

Mylius nahm mich äußerst gastfreundlich auf. Die Not brachte mich auf den Gedanken, die damals gerade aktuelle »Anna-Simon-Affäre«, die sich bekanntlich in Sofia abgespielt, zu dramatisieren. Um auch meinem Freunde als Gegenleistung einen Verdienst zu verschaffen, schlug ich ihm eine Kompagniearbeit vor, worauf er mit Freuden einging. Jeder sollte die Hälfte der Tantiemen erhalten. Ich schrieb das Stück, er lieferte die Texte zu den Musikpiecen und half dem Humor auf die Beine. In wenigen Tagen war das Meisterwerk fertig, für das ich sofort in Herrn Direktor M . . . . . einen sehr bereiten Abnehmer fand. Als letzte Frage, die mir indessen äußerst kitzlig schien, kam die Zensur noch in Betracht. Erst nach einer gründlichen Umarbeitung gelangte ich in den Besitz der heißersehnten Genehmigung. Nach einem langen Hin und Wider bot mir der Direktor nebst Streichung einer alten Schuld aus früheren Jahren für das Stück ein- für allemal 200 Mark. Ich sagte ja, nahm die nach Abzug des während der Umarbeitung und wochenlangen Ringens um die polizeiliche Genehmigung zum Leben gebrauchten Vorschusses noch übrigen 120 Mark, gab meinem Freunde die ihm gebührende Hälfte von 100 Mark und sah mich am Ende des heißen, aufregenden Kampfes im glücklichen Besitze von — 20 Mark.

Freilich war die Arbeit mit dem erwähnten Betrage bezahlt. Nur die äußeren Umstände waren schuld, daß ich sozusagen mit leeren Händen ausging. Immerhin hätte ich, wie jeder andere, Anspruch auf Tantiemen gehabt, um so mehr als das Stück vor ausverkauften Häusern eine hohe Zahl von Aufführungen erreichte. Direktor M . . . war indessen noch mein bester Zahler.

Als Schauspieler hatte ich es meistenteils nur mit der Unredlichkeit kleiner, selbst in bedrängter Lage lebender Direktoren zu tun, nun lernte ich die Ausbeutungssysteme auf geschäftlichem Gebiete in allen Arten kennen, denen mein materielles Elend stets als wesentliche Unterlage diente. Nur von meinem idealen Streben erfüllt, habe ich in der törichten Hoffnung, einen pekuniären Erfolg als Mittel zum Zwecke erzielen zu können, durch eine ganz ansehnliche Zahl sogenannter Kassenstücke mein Scherflein zur Geschmacksverirrung des Publikums nach Kräften beigetragen, ohne etwas zu erzielen. Nach vollbrachter Arbeit war ich oft nicht imstande, die während derselben gemachten Schulden zu bezahlen. Ich sah mich nicht selten gezwungen, in der Umgegend zu spielen. O schreckliches Los, sich in der Umgegend Berlins als Schauspieler sein Brot verdienen zu müssen! Schrecklicher, wenn man noch froh sein muß, es sich da verdienen zu können.

Von einer Theateragentur dritten Ranges wird man auf einer Karte zum Besuche aufgefordert. Auf die Minute ist man da, ganz überrascht, schon jeden Stuhl besetzt zu finden. Flüsternd fragt man sich gegen-

seitig, was denn los sei. Jeder zuckt die Achsel, während das im Vorzimmer sitzende Faktotum sich in geheimnisvolles Schweigen hüllt: Das Engagement könnte hinter dem Rücken der Agentur abgeschlossen werden, wodurch diese um ihre Prozente käme. Nach oft stundenlangem Warten erscheint endlich der Herr Direktor. Gnädig mit dem Haupte nickend, stolziert er ins geheime Kabinett. Aber — ach! Der Herr Direktor hat seinen Bedarf schon anderswo gedeckt und sucht nur einen noch, der als Graf Trast studiert ist. Leise fluchend — ich schimpfte in der Regel laut — ziehen die andern von dannen, nachweinend dem letzten Groschen, den sie für die Fahrt geopfert. Ja, die Agentur muß sich die Kundschaft des Herrn Direktors zu erhalten suchen, der pro Stück 25—50 Pfennig bezahlt, die oft dem Mitgliede noch abgezogen werden.

Der erbärmlichste Stümper wird, wenn er nichts kostet, dem guten Schauspieler vorgezogen. Das Honorar beträgt 4—8 Mark pro Vorstellung. Jede Kunstfahrt nimmt 8—10 Stunden in Anspruch. Zieht man die Proben und das Lernen mit in Rechnung, was manchmal noch mehr Zeit erfordert, so ergibt sich ein Verdienst von 10—20 Pfennigen in der Stunde. Nach der Ankunft in Tripstril wandern die Heroinen und Tragöden mit Paketen und Schachteln bepackt durch die Straßen, wie die Kamele durch eine trostlose Wüste. Das kennt man schon nicht anders. Wenn aber der arme Teufel erst merkt, daß er selbst die paar Groschen, auf die sich tagelang sein ganzes Denken und Fühlen konzentrierte, nicht bekommen werde, wenn

er erst durch den Vorhang guckt und guckt, ob nicht noch einer kommt und noch eine, durch deren Erscheinen ihm doch die Aussicht bleibt, seinen Hunger zu stillen! O grauenvolles Bild des Schmierenelends! Wo bleibt da die Lust zum Spielen? Wenn der Jammerlappen hochgeht, entrollt sich erst das wahre Bild des Jammers.

Oft sind die Direktoren dieser Kategorie aktive oder gewesene Handwerker, nur aus ihrer eigenen Regie hervorgegangene Koryphäen deutscher Schauspielkunst. Naturgemäß ist die Eitelkeit und Spielwut dieser Dilettanten um so größer. Freilich gibt es auch hier seltene Ausnahmen. Ich habe sehr befähigte Dilettanten kennen gelernt, deren Zuverlässigkeit besonders geschätzt werden muß, während der in solchen Verhältnissen auch moralisch verkommene Schauspieler sich kein Gewissen daraus macht, eine Vorstellung durch sein Nichterscheinen zu stören, wenn ihm von anderer Seite eine Mark mehr geboten wird. Diese Gewissenlosigkeit hängt allerdings mit der Handlungsweise der Direktoren zusammen. Von einem dieser Herren erzähle ich folgendes Geschichtchen.

Der artistische Leiter des Sommertheaters in Schmargendorf zankte sich einmal mit seiner Geliebten, wobei diese schrie: „In der Woche bäckt er und Sonntags is er Direktor.“ Ich erkundigte mich nach seiner Adresse und klingelte am nächsten Tage an. Zwischen dem Chef meines Herrn Direktors und mir fand nun folgendes Gespräch statt: „Hier Bäckermeister Heinze. Wer dort?“ „Schauspieler Clefeld. Herr Direktor Rieger-Rothmühl zu sprechen?“ „Ach wat, Direktor!

Der Mann is mein Jeselle und ick verbitte mir det Jeklingle! Schluß!" Später soll er sich einen Bäckerlehrling, der ihm 200 Mark geborgt, zum Associé erkoren haben.

Vergeblich griff ich auch zu meinem alten Rettungsanker, dem Rezitieren. Ich deckte mit der Einnahme nur knapp die Kosten. Was mir auf diesem Gebiete aktiv nicht gelingen wollte, schien passiv nicht ganz ausgeschlossen. Ein Schöngeist, der außer seinem natürlichen Talente von seinem Vater noch weit größere geerbt, lud mich ein, ihn zu besuchen. Als ich eines Morgens großen Hunger hatte, ging ich hin. Er las mir Ibsens »Brand« vor. Trotz meiner großen Verehrung Ibsens hätte ich ihm diesmal eine Schinkenstulle vorgezogen. Als er mit »Brand« zu Ende war, erbot er sich in edler Gastfreundschaft, mir »Die Walküre« vorzulesen. Ich erhob mich, sehr bedauernd, daß ein dringendes Geschäft mich zwinge, mir diesen Hochgenuß zu versagen. Er drückte mir ein Zehnmarkstück in die Hand. Wenn das meinen Verlust nicht decke, wäre er bereit, mir mehr zu geben. So unbescheiden war ich nicht. Mit Aschingers Speisekarte beschäftigt ließ ich mir »Die Walküre« versetzen und nach dieser den »Peer Gynt«. Es war glücklich zehn geworden. Ich staunte ihn fortwährend an, weniger ob seiner Kunst, als daß er keinen Hunger spüre. Ha, endlich doch! Er lud mich zum Abendessen, das ich mit dem Bewußtsein einnahm, es mir sauer verdient zu haben. Nach dem Essen sagte er, in die Seitentasche greifend, daß er noch etwas ganz Besonderes für mich habe, einen Genuß,

den er mir bis zuletzt aufsparen wollte. Aha, eine Havanna, dachte ich. Die Feinschmeckermiene, mit der er diese Worte sprach, ließ mich auch ein ganz besonderes Kraut erwarten. Aber ach, es war was anderes, ganz was anderes, dessen Anblick mich in diesem Augenblicke schaudern machte: »Wenn wir Toten erwachen«, der neueste Ibsen, den ich noch kennen lernen müsse — unbedingt. Und da half kein Widerstreben. Als das letzte Wort gefallen, war ich wirklich schon halb tot. Erst in der frischen Morgenluft kam ich wieder zur Besinnung.

Nun war es fast, als hätte mich mein Geschick zu einer kleinen Abwechselung als Medium für Verrückte ausersehen. Ein Bekannter teilte mir mit, daß seine Frau eine sehr vorteilhafte Heirat für mich wisse. Eine reiche Witwe, freilich schon ziemlich bei Jahren, wäre vielleicht nicht abgeneigt, mir ihre Hand zu reichen. Freunde und Bekannte gratulierten mir zu diesem Glücksfall, meine Zusage für selbstverständlich nehmend, so daß ich gar nicht mehr zu widersprechen wagte, um nicht als einer dazustehen, dem trotz Fortunas höchster Gunst doch nicht zu helfen wäre. Ich beschwichtigte meine Bedenken und den nicht geringen Widerwillen gegen eine solche Geldheirat durch die Hoffnung, auf diesem Wege mein so lange beabsichtigtes Streben noch am ehesten realisieren zu können. In der Erwägung, daß diese Frau nach der ihr schon gegebenen Schilderung meiner Lage sich doch entschließen könnte, mir ihre Hand zu reichen, sah ich mich auch bestimmt, ihr einen Grad hochherziger Gesinnung zu-

zuschreiben, der Häßlichkeit und Alter in den Schatten stellen mußte. Ich glaubte, daß sie einen armen Menschen in seinem Streben fördern wolle; ich sah ein liebes, gutes Menschenantlitz, aus dessen Auge Herz und Geist sofort zu meinem Herzen sprechen würden. In einem Kaffeehause wurde ich der mir Auserkorenen, die zu diesem Zwecke nach Berlin gekommen, von ihren Freundinnen vorgestellt. Wo waren meine Illusionen! Aus starren, welken Zügen sprach keine Spur von Nächstenliebe; nur die Selbstsucht grinste mir entgegen, und ein kleiner, dicker, kugelrunder Körper ergänzte den konträren Gegensatz des von mir entworfenen Bildes. Als während eines langen Schweigens kleine Katzenaugen durch eine goldene Brille scheu zu mir herüberblickten, fühlte ich mich wie versteinert. Und ich hatte keine Lust, auf meine alten Tage zur Statue zu werden. Sie schien auch meinen Blick nicht zu vertragen. Bald neigte sie ihr Köpfchen seitwärts. Meduſa schämte sich ihrer Frühlingsgefühle, die mit Ausschluß jeder edleren Regung im Busen der Sechzigjährigen das Verlangen nach einem verhältnismäßig noch jungen Manne reiften. Sie fühlte, daß ihre Regung mächtiger als ihr Geiz; es erfaßte sie ein Grauen, daß sie sich entschließen könnte, ihr selbst ein Glied von ihrem Götzen Reichtum aufzuopfern. Schaudernd dachte ich an die mir vom heiligen Ehestande auferlegten Pflichten, an meine Unfähigkeit, sie auf vorhandener Unterlage erfüllen zu können, und unermüdlich war wieder meine »ewig bewegliche, immer neue Göttin Phantasie«, ein Bild zu entwerfen, vor dem der Teufel selbst die Flucht er-

griffen hätte. Ich hielt stand; ich war gezwungen, standzuhalten. Man hatte mich schon unterstützt, um entsprechend auftreten zu können. Wenn sie auch meine Armut kannte: Der Bräutigam der reichen Witwe mußte in der Lage sein, anfänglich wenigstens, den Kavalier zu spielen; er brauchte so viel Eau de fleur, um den Geruch der Armut zu verbergen. Was hätte meine Gönnerin, die nur mein Glück im Auge hatte, wohl gesagt, wenn ich die Flinte gleich ins Korn geworfen hätte! Als sie allein zurückgeblieben, schilderte sie ihre Jugendzeit in weichen Flötentönen, und nicht ohne Rührung blieb ich, als sie mit leisem Schluchzen erzählte, daß sie als Kind vor Hunger die Milch der Katze ausgetrunken. Ich sagte mir, daß eine so freudenlose Kindheit auf ihr Gemüt nicht ohne Einfluß bleiben konnte und sie in Ansehung des Zufalls, dem sie ihren Reichtum zu verdanken hatte, Befriedigung darin erblicke, mich in gleicher Weise meiner Armut zu entheben. Ich war völlig umgestimmt. Ein großer Irrtum hatte diese Umwandlung vollzogen. Nur auf dem seltenen Grunde reichster Herzensfülle wird der Emporkömmling sich der Armut nicht verschließen. Der Umschwung seiner Verhältnisse ohne jene Unterlage wird ihn nur noch mehr verhärten. Er kannte einst die Armut so genau, daß die Erinnerung an die Bekanntschaft schon sein Entsetzen wachruft. Dem Elend gegenüberstehend, wird die Vergangenheit lebendig, die im Verhältnisse zu seinem jetzigen Glanze ihm noch schrecklicher erscheint. Deshalb trifft es auch so selten zu, daß der Emporkömmling demjenigen hilft, mit dem er

einst ein großes Elend durchgemacht. Wenn er sich auch dem Reichen gegenüber mit seiner einstigen Lage brüstet, so will er doch nicht gleichsam in persona von der Vergangenheit gemahnt sein. Das gibt schon seine Eitelkeit nicht zu. Es ist mir auch nicht entgangen, daß diese Frau, sobald sie auf ihr Einst zu sprechen kam, sich nie in meiner Nähe ganz frei und sicher fühlte; sie traute nie dem armen Teufel ganz, als ob seine Gegenwart dieses Einst heraufbeschwören könnte. Alle hin und wieder auftauchenden Zweifel und düsteren Reflexionen verscheuchte aber die Hoffnung auf freie Mußestunden. In der Absicht, mir ihre Freundschaft zu erringen, spielte ich die höchst lächerliche Figur eines Liebhabers. Es war im Oberstübchen nicht mehr ganz richtig. Täglich kam ich mit einem Blumenstrauße an. Neckisch nahm ihn die Alte entgegen, die im Gefühle wieder erwachter Jugend auch manchmal vor dem Spiegel ein kleines Tänzchen riskierte. Ich blieb fest. Froh, wenn ich nicht zu reden brauchte, gab ich mich beim Kaffeeklatsche als andächtiger Zuhörer, bis ich mein Bräutchen ins Theater führte. Dann soupierten wir zusammen. Erst gegen zwei Uhr morgens, nachdem ich meine süße Last nach Hause transportiert, war mein Tagewerk vollbracht, von dem ich mich in vollster Würdigung der überstandenen Strapazen nun aber auch erholen mußte. Mit Genugtuung auf einen kleinen Schritt nach vorwärts blickend und voll Entsetzen an des nächsten Tages gleichen Inhalt denkend, trank ich ein Gläschen nach dem anderen, bis ich so gegen sechs nach Hause wankte.

Im Hintergrunde wankten Kant und Plato. Gegen zwei erhob ich mich wie ein zur Tortur Verdammter, um dann mit einem Sträußchen in der Hand mein Tagewerk von neuem zu beginnen. Der Lohn für meine Zärtlichkeiten ließ nicht lange auf sich warten. Bald überraschte mich mein Täubchen mit der Nachricht, daß sie ein Haus gekauft. Ich und Hausbesitzer! Es fiel meinem Hirn nicht leicht, diese beiden Begriffe zu verknüpfen. Mich quälte die Befürchtung, daß ich mit meiner Frau hinsichtlich der Hausverwaltung in manchem Punkte nicht ganz harmonieren würde. Ich sah auch schon das ganze Hinterhaus an meine Freunde vermietet und überlegte meinen Beistand bei ihrem Ausrücken, falls die Alte herzlos genug sein sollte, die Bezahlung der Miete zu verlangen. Ich war schon jetzt nicht mehr imstande, ihr etwas recht zu machen. Je näher die entscheidungsvolle Stunde rückte, desto mehr fand sie an mir auszusetzen. Der zukünftige Hausbesitzer brauchte noch manche Unterweisung. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, wenn sie es unter vier Augen tat; sie aber liebte es, mich coram publico zurechtzustutzen und mir hauptsächlich in der Straßenbahn ihre Standpauken zu halten, die mir schon mehr wie ein Apell an etwa noch anwesende Heiratskandidaten klangen, sich einer armen reichen Witwe und tief beklagenswerten Braut zu erbarmen. Zum allgemeinen Jokus saß ich da mit dem Brandmal auf der Stirne, daß Hopfen und Malz an mir verloren. Ich ertrug es in Geduld, schon meiner lieben, guten Gönnerin wegen. Als sie mir aber einmal in später Nacht-

stunde auf dem Heimwege sagte, daß sie es erst ein Vierteljahr, in dem ich bei ihr wohnen solle, mit mir probieren wolle, war mein Geduldsfaden gerissen. „Und wenn Sie bis zum Halse in Millionen stecken, müßte ich doch bestens danken." Stechende Blicke trafen mich durch die goldene Brille. Mir schauderte vor diesem Leckerbissen der Ichneumonen; ich bewunderte des indischen Gauklers Kunstfertigkeit, Naja zu zähmen.

Als ad acta gelegter Bräutigam spielte ich meinen Freunden gegenüber keine glänzende Rolle, während meine Gönnerin, die es so herzlich gut gemeint, nicht sehr erfreut darüber war, die bei dieser Angelegenheit am meisten in Mitleidenschaft Gezogene gewesen zu sein.

Ich hatte meine Kräfte überschätzt und flößte meine Zuversicht auch anderen ein. Nur um mein Möglichstes getan zu haben, machte ich noch den Versuch, mich mit der alten Koketten zu versöhnen, im Grunde meines Herzens wünschend, daß sie sich nicht dazu herbeiläßt. Sie tat mir den Gefallen. Ein Alp wich nun von meiner Brust. Die Narrenposse war zu Ende. Nein, das wäre nie der Weg gewesen, zu Kant und Plato zu gelangen.

Nach einiger Zeit las ich in verschiedenen Zeitungen die Heiratsgesuche einer älteren Witwe. Alle Angaben paßten genau auf meine Gewesene, weshalb ich einen meiner Freunde veranlaßte, scheinbar darauf zu reagieren. Sie war es wirklich. Mit voller Namensunterschrift hatte sie ein Rendezvous für den nächsten Tag bestimmt. Ich verzichtete auf den Triumph, dort zu erscheinen.

Ich stand mit meiner Armut bald wieder auf vertrautem Fuße und fand nach mehreren Wochen Engagement bei einer Schauspieltournee. Meine nach und nach auftauchende Vermutung, daß die aus drei Teilnehmern bestehende Direktion ein Spielerkonsortium sei, das unter dem Deckmantel eines Theaterunternehmens sich auf einer Tournee Gimpel fangen wolle, wurde mir bald bestätigt. Ich reiste sofort nach Berlin. Hier schickte mich ein Agent zu der bereits im Gange befindlichen »Sandrock-Tournee« unter Direktor Zeller, die ihren Weg nach Rußland nahm. Ich mußte in Köln eintreffen. Mein erster Weg war in den Dom. Mächtig wirkte dessen schmucklose Majestät auf mich ein. Die feierliche Stille stimmte mich zu einem heißen Gebete für meine verstorbenen Lieben.

Für mich selbst habe ich, soweit ich mich erinnern kann, seit meiner Kindheit nicht gebetet.

Ganz anders war mir beim Eintritt in die Peter-Paulskirche in Petersburg. Der schreiende Prunk konnte mich nicht erheben. Ein unheimliches Grauen durchlief mich. Ich hätte hier nicht beten können. Mir war es, als hörte ich aus der gegenüberliegenden Festung die Flüche politischer Verbrecher hinunterdonnern in die Zarengrüfte. Ich stimmte ein »Te deum« an, als ich wieder das blaue Himmelsdach erblickte.

Erst lange nach meiner Ankunft in Rußland erfuhr ich, daß uns die Tournee auch nach Lodz führen werde, woraus mich einst Sibiriens Schreckbild zu schneller Flucht getrieben. Je näher wir dieser Stadt gerückt, desto schrecklicher ward mir zumute. Endlich vertraute ich

mich dem Direktor an, der mir den Trost gab, daß die Sache wohl schon längst vergessen und schlimmstenfalls mit einem dem Polizeimeister in die Hand gedrückten Hundertrubelschein zu erledigen wäre. Das hätte meine Ersparnisse schon bei weitem überstiegen. Mir blieb nichts übrig, als ruhig abzuwarten. Nach einem ungefähr achttägigen Aufenthalte in dieser Stadt nahm jedoch die Tournee politischer Unruhen wegen ein plötzliches Ende. Als ich deutschen Boden unter den Füßen hatte, entschädigte mich für den durch die kürzere Dauer des Engagements erlittenen Verlust das Gefühl einer doch relativen Freiheit. Ich war froh, dem mir verhaßten Rußland wieder einmal glücklich entronnen zu sein.

Schon während dieser Tournee war ich mit dem Direktor F . . . in H . . ., der hauptsächlich einen Dramaturgen suchte, in Unterhandlungen getreten. Allen Geschäftsbriefen waren als Postskript die Grüße des mir bekannten Oberregisseurs und Bureauchefs beigefügt, weshalb ich annahm, daß ich das endlich perfekt gewordene Engagement hauptsächlich seiner Fürsprache zu verdanken hätte. Diese Vermutung sprach ich beim Eintreffen dem Direktor gegenüber aus, der mich zu meinem Erstaunen auf deren gerades Gegenteil hinwies. Der Oberregisseur sei nichts weniger als mein Freund, weshalb er es mir anheimstelle, meinen eigenen Weg zu gehen. Ganz im Vertrauen teilte er mir sogar mit, daß er mich an dessen Stelle setzen wolle; er gab mir zu verstehen, daß es ihm darum zu tun sei, jenen loszuwerden; es war in meine Hand ge-

geben, ihn auf geschickte Weise zu entfernen. Dazu war ich nicht der Mann. Ich gönnte ihm von Herzen seine Stellung, wenn er mir nur das Leben gönnte. Er hat mir leid getan; es drängte mich, ihm mein Inneres zu offenbaren; er sollte überzeugt sein, daß er mich nicht zu fürchten habe. Mich nach sich selbst abschätzend, war er jedoch nicht fähig, mir sein Vertrauen zu schenken. Nach meiner Achillesferse spähend, legte er mir einen Fallstrick nach dem andern, denen ich noch immer glücklich zu entgehen wußte. Später durchschaute ich erst sein Verhältnis zum Direktor. Der Mitwisser und Förderer der Machinationen, deren F . . . bedurfte, um sich vom armen Teufel zum reichen Manne emporzuschwingen, war ihm sehr unbequem geworden; er wollte ihn auf gute Art entfernen. Mit des Experimentierers Feuereifer griff er nun nach mir, um mich als Mittel zur Lösung dieser lästigen Verbindung zu gebrauchen.

Als ich dem Direktor ein nach seinen Angaben in einigen Tagen angefertigtes Stück überreichte, das seinen vollsten Beifall fand, war ich in jeder Hinsicht obenauf. Er zeichnete mich überall aus und erging sich über mich in den glänzendsten Lobreden. Einen solchen Menschen hätte er noch nie gehabt.

An einem heißen Sommertage wurde dieses Stück zum ersten Male aufgeführt. Das Haus war selbstverständlich leer. Aehnlich ging es mir mit allen übrigen Stücken. Als hätte der Herr Oberregisseur eifrig die Wetterprognose studiert, erlebten sie ihre Premiere an durch Glühhitze theaterfeindlichen Tagen, oder er wußte es so einzurichten, daß nach dem Durchfall eines mit

großer Reklame angekündigten Stückes von einem anderen Verfasser ohne Sang und Klang eines von mir herauskam. Der Zusammenhang des Eintritts heißer Witterung mit meinen Premieren verschaffte mir bei den Kollegen den Spitznamen »Laubfrosch«, während der abergläubische Direktor mich als »persona piacularis« nur noch mit scheuen Blicken maß. Plötzlich war er mit seinem Oberregisseur wieder ein Herz und eine Seele. Im Vergleiche mit meiner bekundeten Tölpelhaftigkeit zeigten sich seines Getreuen Vorzüge in einem nur noch stärkeren Lichte. Was ich nie hätte fertigbringen können, war jenem nur ein Kinderspiel. Es kostete ihm einen Griff, mir das Genick zu brechen. Und das war ein erprobter Kunstgriff, der, wie die Erfahrung zeigt, bei allen Henkersknechten der Bühne in gar großem Ansehen steht und sich bei mir nun schon zum zweitenmal bewährte. Nach einer achtmonatigen Tätigkeit als Schauspieler, Regisseur und Dramaturg, als welcher ich nebst einigen Umarbeitungen sechs neue Stücke von 5—6 Akten geschrieben, gab man mir in Görners »Rotkäppchen« abermals die Rolle des Wolfs. Nach Zurückweisung derselben erhielt ich folgende Zuschrift:

„Nachdem Sie sich geweigert haben, die Rolle des Wolfs in »Rotkäppchen« zu spielen, haben Sie den mit mir abgeschlossenen Vertrag gebrochen und teile ich Ihnen hierdurch mit, daß Sie aus dem Verbande meines Theaters definitiv entlassen sind."

Meine Eröffnung, daß ich in gleicher Angelegenheit einen Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte,

blieb auf den Direktor nicht ohne Eindruck. Schon schien der Umstand, durch einen Zufall über seines Matadors mißglückten Schelmenstreich triumphieren zu können, die Strahlen seiner Gunst, die ohne Ansehung der in Gebrauch gezogenen Mittel stets nur den Obsiegenden beglückte, abermals auf mich zu werfen, als ich von meinem Freunde folgende Zeilen erhielt: „Laß die ganze Bande schießen, Ernstl, und komme zu mir!" Einen mageren Vergleich selbst vorschlagen, die Sachen packen und abreisen war das Werk eines Augenblicks. Hinterher machte ich mir Vorwürfe, da sich der Direktor, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, gar bald entschlossen hätte, mir die Gage für den Rest der Saison zu zahlen. Aber ich wußte mich zu trösten. So und nicht anders konnte ich handeln. Was war mir der materielle Verlust im Bewußtsein des Motivs, das mich geleitet! Es war mir klar, zwar wider die gesunde Vernunft, aber meinem innersten Wesen gemäß gehandelt zu haben.

Ich war wieder in Berlin. Bei einem Bekannten fiel mir Rousseaus »Emil« in die Hände, den ich mit größtem Eifer las. Ich spielte da und dort und schrieb auf Bestellung mehrere Einakter.

Zu dieser Zeit lernte ich einen eifrigen Nietzscheaner kennen, durch den ich die erste oberflächliche Bekanntschaft mit Nietzsche machte, wobei es auch geblieben ist, da seine Lehre, abgesehen von den inneren Widersprüchen, meiner später gewonnenen philosophischen Einsicht schnurstracks zuwiderlief. Für seinen Wiederkunftsgedanken und das Sinnlichkeitsideal des

Uebermenschen, „als Richtungswerte der Emporbildung des Selbst," fand ich einen meiner intelligiblen Maxime adäquaten, ungleich höheren Ersatz in der Idee der Freiheit.

Auf meine Anregung gründete der erwähnte noch scheinbar in guten Verhältnissen lebende Nietzscheaner ein literarisches Bureau, das wir gemeinschaftlich betreiben wollten. Nach der ersten Annonce kam er morgens ins Bureau gestürzt, in der sicheren Erwartung, daß die Besteller von Gelegenheitsdichtungen sich bereits totdrücken würden. Der erwartete Goldregen trat nicht ein. Nach vierzehn Tagen pfiff unser Unternehmen auf dem letzten Loche; nach einem Monat hatte es das Zeitliche gesegnet.

Das Mißlingen dieser Sache tat unserm guten Einvernehmen keinen Abbruch. Der Kantianer harmonierte prächtig mit dem Nietzscheaner, der ersteren als Erbauer von Luftschlössern noch weit übertraf. Phantastische Unternehmungen hatten sein Vermögen verschlungen, weshalb er seine herrschaftliche Wohnung aufgeben mußte. In ähnlicher Lage befand sich sein Schwager, so daß nun die glänzende Einrichtung beider zum Verkaufe bereitstand. Als dazu wesentlich geeignete Person hatte man mich ausersehen; man hatte mein Talent entdeckt: ich wurde Möbelhändler. In einem in Berlin W. gemieteten Laden verkaufte ich Möbel mit ganz ungewohntem Glücke, während ich mir im Hinterraume über den »Schematismus der reinen Verstandesbegriffe« lange vergeblich den Kopf zerbrach. Mit Schopenhauers »Satz vom Grunde«, zu dem ich

leider erst jetzt gegriffen, hatte ich in der Philosophie den ersten sicheren Halt gewonnen. Nach zwei Monaten erreichte meine Seligkeit ihr Ende. Schweren Herzens half ich die von mir als Bett benutzte Chaiselongue, an die sich mancher schöne Traum, die Erinnerung hoffnungsreicher Stunden knüpfte, als letztes Stück auf den Wagen laden.

Was nun? Mir blieb keine große Wahl. Ich wurde Agent für Volksversicherung. Wenn jemand lacht: ich lache mit. Es flößte mir nur Achtung ein, wenn mir die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde, als eine Kundgebung der Freiheit, auf die ich eben ein Attentat verüben wollte. Die große Ueberredungskunst, die mir allein den fremden Willen gefügig machen konnte, erschien mir bald wie eine fortgesetzte, nur auf Schleichwegen erzielte Ueberrumpelung der Gesinnung meines Nächsten. Die Dummheit, sonst meine erklärte Feindin, wurde mir zur zuverlässigen Genossin. Als mir nach einigen Tagen meiner Tätigkeit ein junges schönes Mädchen, aus dessen hellen blauen Augen Menschlichkeit und Milde sprachen, kurzerhand den Weg gezeigt, den Meister Zimmermann gelassen, hingen im nächsten Augenblicke Amt und Titel schon am Nagel. Es machte auf mich ganz den Eindruck, als hätte sie nur dem Gebote der Menschlichkeit gehorcht, sich einer Plage der Menschheit zu erwehren.

Guter Rat war mir jetzt teuer. Was gab es noch für einen Beruf, in dem ich mein Glück nicht versucht? Was war ich nicht schon alles? Apotheker, Schauspieler, Abiturient, Schmierenkomö-

diant, Souffleur, Ingenieurassistent, Adressenschreiber, Rezitator, Bänkelsänger, Schmierendirektor, Reisender, Sensationsschriftsteller, Rezitationszuhörer, Heiratsaspirant, Regisseur, Dramaturg, Gelegenheitsdichter, Möbelhändler, Versicherungsagent, Philosoph, Nichts — — — ha, Teilungsdirektor, Räuberhauptmann! Das war doch sicherlich noch etwas; das mußte selbst der idealen Forderung genügen. Der Theaterlokalbesitzer eines Kurortes in der märkischen Schweiz machte mir nämlich den Vorschlag, bei ihm während der Sommermonate Vorstellungen zu geben. Bald war die Bande zusammengetrommelt, ein wahres Pandämonium, in dem ein Quodlibet von Teufeleien mir die Flötentöne der Hölle gründlich beibrachte.

Um Geld anzuschaffen, lief ich mit der Abonnementsliste von Haus zu Haus und verteilte das Erträgnis, auf die Ehrlichkeit der Mitglieder vertrauend. Zwei Gesangstücke waren angekündigt. Das eingetretene Regenwetter brachte das erste volle Haus. Im letzten Augenblicke Absage des Pianisten, eines Einwohners des Ortes: es sei ihm jetzt erst eingefallen, daß er sich für diesen Abend einem Verein verpflichtet. Und das Publikum war schon versammelt. Mir standen meine drei Haare zu Berge. Durch den glücklichsten Zufall wurde es mir noch möglich, Ersatz zu finden und dadurch einen teuflischen Plan zu zerstören, der mir ein schmähliches Ende bereitet hätte. Ein Kollege, der als solcher selbst an der Teilung des Abonnementsgeldes partizipierte, stand heimlich mit einem anderen Lokalbesitzer in Unterhandlung. Bei einem Ausfall der Vor-

stellung würden viele an diesem Plane beteiligte Abonnenten ihr Geld zurückverlangt haben, welchem Verlangen ich nicht mehr hätte nachkommen können. Tableau!

Ich muß nebstbei erwähnen, daß ich für die Geschäftsführung, die mit allerlei Auslagen verknüpft ist, zuerst einen halben und später einen Teil bekam. Um Abstecher auszumachen, Mitglieder zu besorgen und Geld anzuschaffen, war ich fast immer unterwegs. Außerdem war ich als Regisseur und Schauspieler sehr beschäftigt. Der stellvertretende Regisseur hat einen halben Teil als Gratifikation erhalten.

Eines Tages schickte ich einen Anfänger zum Vorverkäufer. Vergebens warteten wir auf seine Rückkehr, um die Probe abhalten zu können. Und das zweite volle Haus stand in Aussicht. Ich fuhr nach dem Bahnhof, um ihn für diesen Tag noch festzuhalten, falls er durchbrennen wolle. Ich traf ihn nicht. Es war vier Uhr geworden. Als wir ratlos durch die Straßen irrten, gewahrten wir plötzlich unser Kerlchen, angeheitert und kreuzfidel am Arme eines in der Nähe hausenden professionierten Schmierenhäuptlings, der ihn unter allerlei Versprechungen entführen wollte, um uns zu ruinieren und dann mit seinem Thespiskarren in die Stadt einziehen zu können.

Aber auch Dummheit und Launenhaftigkeit der Mitglieder erschwerte ihnen und mir das Dasein. Wir nahmen unser Mittagessen gemeinsam ein. Als es eines Sonntags Entenbraten gab, erklärte die erste Liebhaberin, abends nicht spielen zu können, wenn sie nicht

gleich mehreren Mitgliedern eine Entenkeule bekäme. In der Küche war keine mehr vorhanden und von den Entenkeulenbeſitzern dachte kein einziger daran, ihr die ſeinige abzutreten. Ich ſprach ihr freundlich zu, ohne einen Erfolg zu erzielen. Schon konnte ich mich kaum mehr halten, als die Wirtsleute ſo freundlich waren, durch eine friſch gebratene Ente die Vorſtellung und mithin das Unternehmen zu retten.

Um noch einige Einnahmen zu erzielen, dramatiſierte ich, mit drei Kollegen in einer Stube hauſend, die damals gerade aktuelle Draga-Affäre. Als die zur Darſtellung der Draga beſtimmte, ſchon ganz im Charakter ihrer Rolle lebende Entenkeulenliebhaberin mit allerlei ſeltſamen Prätenſionen an mich herantrat, gab ich ihr kurzweg den Laufpaß. Es wurde mir nicht leicht, Erſatz zu ſchaffen. Die neue Liebhaberin glaubte zu bemerken, daß ihr Bräutigam mit einem jungen Manne in einem »erotiſch betonten« Verkehr ſtehe, welche Wahrnehmung ihr genügte, um am nächſten Tage mit dem Frühzuge zu verduften. Um Begleitung zu haben, nahm ſie gleich die ihr ſchon befreundete zweite Liebhaberin mit. Nun ſaßen wir gründlich feſt. Der Himmel ſandte uns aber nochmals Erſatz, und mit dem Eintritt der längeren Abende hoben ſich auch die Geſchäfte.

Das Trauerſpiel hinter den Kuliſſen war jedoch noch nicht zu Ende: ſeinem Helden ſtand noch ein heißer Kampf bevor.

Um den Wagen zu ſparen, machte ich an einem Sonntag den Vorſchlag, in der mondhellen Nacht den

vom Theaterlokal bis zu unserer Wohnung drei Kilometer weiten Weg zu Fuße zurückzulegen. An der Chaussee angelangt, rief die mit einem Kollegen Arm in Arm gehende erste Heldin und Liebhaberin plötzlich: „Hier stellt mir einer ein Bein, hier stellt mir einer ein Bein!" Ihr exaltiertes Wesen kennend, ermahnte ich sie, keinen Lärm zu machen. Zwei auf der anderen Seite der Straße stehende Herren bestätigten mir aber, daß auch ihre Damen von demselben Menschen belästigt worden seien. Ich trat auf ihn zu, ihm eine fernere Belästigung der Dame untersagend. In demselben Augenblicke erhielt ich einen Schlag ins Auge, daß ich zu Boden fiel. Sofort raffte ich mich auf und stellte, von ihm aufs neue angegriffen, meinen Mann. Die Kollegen rissen aus. Es ist schon mehr ein Wettrennen gewesen. Nur meine erste Heldin, ein Riesenweib, wich nicht vom Platze. „Elende Feiglinge," brüllte sie, den Schirm schwingend und entschlossen, dreinzuschlagen, den fliehenden Kollegen nach. Schon hoffte ich auf kräftige Unterstützung, als ihrem Ausruf der Entrüstung bald ein noch stärkerer des Entsetzens folgte. „Ha, mein Gebiß," schrie sie; sie hatte in der Hitze des Gefechtes ihr Gebiß verloren. Nun konnte ich auf meiner Heldin Beistand nicht mehr rechnen. Ihres Gebisses Schicksal ging ihr näher als das meiner Knochen. Endlich fand sie es. Im Jubel über das gefundene Kleinod stürmte auch sie von dannen, mich den Armen meines Gegners überlassend, in dessen Hintergrunde als Reserve noch zwei handfeste Kerle standen. Nach einem heißen Kampfe, in dem

ich einem jungen kräftigen Manne gegenüber den kürzeren gezogen, trat auch ich mit dick angeschwollenem Auge den Heimweg an. In der Mitte der Chaussee holte ich meine Heldin ein mit ihrem Ritter, der sie vorhin im Stich gelassen. Als wir den Hergang der Begebenheit diskutierend langsam des Weges gingen, stand plötzlich wieder jener Kerl vor mir, dem seine Begleiter folgten. „Du hast mir meine Weste zerrissen," schrie er; „Geld her — oder es geht aufs Ganze!" Und ich hatte die am nächsten Tage zu verteilende Sonntagseinnahme von ungefähr hundert Mark in der Tasche. Heimlich meinen Haustorschlüssel ziehend, stellte ich mich mit der Behauptung, daß ich nichts bei mir habe, aufs Aeußerste gefaßt, ihm gegenüber. „Hier, hier nehmen Sie, was ich besitze," rief ängstlich mein Kollege, alle Taschen lüftend und ihm 1,80 Mark gebend. Diesem Umstand hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht zum Krüppel geschlagen wurde.

Der Ortsgendarm nahm sich der Sache an und eruierte als Angreifer den bei einem Kaufmann in dieser kleinen Stadt angestellten Kutscher, der in Frankfurt a. O. zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden ist. Vor dem Zeugeneide nach meinem Vorleben befragt, wurde es mir nicht leicht, sagen zu müssen, daß ich vor zwanzig Jahren zu zehn Mark Geldstrafe, eventuell zwei Tagen Gefängnis, verurteilt worden war.

Der Weg zur Freiheit.

1904—1909.

Philosophische Studien. — Vor der stillen Ecke. — Ich laufe nach Arbeit. — Rollenkleber und Laufbursche. — Meine Glanzperiode. — Rückblick.

Wieder jauchzte ich auf, als ich dieser Umgebung entronnen war. In Berlin angelangt, vertiefte ich mich, unbekümmert um die Existenz des nächsten Tages, in philosophische Werke. Solange ich noch ein Zimmer allein bewohnte, konnte mir die Not nichts anhaben. Wenige Groschen genügten für meine täglichen Bedürfnisse. Auf einer Spiritusflamme kochte ich mir mein frugales Mittagsmahl. Erst als ich gezwungen war, mit drei Tischlergesellen zusammen zu wohnen, floh die Ruhe des Gemüts. Das war zu viel. Ich sah mein Alter, die fliehende Gesundheit; mir schien alles aus zu sein, vorbei für immer. Meine Umgebung fürchtend, trieb ich mich auf der Straße oder, wenn ich Geld hatte, in Kneipen umher. Eine stille Ecke war mir besonders lieb geworden. Erst in später Stunde, wenn meine Stubengenossen schliefen, trat ich den Heimweg an.

Zu dieser Zeit las ich Schopenhauers »Ueber die

Freiheit des Willens«, worin er ein Beispiel anführt von einem Menschen, der nach beendigter Tageszeit auf der Straße stehend überlegt, wie vielerlei er unternehmen könne, daß er völlige Freiheit habe, dies und jenes zu tun, ja, wenn es ihm beliebe, auch in die weite Welt laufen könne, um nie wiederzukommen. Denkt man sich nun, daß Schopenhauer hinter ihm stehend über ihn philosophiere und seine Freiheit zu allen jenen ihm möglichen Handlungen abstreite, so könnte es leicht geschehen, daß er, um den Philosophen zu widerlegen, eine der leichteren ausführte, keineswegs aber in die weite Welt laufen würde, weil dazu das Motiv viel zu schwach wäre.

Nach langem Darben war ich gerade in den Besitz einiger Mark gelangt. Und nun schnell hinein in meine stille Ecke, um dort die seligste Stunde zu genießen, das höchste Glück, das für mich in dieser Lage erreichbar war. Als ich meinen Fuß schon auf die Schwelle setzte, raunte mir etwas in die Ohren: „Wenn es möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, so wie sie sich durch innere sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, im gleichen alle auf diese einwirkende äußere Veranlassungen, so würde man eines Menschen Verhalten für die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mond- oder Sonnenfinsternis, ausrechnen können und dennoch dabei behaupten, daß der Mensch frei sei.“ Es war Kants Geist. Ich machte halt und stand ihm Rede. Wer mich in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde mich wieder für

verrückt erklärt haben. Einen Fuß hinein und einen zurück — wieder hinein und wieder zurück. Ich ging vor der stillen Ecke auf und ab. „Ja, ja, er hat recht, die Rechnung stimmt: ich muß hinein. Es ist noch so früh, meine drei Schlafkollegen sind noch munter, ihr Lachen, ihre Späße machen mich toll. Und gar der eine mit seinem Phonographen, der stundenlang spielt: »Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit!« Dann die Wirtin, der ich noch die Miete schulde! Nun der Krach — und gerade vor den anderen! Ich muß hinein!" Helle Tränen liefen mir über die Wangen, und ein schönes vorübergehendes Mädchen blickte mich mitleidig an. Mir fielen die auch von Rousseau zitierten Worte Virgils ein: „non ignara mali miseris succurrere disco." Wenn Nietzsche in diesem Augenblicke vorübergegangen wäre, hätte er mir vielleicht auch einen Blick zugeworfen, aber es wäre ein anderer Blick gewesen — — — —!

Doch fort mit den Tränen! Die da drinnen dürfen die Tränen nicht sehen. Wenn ich aber nicht hineinginge! Ich muß aber doch hinein; es zieht mich mit Gewalt hinein; die Berechnung müßte also auch ergeben: ich geh' hinein! Wenn ich aber nicht hineinginge und er sich verrechnet hätte! Doch nein — dann wäre ja sein eigener Satz die Triebfeder, die er bei genügender Kenntnis meines Charakters und meiner Denkungsart mit in Rechnung ziehen müßte und — was sagt denn eigentlich der Satz? Als Naturorganismus bin ich der Naturnotwendigkeit unterworfen wie jedes andere Wesen und könnte dennoch — frei sein.

Wenn aber dieser Satz für mich kausal ist, dann ist es eine in der Reihe der Ursachen und Wirkungen sinnlich unbedingte Kausalität: es ist die Idee der Freiheit! Und ich würde frei sein — frei? Kusch, Kanaille, krepier Kanaille, ich bin frei! Und fortwährend für mich hinstammelnd, „ich bin frei, ich bin frei, ich bin frei," kam ich in meine Schlafstelle, wo sie johlten und tanzten und der Phonograph noch lange spielte: »Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit!« Während die Wirtin schimpfte und fluchte und ich mich mit meinem armen Schindluderchen von idealer Forderung befriedigt in die Ecke schmiegte, klang es mir freilich nicht wie ein »Glockenschlag des Mittag«, denn der war für mich meist ohne Bedeutung, aber wie ein Glockenschlag der Freiheit.

Man vergleiche nun das Schopenhauersche Beispiel mit diesem! Jener Mensch hätte wirklich toll sein müssen, wenn er aus bloßem Trotz gegen den Philosophen in die weite Welt gelaufen wäre. Hinter mir stand auch ein Philosoph, der große Kant, der mich aber gleich an der richtigen Stelle packte. Die eingetretene Wirkung war, um ihr durch höheren Anklang würdigen Ausdruck zu verleihen, so riesengroß, daß gegen sie der höchste sinnliche Genuß mir nur als Zwerg erscheinen sollte.

Vergebens lief ich nun nach Arbeit. Auch die heilige Versicherung, daß ich die gröbste selbst nicht scheuen würde, war gänzlich unvermögend, mir eine zu verschaffen. Je mechanischer und gebundener meine Tätigkeit, desto freier dachte ich zu sein, weil dann

wenigstens der Bosheit, die meine größte Feindin war, kein großer Spielraum bleiben konnte.

Ein Theaterbuchhändler und Verleiher nahm sich endlich meiner an. Aus Mitleid mehr als aus Bedarf gab er mir Arbeit, um mich doch vor dem Aeußersten zu schützen. Ich schrieb Rollen, klebte die durch das Verleihen schadhaft gewordenen, ordnete Musikstücke, ergänzte nach dem Alphabet den vorhandenen Katalog durch einen Nachtrag, bediente Kunden, war als Laufbursche tätig und verpackte bei der Uebersiedelung die 5000 Mappen umfassende Leihbibliothek nebst unzähligen Musikstücken und Noten, die ich in der neuen Behausung der Zahl nach wieder in Fächer ordnete. Dafür bekam ich täglich eine Mark und nicht selten ein Mittagessen. Die mir während dieser Tätigkeit gegebene Gemütsruhe entschädigte mich für das geringe Einkommen. Wenn ich, auf einer Leiter stehend, den Staub von den Mappen wischte und das Geschäft besuchende Direktoren, Dilettanten, Komödianten und andere Lichter und Dichter geringschätzig auf mich blickten, wie stolz lachte es da in meinem Innern, wie zufrieden war ich mit mir selbst. Unter dem Scheine der größten Unfreiheit sah ich von meiner Leiter erhaben auf alle da unten herrschenden Begierden und Leidenschaften im Bewußtsein der Macht, sie überwinden zu können. Das ist die Höhe, von der ich vorhin gesprochen. Lessings Nathan spricht das aus mit den Worten: „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König."

— — — — — — — — — — —

Als die Wintersaison herankam, nahm sich der Theateragent Joseph Beck meiner an. Der gute Mensch! Ueber die seinem Stande wesentliche Exterieur-Sympathie erhaben, besaß er den Mut, mich in meinem abgetragenen Anzuge Herrn Direktor Schönfeld vorzustellen. Es war im neuen Stücke noch eine kleine Rolle zu besetzen. Ohne mir eine bestimmte Zusage zu machen, wies er mich an, im Vorzimmer zu warten. Ich glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als mich der Agent nach einigen Minuten fragte, ob ich mir auch einen Frackanzug beschaffen könnte, was ich in der Voraussicht auf einen Vorschuß und in der genauesten Kenntnis der Berliner Lokalverhältnisse zuversichtlich bejahte. Ich wurde engagiert und spielte ungefähr 225 mal in »Bis früh um fünfe«. In diesen sieben Monaten habe ich die seit 25 Jahren sorgenfreieste Zeit gefunden. Mit großer Liebe und Dankbarkeit hing ich an meinem Direktor, wovon er sich wohl nicht die rechte Vorstellung machen konnte: die Kenntnis meines ganzen Lebens wäre dazu erforderlich gewesen. Mein Streben, abermals eine bescheidene Stellung zu finden, ist erfolglos geblieben. Ich mußte während meiner Glanzperiode so vielen Verpflichtungen nachkommen, daß ich den Exterieur-Ansprüchen noch immer nicht genügen konnte. Nur einem besonders günstigen Augenblicke hatte ich jenes Engagement zu verdanken. Ich bin nach langer Zeit in der glücklichen Lage gewesen, meiner hochbetagten Mutter gute Nachrichten geben zu können.

— — — — — — — — — — —

Nach meinen Schilderungen wird nur der tiefer

Blickende mich nicht für einen ausgesprochenen Phantasten halten. Die Phantasie ist freilich immer meine subjektive Helferin gewesen, doch habe ich mich niemals von Phantasmen leiten lassen. In objektiver Hinsicht hat sie mein geistiges Auge nie getrübt. Im Gegenteil. Vor dem so deutlichen Erkennen des Wesens dieser Welt floh ich ja nur in ihre Arme. In ganz abnormen Fällen ist sie im Ausmalen der Möglichkeiten allerdings zu weit gegangen; sie ist eine zu eifrige Protektorin des metaphysischen Bedürfnisses gewesen, jede Handlung von innerer Bedeutung bis in die letzten Gründe und Folgen zu betrachten.

Hand in Hand mit meinem Streben, das stets ein höheres Ziel vor Augen hatte, ist auch mein Leiden nur ein höheres, rein geistiges gewesen. Im Kampfe gegen Lüge, Ungerechtigkeit und Bosheit, die ich am tiefsten haßte, habe ich doch auch Befriedigung, im Bewußtsein der durch mein Auftreten betätigten Disharmonie mit allem Niedrigen und Gemeinen doch eine kleine Labung der idealen Forderung gefunden. In hoher Stellung kann man die Menschen niemals gründlich kennen lernen. Nur demjenigen gegenüber, den sie nicht zu fürchten brauchen, geben sie sich, wie sie sind. Bei dem geringsten Anlaß wirft die Selbstsucht ihre Maske ab. Früh sah ich ihr wahres Antlitz, und früh hat dieses Schreckbild mich in die Einsamkeit getrieben. Wenn mich der Hunger aus ihr aufgescheucht, so stand ich in stetem Kampfe als Einzelner dem großen Haufen gegenüber. Die äußere Niederlage erkämpfte mir den inneren Sieg.

Das Ueberwinden der über mich bestehenden Meinung, meiner Umgebung also, ist mir die schwerste Aufgabe gewesen.

Aus diesem zähen, rastlosen Verfolgen des idealen Zieles spricht die höchste Bejahung des Lebens, als Mittel zum Zwecke. Nur so konnte ich es schätzen und lieben. Des Daseins wegen hätte ich bei eingetretener Erkenntnis nicht einen Tag gerungen. In höchster Not fand ich es sehr natürlich, die Hilfe meines Nächsten anzunehmen. Die Qualität des Zieles rechtfertigt diese Annahme allein, sie gibt allein den Maßstab zur Schätzung manches Mittels, das der Stolz verbieten würde. Doch gerade die am bittersten erkämpften Augenblicke körperlichen Wohlbehagens waren meinen Idealen der fruchtbarste Boden, die mir wieder für die darauf folgenden Stunden einen königlichen Zehrpfennig gaben. Die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper verklärte mein an sich so trauriges Dasein. Ich hatte schönere Augenblicke als der nur vom äußeren Glücke Begünstigte. Wenn man mich fragt, ob ich mein Leben noch einmal leben möchte, so weiß ich nicht darauf zu antworten. Jedenfalls möchte ich es nicht anders gelebt haben.

Tagebuchblätter.

Das kleine Elend. — Gesetz und Moral. — Ich suche Stellung. — Im Vorzimmer der Agenten. — Hausierer. — Beim Studium des „schweren Wagner". — Im Kinematographen. — Wozu ich noch zu gebrauchen wäre! — Vernunft und Gewohnheit. — Das Motiv kategorchen. — Im Kampfe gegen das Unrecht. — Ein Bekenntnis. — Nachwehen der Verurteilung? — Bei den Verlegern. Günstige Aussichten. — Optimismus; Pessimismus; Verfolgungswahnsinn. — Beleidiger und Beleidigter. — Moral. — Die Idee der Freiheit. — Das wahre Mitleid. — Die Geschichte meines Buches. Wartezeit. Enttäuschung. — Ein schöner Tag. — Die drei letzten Blätter.

Was ich bisher berichtet, gehört gleichsam meiner Geschichte an. Die letzten drei Jahre wollte ich, als zur unmittelbaren Gegenwart gehörig, übergehen. Die Tendenz dieser Schrift gebietet mir aber, über den Zustand der höchsten Unfreiheit zu berichten, in dem ich mich abermals befinde.

Um mich ganz der Philosophie widmen zu können, kam ich auf den Gedanken, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Ich hoffte, mir dadurch die nötigen Mittel zu erwerben. Auch ist der Drang, in den Augen weniger Menschen als derjenige dazustehen, der ich wirklich bin, nicht der letzte mich bestimmende Faktor gewesen. Das Gefühl der großen inneren Bedeutung meines Daseins, der unsäglichen Leiden, des ununterbrochenen Kampfes um die Verwirklichung meiner Ideale und der strengsten Wahrheit in meinen Schil-

derungen[1] täuschte mich über meine noch unzureichende literarische Befähigung hinweg. Auch war mir durch meine Lage die größte Eile geboten. In der Hoffnung, zur sorgfältigen Ausarbeitung einen kleinen Vorschuß zu erhalten, reichte ich mein in der Darstellung unfertiges Werk einem Verlagsbuchhändler ein, der es mir mit dem Bemerken, daß es nicht sensationell genug sei, zurückgab. Da mir dieser Bescheid nicht genügen konnte, las ich, um ein objektives Urteil zu erhalten, im Architektenhause in Berlin den wesentlichsten Teil öffentlich vor. Die wenigen, nicht ungünstigen Referate hatten mich nicht klüger gemacht. Ich fühlte nur das mangelnde Interesse. Das Schreiben eines Verlagsbuchhändlers, der mich zum Erfolge beglückwünschte, rief neue Hoffnungen hervor. Um so größer war die Enttäuschung, als er mir das Manuskript nach einigen Wochen mit den üblichen Höflichkeitsphrasen zurücksandte. Ich gab es noch nicht ganz verloren und faßte Mut zur Fortsetzung des Kampfes. Davon mögen nun einige Aufzeichnungen berichten. Ich hatte bisher nie ein Tagebuch geführt, teils aus Nachlässigkeit, teils, weil ich stets geglaubt, daß der wichtigste Teil meines Lebens vorüber sei. Die abnehmende äußere Wichtigkeit der Begebenheiten verhielt sich jedoch umgekehrt zu deren innerer Bedeutung. Ich wollte bisher hauptsächlich zeigen, daß den Ausdruck meiner intelligiblen Maxime nichts zu hemmen vermochte. Folgende Tagebuchblätter ent-

[1] Eine kleine, harmlose, höchst vereinzelte Ausschmückung des Bauwerks kann wohl nicht in Betracht kommen.

hüllen auch die kleinliche Misere meines Daseins, womit ich mehr oder weniger schon seit 28 Jahren kämpfe. Auch gibt mir mancher charakteristische Vorfall Gelegenheit, die geheimsten Falten meines Inneren bloßzulegen.

Berlin, den 23. Juli 1908.

Ein Bekannter gibt mir den Trost, daß ein Refus nichts zu bedeuten habe. Eine gute Sache sei schwerer als eine schlechte anzubringen. Vom Nichtanbringen läßt sich jedoch nicht auf die Güte des Buches schließen.

den 24. Juli.

Um mich etwas verdienen zu lassen, gab mir der Theaterbuchhändler den Auftrag, eine alte fünfaktige Berliner Posse in einen Zweiakter umzuwandeln. Das Honorar beträgt 15 Mark. Ich hole mir täglich einige Groschen, um leben zu können. Wo soll ich den Humor hernehmen?

den 29. Juli.

Ich bat meine Wirtsleute, die Miete von jetzt ab in täglichen Raten zahlen zu dürfen. Die guten Menschen gingen auch darauf ein, obgleich ich ihnen schon so viel schulde. Endlich muß auch ihnen die Geduld reißen. Ich tue, was in meinen Kräften steht. Vorläufig bin ich noch für zwei Tage geborgen.

den 31. Juli.

Ich erinnerte mich eines reichen Juden, der, als wir einmal an einer Filiale der Deutschen Bank vor-

übergingen, zu mir sagte: „Sehen Sie, Clefeld, ich brauche nur da hineinzugehen, in einer halben Stunde habe ich 100 000 Mark.“ Ich hatte nur 20 Pfennig in der Tasche, brachte es aber nicht fertig, ihn anzupumpen, vielleicht bloß in der sicheren Voraussicht, daß ich nichts bekommen würde. In der Regel bringe ich es erst zustande, wenn mir die Zunge vor Hunger schon ellenlang aus dem Halse hängt. Heute wollte ich versuchen, von ihm einen kleinen Betrag für die Miete herauszuschlagen. Als ich hinkam, hörte ich, daß er schon längst plötzlich am Herzschlag gestorben sei. Ob er mir wohl eine halbe Stunde vor seinem unvorhergesehenen Tode einige Mark gegeben hätte, um mich eventuell vor dem Hungertode zu retten? Mit jedem Menschen geht eine Welt unter. Da diese nur einmal untergehen kann, hält er den großen Augenblick nie für gekommen. Der Egoist müßte erst unter großem Gekrach die Welt untergehen sehen als Vorzeichen seines möglichen Unterganges.

den 3. August.

Ein Geschäftsmann, der mir schon manche Arbeit zugewiesen, hat sich nun auf perverse Literatur geworfen. Er will mir eine Wohnung mieten und mich auch sonst unterstützen, wenn ich die unsittlichen Bücher bei mir lagern lasse, um sie vor polizeilicher Konfiskation zu schützen. Dieser Antrag kam in einem Augenblicke, als mich die Wirtsleute allen Ernstes vor die Tür setzen wollten. Wie verlockend also!

Bestimmte mich nun allein das Gegenmotiv des

Gesetzes, ihn nicht anzunehmen? Hätte ich also diese Handlung, auch wenn sie nicht strafbar wäre, unterlassen? Nach meiner Erfahrung darf ich wohl mit ja antworten. Ich habe schon größerer Versuchung widerstanden. Der Kampf wäre nur ein kleinerer gewesen, da die moralische Gesinnung durch die Kausalität jener Vorstellung zurückgedrängt, nicht gleich zu Worte kommen konnte. In diesem Sinne war das Gesetz ein Feind der Moral. Ich habe aber gesehen, daß sogar Hofbuchhändler diese Bücher vertreiben. Sie wissen jedenfalls, an wen. An Schweine. Und Schweinen gegenüber kann die Moral nicht in Frage kommen. Bin ich aber nicht ein Gesinnungsschwein, wenn ich mich in den Dienst schweinischer Gelüste stelle? Und ich bin Ausländer, der nicht einmal pünktlich Steuern zahlt, und genieße alle Rechte jedes anderen Bürgers. Es wäre ein grober Vertrauensbruch dem Staate gegenüber. Wie tief bin ich abermals gesunken, daß ich diese Frage diskutierbar finden konnte! Es wäre eine schöne Sache gewesen, der gesetzwidrige Wächter unsittlicher Bücher zu sein, um in Ruhe über moralische Freiheit schreiben zu können. Schopenhauer sagt zwar, es sei so wenig nötig, daß der Philosoph ein Heiliger, als daß der große Bildhauer auch selbst ein schöner Mann sei. Der Stoiker Seneka hat ein großes Vermögen zusammengescharrt und der große Moralphilosoph Baco von Verulam war Richter und ist wegen Bestechlichkeit aus dem Parlament hinausgeworfen worden. Was ist wohl deren intelligible Maxime gewesen?

den 4. August.

Täglich warte ich am Fenster auf die erste Post. Was soll sie mir bringen? Ich fühle mich losgeschält von der ganzen Welt. Als ich heute schon gar nicht mehr wußte, wo ich mir einige Groschen auftreiben könne, klopfte es und herein trat als deus ex machina ein Bierfahrer, der eine Gelegenheitsdichtung bestellte und als die Hälfte des Betrages zwei Mark anzahlte. Selbst den größten Atheisten zwingt in solchen Augenblicken das Gefühl, sich an etwas Höheres anzuschmiegen.

den 5. August.

Ich arbeite an der Posse und kürze heimlich mein Manuskript. Die Wirtin darf es nicht sehen. Sein Anblick nimmt ihr die letzte Hoffnung. Täglich gehe ich mit der Befürchtung nach Hause, eine verschlossene Türe zu finden. Erst wenn ich im Bette liege, habe ich das behagliche Gefühl, wieder für eine Nacht versorgt zu sein.

den 8. August.

Der Bierfahrer holte sich auf die Minute die bestellte Dichtung. Befriedigt schien er zu fragen: „Bin ich nicht pünktlich?“ Er wäre aber auch äußerst ungemütlich geworden, wenn jene nicht fertig gewesen wäre. In der genauen Kenntnis der Verhältnisse halten Leute unteren Schlags unsereinem viel eher Wort als die Reichen.

den 9. August.

Der Tag des Herrn ist den Wirtsleuten heilig. Meine Zimmertür fällt fest ins Schloß; fest und sicher hallen meine Tritte. Ich bin heute Herr der Wohnung und im Besitze der nötigen Groschen. Was unterscheidet mich in diesem Augenblick vom Reichen? Relativ ist meine Vergangenheit mehr wert als die seinige, indem sie, summarisch und im Verhältnis zum jetzigen Wohlbefinden betrachtet, mein Glücksgefühl erhöht. Ich genieße die Gegenwart voll und ganz, und meine vernünftige Gleichgültigkeit gegen die Zukunft ziehe ich seinen Sorgen um den Besitz vor. Ich bin reicher als er. Mein durch körperliches Wohlbefinden modifiziertes Gemüt ist nur die Form zur Hochhaltung der idealen Forderung. Dem Armen ist eine Momenthängerei in diesem Sinne geboten; sie ist ihm die Basis des ganzheitlichen Glückes. Nur eine sorglose Ausnützung des günstigen Augenblickes kann die Quelle neuer Hoffnungen werden.

den 12. August.

Ich bin äußerlich sehr herunter und die Saison steht vor der Tür. Schweren Herzens schreibe ich wieder meinem guten Bruder. Wie oft beteuerte ich schon, es geschehe zum letztenmal! Er handelt, als hätte ich ihm ein solches Versprechen nie gegeben, wozu mich freilich jedesmal die feste Zuversicht, es halten zu können, bestimmte.

Das widerlichste Versprechen ist dasjenige, das nur im seligen Bewußtsein, es auf Grund der vorhandenen

Mittel geben zu können, gemacht wird, ohne daß der Betreffende auch nur im entferntesten daran denkt, es zu halten. Diese Biedermänner sonnen sich im Gefühle ihres Reichtums dem armen Teufel gegenüber.

den 14. August.

Hoffnungsfreudigkeit wechselt mit gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Man wollte mich auf der Klinik unentgeltlich mit Röntgenstrahlen untersuchen. Ich habe es abgelehnt. Eine genaue Kenntnis meiner Leiden kann mir gar nichts nützen. Solange nur der Geist noch einigermaßen frisch ist.

Ich muß aber den Berliner Privatkliniken meine tiefste Hochachtung und Dankbarkeit zollen. Ich gehöre keiner Kasse an und wurde stets kostenlos behandelt. Wenn die Diagnose längst feststeht und es nur mehr auf eine oft langwierige, rein mechanische Behandlung ankommt, erleidet die Freundlichkeit der Aerzte keine Einbuße. Das ursprüngliche Hauptmotiv, die Lernbegierde, wird ausgelöst von der praktischen Vernunft.

den 15. August.

Je intensiver das Streben, desto gefährlicher. Immer sinnt man auf Mittel zur Erreichung des Zieles. Oft kann man sich nur mit Mühe der schmutzigsten Gedanken erwehren. Man schwebt fortwährend zwischen Himmel und Hölle. Ein solcher Zustand muß den höheren Menschen zum Verbrechen oder zur Freiheit führen. Der Versucher naht sich in allerlei

Gestalten und findet ein für seine Absichten präpariertes Gemüt. Die gewöhnliche Verkommenheit ist nur das Produkt schwacher Charaktere.

Abends wurde ich gebeten, eine Besorgung zu machen. Um mir das Fahrgeld von 20 Pfennig zu verdienen, habe ich einen Weg von zwei Stunden zu Fuße zurückgelegt. Unterwegs Selbstmordgedanken.

den 17. August.

Die Glorifikation des Hauptmanns von Köpenick kennzeichnet den intellektuellen und moralischen Höhepunkt der Masse. Man muß sich glücklich schätzen, von ihr nicht beachtet zu werden. Die Tat eines alten Zuchthäuslers wird als genial gepriesen, weil der »Deus Eventus« scheinbar der richtigen Erkenntnis einer lächerlichen Erscheinung des spezifisch preußischen Militarismus entsprang. Wenn das Genie nicht weiß, was es tut, dann ist in diesem Sinne der Hauptmann von Köpenick allerdings eines gewesen. Tatsächlich besaß er nur die Frechheit eines Menschen, der nichts zu verlieren und nur durch einen blinden Zufall den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Und das Glück war ihm günstig. Eine äußerst sensible Natur saß auf dem Bürgermeisterstuhle. Ein dicker, ausgefressener Wachtmeister würde dem Schwindler heimgeleuchtet haben. Der Mangel an Geistesgegenwart, der, wie die Geschichte lehrt, auch großen Männern, z. B. Rousseau, eigen war, gibt nicht das Recht, die Handlungsweise des Bürgermeisters, dem alle äußeren

Umstände, vor allem das vorhandene Militär das Auftreten des Schwindlers als offiziell beglaubigen mußten, der Lächerlichkeit preiszugeben. Er war es in erster Linie, dem eine vernünftige Menschheit ihr Mitgefühl nicht versagt hätte. Doch dem Gemeinen ist nur das Gemeine homogen.

den 18. August.

Ich stürze mit meinen Idealen in eine bodenlose, grauenhafte Tiefe. Titanenhaft wäre der Schwung in die Freiheit.

den 20. August.

Heute früh hörte ich, wie jemand meine Wirtin fragte: „Wohnt hier der Dichtermensch?" Ein alter Jude trat ein, um eine Dichtung zu bestellen. Seit drei Jahren der fünfte Besteller infolge des am Hause angebrachten Schildes. Ich aß gerade mein fast tägliches Mittagsgericht, das ich mir selbst bereite: Gedünsteten Reis. Die Stube musternd, fragte er, ob die Wanduhr richtig gehe. Etwas verwirrt durch das Bewußtsein, keine Taschenuhr zu besitzen, bejahte ich diese Frage, ohne es genau zu wissen. Darauf zog er seine Goldene hervor mit dem Bemerken, daß jene nicht ganz richtig gehe, ich möge doch auf meiner Uhr nachsehen. Ich war sprachlos. Der Jude entfernte sich unter allerlei Ausflüchten. Abends versetzte ich meinen Frack. Dieser repräsentiert mein Vermögen. Solange er noch im Schranke hängt, bin ich ruhig im Bewußtsein, mich für ein paar Tage vor dem Aeußersten schützen zu können.

den 22. August.

Geld von meinem guten Bruder. Ich ordnete meine Angelegenheiten mit dem Vorsatze, morgen nicht zu ruhen, bis ich eine Stellung gefunden.

den 23. August.

Ich gehe zu dem Agenten. Die gewonnene Zuversicht schwindet mehr und mehr, je näher die Aufgabe der Verwirklichung meiner Absichten an mich herantritt. Ich fühle, daß nicht meine Kraft, sondern die Meinung der Menschen entscheidet. Wenn wir selbst eine uns bekannte Schwierigkeit aus der Entfernung unterschätzen, um wieviel mehr müssen es die vom Glücke Begünstigten, die jene Schwierigkeit im Verhältnis zu ihrer hohen Meinung von sich selbst als reine Spielerei betrachten. Seit 26 Jahren spiele ich im Vorzimmer der Herren Agenten dieselbe Rolle, die von Jahr zu Jahr tragikomischer wird. Tragischer für mich und komischer für die anderen. Immerhin zeigte ich keine geringe Ausdauer. Es gehört was dazu, 26 Jahre lang vergebens zu fragen: „Haben Sie kein Engagement für mich?"

den 24. August.

Als Geldquelle war im Lokalanzeiger die Vertreibung eines Apparats zur Kreideschärfung für Schneider angekündigt. Ich ging hausieren. Doch die

Erfindung taugte nichts. Erst nach stundenlangem vergeblichem Laufen von Werkstatt zu Werkstatt erhielt ich diese Aufklärung. Was nun? Mir kam der Gedanke, mich auf dem Magistrat als Straßenfeger zu melden. Spinoza war Brillenschleifer, Rousseau Notenschreiber. Warum soll ich nicht Straßen fegen? Es entspräche auch dem Unterschiede zwischen mir und diesen Geistesheroen. Und der Kontrast erhöht die Spannkraft. Nach der Straßenreinigung bei Nacht bliebe mir der Tag zur Disziplin der reinen Vernunft. Nach Hause gehend kam ich vor das Parodietheater. Ich ging hinein, um mich als Schauspieler anzubieten. Alles besetzt. „Aber eine Parodie können Sie mir schreiben," sagte der Direktor, „ich will Ihnen auch gleich Vorschuß geben." Vorschuß! O Inbegriff des Angenehmen!! Edler Menschenfreund, genialer Direktor, der gleich erkannt, wo mich der Schuh drückt! Ich wohnte der Vorstellung bei und erhielt den Bescheid, morgen wieder zu kommen.

den 25. August.

Ich kam hin. Er führte mich ins Bureau. „Nehmen Sie gefälligst Platz!" Er öffnete den Geldschrank — erhabener Augenblick! — und gab mir — — mehrere Parodien. Dann zeigte er mir eine, die ihm nicht genügte. Ich bat mir auch diese aus, um meine Fähigkeiten daran zu messen. Darauf lud er mich ein, nochmals der Vorstellung beizuwohnen, und versprach mir ein Buch des Stückes, das ich parodieren soll, und ein Billett zu dessen Aufführung im Lessing-

Theater zu besorgen. Ich möge nur recht fleißig lesen und morgen wiederkommen. Ohne Sechser, aber voll Hoffnungen und Parodien trat ich den Heimweg an. Ich hatte mich ohnehin gewundert, als er gleich von Vorschuß sprach. Wer gibt denn ohne weiteres Vorschuß? Das tut doch kein Direktor.

den 26. August.

Ich stürze mich über Hals und Kopf ins Studium des „schweren Wagner". „Knurre nicht," Magen! „zu den heiligen Tönen will der tierische Ton nicht passen."

Weia, waga —
Woge, du Welle —
Walle zur Wiege,
Walhallallalla!
Eene meene minkmank —
Kling — klang —
Wagalaweia —
Eia popeia!

„Schaudervoll, o schaudervoll, höchst schaudervoll!" Und doch — es muß sein. Als ich ins Theater kam, war der Direktor kaum zu sprechen. Und so kurz angebunden. Auch hatte er ganz das Billett und das Buch vergessen. Ich möge morgen wiederkommen.

den 27. August.

Ich brachte die entliehenen Bücher zurück. „Ach, bringen Sie das Stück?" rief er mir von weitem zu.

„Das Stück? Welches Stück?" „Nun ich dachte, Sie hätten schon etwas geschrieben." — „Was sollte ich denn schreiben? Ich hatte ja noch nicht einmal ein Buch." — „Das besorgt man sich. Ich kann nicht an alles denken. Wer gibt mir denn etwas? Ich muß auch alles selbst besorgen." Als ich ihm schließlich sagte, daß jene ihm nicht genügende Parodie ganz gute Witze enthalte, und der Verfasser nur zu sehr in die Breite gegangen sei, war er höchlich erstaunt. Er hätte nur flüchtig hineingeblickt. Und auf das Risiko hin, daß er kaum ein paar Seiten liest, soll ich mich tagelang hinsetzen und schreiben? Adieu! Mir war ganz leicht ums Herz, als ich draußen war.

den 1. September.

Vom 13. ab spiele ich jeden Sonntag für ein Honorar von acht Mark. Ich werde dann wenigstens einigermaßen der Wohnungssorge enthoben sein.

den 4. September.

Ein Kollege sagte mir, daß von einem Kinematographenbesitzer Schauspieler gesucht werden. Ich ging hin und erhielt das Versprechen, bei der nächsten Aufnahme berücksichtigt zu werden. Heute wurde ich per Karte aufgefordert, mich um 10 Uhr einzufinden. Nachdem ich da bis 1 Uhr gewartet, hieß es, daß die Aufnahme in Wannsee stattfinde. Und ich hatte um 5 Uhr die erste Probe für den 13. September, wobei ich nicht

fehlen durfte. Meine Frage, ob ich bis 5 Uhr zurück sein werde, wurde als große Frechheit bezeichnet. Man behandelte mich schmählich. Nicht Obdachlosigkeit, noch Hunger hätten mich abgehalten, auf diesen Verdienst zu verzichten, aber ich hatte meinen Wirtsleuten für morgen bestimmt Geld versprochen. Auch war das Gefühl der Selbsterniedrigung durch das Preisgeben meiner Person für einen trivialen Sinnenkitzel so groß, daß ich diese Behandlung gleichsam als mir gebührend hinnahm. Schließlich wollte man mich mit drei Mark abfertigen. Ich verlangte nun energisch das ausgemachte Honorar von fünf Mark.

den 8. September.

Der Direktor, bei dem ich nun jeden Sonntag spielen werde, gab mir acht Mark als Wintervorschuß. Ein großer Tag! Um einen Nebenerwerb zu suchen, las ich den Lokalanzeiger. Unter »Vermischtes« fand ich das Inserat eines Schriftstellers, der für einen realistisch-satirischen Roman, in dem bekannte Bühnengrößen erkennbar gezeichnet werden sollten, Material sucht und für die Mitteilung von Intimitäten (auch nicht schmeichelhafter Natur) aus dem Privatleben hiesiger Schauspieler ein hohes Honorar verspricht. Verdammter Schweinehund! Mir machte die Darstellung der äußeren Umstände die größten Schwierigkeiten, da ich meine Umgebung schonen wollte, und dieser Kerl will aus bloßen Mitteilungen Kapital schlagen! Ich wäre froh, wenn ich heute das Geld besäße, das ihm die Annonce gekostet hat.

den 10. September.

Meine Gläubiger machen mir die Hölle heiß. Selbst die besten Menschen werden ungerecht. Man sucht alle möglichen Schwächen herauszufinden. Gelingt das nicht, so werden Vorzüge zu Schwächen. Die größte Anpassung ist noch nicht groß genug.

den 12. September.

Ich atmete auf, als ich las, daß das öffentliche Auftreten des Hauptmanns von Köpenick durch das Einschreiten der Polizei und infolge des moralischen Selbstbewußtseins der Artisten unterbleiben mußte. Jedes Genie kennt genau die Grenzen, die es nicht überschreiten darf, um den Erfolg einer großen Tat nicht zu paralysieren. Dieser „gewaltige Rächer an den sozialen Verhältnissen", dieser „Satyriker der Tat" zeigte sich nun im wahren Lichte. Der hervorgetretene Mangel jeglichen Zartgefühls und feineren Empfindens rechtfertigt meine Auffassung von diesem Helden des Tages.

den 13. September.

Eine junge Frau überraschte mich heute mit einem Zeitungsausschnitt. Es war die obenerwähnte Annonce jenes Romanschriftstellers. Auf meine Einwendung sagte sie: „Es heißt doch Geld verdienen." Aeußerst wohlmeinend hat sie herausgefunden, wozu ich allenfalls noch zu gebrauchen wäre.

den 15. September.

Die Aufzeichnung meines Elends wird mir zuwider. Es ist ja doch stets die alte Leier. Ich will mich mehr auf die Schilderung meines Innenlebens beschränken.

Lichtenberg sagt über die Lebensbeschreibung: „Solange wir nicht alle Schwachheiten aufzeichnen, von denen des Ehrgeizes bis zum geheimsten Laster, so werden wir nie einander lieben lernen. Hiervon hoffe ich eine gänzliche Gleichheit. Je härter es wider den Strich geht, desto getreuer muß man gegen sich selbst sein. Dieses scheint unseren Zeiten aufbehalten zu sein. Es wird nie sehr gemein werden, allein es wird manchen trösten und manchen klüger machen, und das ist schon Gewinn genug." Mit diesem Gewinn wäre ich auch sehr zufrieden. Aber wo einen Verleger finden? Um das Buch einer Hure würde man sich reißen. Ein Journalist sagte neulich zu mir: „Sie hätten nur Ihre Liebesgeschichten schreiben sollen."

den 18. September.

In einem Laden bekam ein Junge einen Krampfanfall. Keine der anwesenden gerade beschäftigten Personen kümmerte sich um ihn, was meinen Aerger erregte. Ich sprang ihm bei, löste die Daumen und brachte ihn mit großem Widerwillen nach Hause, da es schon spät war und ich dadurch die Zeit versäumte, mir einige Groschen zum Abendbrot aufzutreiben. Unter-

wegs tauchte das Gefühl der Seelenstärke in mir auf, ich kam mir besser vor als die anderen. Waren diese Gefühle, wenn auch nur dunkel, nicht schon im entscheidenden Augenblick vorhanden? War es nicht vielleicht auch Trotz gegen die gezeigte Gleichgültigkeit der anderen, was mich so zu handeln bestimmte? Oder ist es Mitleid, oder das Gebot der Pflicht gewesen? Ich glaube, daß es eine Mixtur von allerlei mehr oder minder klaren und unklaren Gedanken und Empfindungen war, wozu die Vernunft an der Hand der Gewohnheit den größten Gewichtsteil gegeben. Ob ich ihm wohl beigesprungen wäre, wenn ich noch nie gehungert hätte?

den 22. September.

Wenn ich in einen Kaufladen trete, wo Mädchen bedienen, wende ich mich stets an das schönste, weil ich weiß, daß dieses mir das beste Gewicht gibt. Schöne Weiber sind in der Regel viel hilfsbereiter und menschenfreundlicher als die häßlichen, denen es gewissermaßen im Blute liegt, sich für die durch sie zum Ausdruck gebrachte lex parsimoniae naturae an der ganzen Natur zu rächen. Hat die Häßliche endlich einen gefunden, so ist sie oft mit einem Schlage wie umgewandelt. Die ganze Welt, die sie vorher vergiften wollte, möchte sie jetzt umarmen. Das ursprünglich vorhandene Mitleid gelangt zur Betätigung. Nach Schopenhauer ist aber der Leib der objektivierte Wille. Warum hat dieser in seinem blinden Drange sich selbst

wieder Schranken gesetzt? Hier widerstreitet sich der individuelle Wille in der eigenen Erscheinung.

den 23. September.

In einem Straßenbahnwagen sah ich gestern ein schönes Weib. Die großen schwarzen Augen nahmen mich gefangen. Auf Schritt und Tritt verfolgte mich ihr Bild; die Sehnsucht verklärte es und brachte mir im Traume die ersehnte Befreiung. In fünf Jahren habe ich nur einmal mit einem Weibe intim verkehrt. Diis gratias! Die göttliche Phantasie hat mir ewige Treue geschworen. Liebevoll verheißend naht sie sich, umfängt mich mit weichen Lilienarmen und ver . . .

den 24. September.

Kein Mensch hat mehr Vertrauen zu mir. Alte Bekannte drücken mir den Strick in die Hand. „Was willst du noch unter den Lebenden?" Ich lasse alle im unklaren über das Schicksal dieser Arbeit. Oft nehme ich zu einer Notlüge meine Zuflucht. Mehr als das Leben kann es ja nicht kosten.

den 25. September.

Heute sagte jemand sehr stolz zu mir, daß er selbst in der höchsten Not die Hilfe seiner Verwandten nicht in Anspruch genommen habe. Auch das setzt ein Identifizieren voraus. Im Gefühle, wie schwer ihm

selbst das Geben fällt, will er es anderen nicht zumuten und ist stolz darauf, ihnen diesen Schmerz zu ersparen. Es ist auch eine Art Mitleid, die sich schon gänzlich auf Egoismus zurückführen läßt. Nur wer richtig nehmen kann, kann richtig geben.

den 26. September.

Ein Geschäftsmann, der mir schon viele Gefälligkeiten erwiesen, frug mich heute, ob ich nicht ein Paket nach Zehlendorf bringen wolle. Ich antwortete: „Wenn es sein muß." Das nahm er übel. Ich müßte es gerne tun. Was ist das für ein Verlangen? Man denke sich in meine Lage! Kann ich gerne Laufbursche sein? Hat die Handlung nicht größeren Wert, wenn ich sie nur aus Dankbarkeit vollbringe? Nach vollzogenem Auftrag kam ich um $^3/_4$2 Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof an und wäre beinahe in einen der beiden unmittelbar darauf kollidierenden Züge der Hochbahn gestiegen. Um mir 10 Pfennig zu sparen, ging ich zu Fuß. Die Vorstellung einer Wiener Wurst ist vielleicht schuld daran, daß ich noch nicht beim Teufel bin.

den 28. September.

Ich lese in der Zeitung: „Ein kleiner Rückschlag wird wohl nur während einer Woche zu verzeichnen sein. Die Hochbahngesellschaft rechnet jedenfalls darauf, daß bis dahin der Besuch durch die Erinnerung an das Unglück beeinflußt wird."

Eine erhabene Rechenaufgabe, eine so recht im Zeichen der Hochbahn stehende Gesinnung: Immer weg über Leichen!

den 29. September.

Ich bin im Besitz von zwei unsittlichen Büchern. Ein Arzt, der mich schon oft in hochherziger Weise der größten Notlage entrissen, bat mich, sie ihm zu geben. Im Begriffe es zu tun und mir bei dieser Gelegenheit von ihm eine Mark zu borgen, kam mir plötzlich der Gedanke: Das müßtest du ja auch in deinen Tagebuchblättern erwähnen. Dann lachte ich laut auf. Die mir selbst gestellte Aufgabe, mich wahrheitsgetreu darzustellen, wäre die Triebfeder gewesen, meine wahre Gesinnung zu verleugnen. Wen hätte ich da eigentlich genasführt?! Bei einer rasch zu vollziehenden Handlung wäre jener Gedanke vielleicht auch mächtig genug gewesen, eine moralische, also dieselbe Wirkung hervorbringende Triebfeder zu unterdrücken. Es wäre mithin immer die Frage übriggeblieben, wie ich nach reiflicher Ueberlegung meiner wahren Gesinnung gemäß gehandelt hätte. Nach längerem Kampfe hielt ich es auch unter meiner Würde, mir mit Hilfe dieser Bücher Geld herauszuschlagen. Ist aber jener Gedanke nicht doch noch mit im Spiele gewesen? War sein Auftauchen nicht schon durch meinen intelligiblen Charakter bedingt? Was ist der letzte Grund gewesen, daß ich jene Handlung nicht vollzogen? Das Motiv katexochen läßt sich nie genau bestimmen. Kant spricht es doch offen aus.

Wenn wir unserem geistigen Auge ein Mikroskop aufsetzen könnten, würden wir die das Motiv bestimmenden Gedanken und Empfindungen wie die Infusorien im Wasser wahrnehmen können.

den 30. September.

Mein Gönner hat mir mit Freuden viel mehr gegeben. Habe ich das nicht vorher gewußt? Spielte ich mir also vielleicht nicht selbst eine Komödie vor? Würde ich überhaupt ein Unrecht begehen, wenn ich jene Bücher einem Arzt gebe, der sie nur lesen will, um diesen Literaturzweig kennen zu lernen? Nein! Es widerstrebte mir nur unter den angeführten Umständen. Und wenn ich eine Handlung, mag sie unsittlich sein oder nicht, dafür halte und sie dennoch vollbringe, so ist die Voraussetzung zum Verleugnen sittlicher Grundsätze und mithin die Bedingung zur Ausführung unsittlicher Handlungen gegeben. In diffizilen Fällen ist die Bestimmbarkeit der Moralität ohne Kenntnis des Intellekts gänzlich unmöglich. Durch die infolge von Not, Leiden und allerlei Schicksalsschlägen erhöhte Empfindsamkeit wird die Urteilskraft nach Maßgabe des Charakters beeinflußt, so daß manche moralische Handlung im gewissen Sinne pathologisch bedingt ist. Deshalb ist die intellektuelle Freiheit noch keineswegs aufgehoben. Der höher veranlagte Mensch wird sich nur selbst zum strengsten Richter, zum Selbstquäler, um sich seine einzige Stütze, die Achtung vor sich selbst zu erhalten, bis es ihm nach

mancherlei Fehlschlüssen, Selbsttäuschungen und Irrwegen in seltenen Augenblicken gelingt, sich durchzuringen zur Idee der Freiheit. Ein Normalmensch wird sich zu dieser Höhe nie emporschwingen. Auf Grund normaler Verhältnisse und Veranlagung ist, wie ich später zu zeigen hoffe, die Wirkung der Kausalität der Freiheit ausgeschlossen.

den 3. Oktober.

Mein Mut ist gänzlich gebrochen. Mir fehlt die Lust zur Fortsetzung des Tagebuchs. Wofür schreibe ich? Für den Ofen, wenn es mir einmal an Feuerung gebricht.

den 9. Oktober.

Meine Wirtin hat meinen Frack eingelöst und vorläufig als Pfand behalten. Gestern brauchte ich ihn für die Bühne. Als ich sie bat, ihn mir zu borgen, äußerte sie die Befürchtung, daß ich ihn vielleicht wieder nur versetzen wolle. Was spricht nicht alles aus diesem für mich keineswegs schmeichelhaften, aber fast mütterlichen Bedenken! Ich zeigte ihr in meiner Rolle die Anmerkung, daß ich als Oberbürgermeister die Majestäten im Frack zu empfangen habe. Nun gab sie ihn mit tausend Freuden. Ihr guten Menschen vom alten Schlage! Wie oft habt ihr mich zu Tränen gerührt!

den 20. Oktober.

Wenn ich mich auch über meine Umgebung hinwegsetzen kann, so läßt der Verkehr in meinem Gemüte doch einen Bodensatz zurück, dessen Dunst den Geist erschlafft. Kaum hat er sich aufgerafft, so beginnt der Tanz von neuem. Diderot sagt, daß nur der Böse die Einsamkeit liebe. Dann muß ich ein sehr böser Mensch sein.

den 25. Oktober.

In einem Bäckerladen kaufe ich mir fast täglich für fünf Pfennig Brot. Ein junges Mädchen bedient mich und sucht stets mit großer Sorgfalt das älteste Brot heraus, da ich kein frisches essen darf. Im sicheren Gefühle, daß sie mich gut leiden kann, blieb mein Herz nicht länger stumm. Allerlei törichte Gedanken stiegen in mir auf. Die Sehnsucht nach einem Herzen war so groß, daß ich sogar an eine Heirat dachte. Die Vernunft sprach bald ihr Machtwort. Ich sah die widerliche Erscheinung des alternden Liebhabers. Adieu, mein Herz! Ich muß zu Grabe gehen, ohne je wahrhaft geliebt zu haben und geliebt worden zu sein.

den 29. Oktober.

Muß ich mich von demjenigen, der mir schon mancherlei Gefälligkeiten erwiesen, fortgesetzt beleidigen lassen? Es kommt darauf an, aus welcher Gesinnung heraus er mir geholfen und ob er die rechte Einsicht

besitzt. Seine Urteilskraft muß streng geprüft werden. Bin ich überhaupt frei, wenn ich jedes Unrecht resigniert erdulde, oder Hunger und Obdachlosigkeit dem Unrechtleiden vorziehe? Schopenhauer, nach dem erst bei gänzlicher Mortifikation des Willens moralische Freiheit eintritt, würde ersteres, Kant und Lichtenberg würden letzteres bejahen, beide jedoch ihre Antwort verschieden begründen. Wie aber würde der Stoiker, der sich aus nichts auf der Welt etwas macht, darauf antworten? Und wie muß ein Mensch unter heutigen Umständen handeln? Im Falle der Obdachlosigkeit kann mich ein Schutzmann beim Kragen nehmen. Würde ich mich, um keinen Schimpf zu erdulden, nicht der Gefahr aussetzen, einen noch größeren ertragen zu müssen? Vorläufig tut mir noch die Wahl weh.

den 12. November.

Eine mir auf Grund lächerlicher Vorurteile, der Aeußerlichkeitshängerei und des daraus entspringenden Mangels an Exterieur-Sympathie zugefügte Demütigung ruft in mir ein Gefühl höherer Wollust hervor, einen moralischen Effekt, der mich für den eingetretenen Mißerfolg entschädigt. Ueber Dummheit und Beschränktheit bin ich erhaben, jede Schlechtigkeit treibt mich noch immer aus den Fugen.

Für ein ausgemachtes Honorar führte ich gestern in einem größeren Verein zwei Einakter auf.

Während der Vorstellung trieb sich hinter den Kulissen fortwährend ein junger Mensch umher, der

sich sowohl in der Garderobe als auch auf der Bühne durch allerlei Handlangerdienste nützlich und gefällig zeigte. Wir hielten ihn für einen Angestellten des Vereins, während der Theatermeister glaubte, daß er zu uns gehöre. Nach der Vorstellung war er plötzlich verschwunden, mit ihm die einer jungen Schauspielerin gehörige goldene Uhr im Werte von 80 Mark, das einzige Andenken ihrer Mutter. Das Mädchen heulte, verwünschte ihre Mitwirkung und machte mich für den Vorfall verantwortlich, mir die schreckliche Versicherung gebend, daß sie den Verlust der Uhr nicht überleben könne. Ich wandte mich an den Vorstand mit der Bitte, eine Sammlung zu veranstalten, da nach meiner Ansicht der Verein dafür zu sorgen habe, daß kein Unberufener die Bühne betrete. Der Vorstand erklärte, daß der ganze Vorfall augenscheinlich nur eine große Komödie in der Komödie sei. Ein Schutzmann wurde geholt. Ich verlangte meine Visitation und die der anderen Mitglieder. Als er dazu nicht bereit war, forderte ich das Erscheinen eines Kriminalbeamten. Vergebens. Er nannte mir das Polizeirevier, wo ich die Sache unterbreiten könne. Es war ein Uhr nachts. Nur die eindringlichsten Mahnungen bestimmten die Mitglieder, mir dahin zu folgen. Der Schutzmann hatte uns jedoch falsch unterrichtet, wir waren nicht an rechter Stelle. Die Schauspieler entfernten sich, um noch eine Fahrgelegenheit nach Berlin zu bekommen; nur in Begleitung der Bestohlenen wanderte ich in der mir fremden Gegend durch die menschenleeren Straßen nach dem uns genannten

zuständigen Revier, unter dem einen Arm zwei Uniformen, Schleppsäbel und Seitengewehr, unter dem anderen einen Zivilanzug nebst den gebrauchten Requisiten. Nach langem Klingeln wurde uns geöffnet. Wir trugen den Fall einem Schutzmann vor, der ihn dem in einem anderen Zimmer ruhenden Kriminalbeamten meldete. Nach einem kurzen Hin und Her schlug dieser plötzlich seine Tür zu mit dem Rufe: „Aus die Unterhaltung!" Der Schutzmann sagte, wir wären hier auch nicht an rechter Stelle. „Noch nicht? Ja, mein Gott, wo denn dann?" Er nannte endlich das richtige Revier. Also los! Nach langem Suchen erreichten wir auch dieses. Hier fehlte aber die uns wichtigste Person: der Kriminalbeamte. Man gab uns den Rat, den Fall auf dem Berliner Polizeipräsidium zu melden. Es war halb drei. Ich ging mit der Dame in ein Kaffeehaus, um auf den ersten Zug zu warten. Um 6 Uhr standen wir vor dem Polizeipräsidium. Ein Kriminalbeamter erklärte in dieser Sache nichts tun zu können, die Dame müsse den Fall auf ihrem Revier melden. Und das sagte man mir erst jetzt. Meine Kraft war zu Ende. Ich entfernte mich, nachdem mir die Dame das Versprechen gegeben, mir ihren Erfolg sofort zu berichten.

den 1. Dezember.

Zwei Tage wartete ich vergebens auf den versprochenen Bescheid. Ich erzählte die Geschichte meinem Freunde, der ebenfalls der festen Meinung war, daß

die Dame Komödie spiele und nun die Sache im Sande verlaufen lassen wolle. Ich wollte Klarheit haben und ersuchte sie, mir ihren Erfolg zu berichten. Schon am nächsten Morgen erhielt ich die Nachricht, daß sie die erforderlichen Schritte getan habe. Als ich gleich darauf einen Theaterunternehmer traf, der mir mitteilte, daß nach der Beschreibung derselbe junge Mann mit demselben Trick in einer Vereinsgarderobe zwei Uhren und Geldbörsen gestohlen, wurde es mir zur Gewißheit, daß auch ich ihr in Gedanken ein großes Unrecht zugefügt. Zufällig zum Fenster hinausblickend, sah ich meinen Freund, der eben zum Besuche kam. „Sehr gute Nachrichten," rief ich ihm ganz selig zu. Er mußte glauben, daß ich das große Los gewonnen, und war sichtlich enttäuscht, als ich ihm sagte, um was sich's handle. So glücklich war ich über die zutage getretene Unschuld des Mädchens und die erhaltene Handhabe, den allgemein ausgesprochenen Verdacht entkräften zu können. Später erfuhr ich noch zwei andere Fälle, in denen dasselbe Individuum als Dieb in Betracht kam. Ich lief wiederholt aufs Polizeipräsidium, wo man mich schon als Ueberlästigen behandelte, ließ mir das Verbrecheralbum vorlegen, worin ich den Dieb nicht finden konnte, und bat endlich jene Personen, die mich unter Mitteilung der späteren Fälle zu einem energischen Vorgehen ermunterten, mich durch die entsprechende Anzeige auf ihren Revieren zu unterstützen. Nur einer, dem ich meine Hochachtung zolle, hat diesen Weg nicht gescheut. Gewissenhaft unterrichtete ich auch jedesmal das junge Mädchen von dem

gegen jenen Burschen in Erfahrung gebrachten Belastungsmaterial, ihr die tröstliche Versicherung gebend, daß ihr doch mindestens für die vom Vorstande des Vereins zugefügte Beleidigung eine Genugtuung werden müsse und ich für sie wie für mich selbst den Kampf fortsetzen wolle. Endlich schrieb sie mir eine Karte, daß sie alle Hoffnungen, zu ihrem Eigentum zu gelangen, aufgegeben und mir für meine Bemühungen herzlich danke. Schluß!

den 22. Dezember.

Wieder einmal Sonnenschein! Der heutige Tag brachte mir die Weihnachtsgaben von meinen zwei Brüdern.

den 5. Januar 1909.

Man hat mich tief beleidigt. Falschheit, Hinterlist, Eitelkeit und gemeines niedriges Strebertum zwangen mich, auf meinen geringen Verdienst als Schauspieler zu verzichten. Vielleicht, daß sich jetzt noch mein letztes Ideal, und wenn auch nur für einen Tag, verwirklicht: Straßenfegen!

Ich bekenne, daß ich weder die Leiden verabscheue, noch die Genüsse verneine, daß ich mit mir völlig im reinen bin, mich also kein Selbstbetrug, kein Dogma bestimmen könnte, durch ein langsames Hinsiechen einen transzendenten Zweck zu verfolgen; ich bekenne, daß ich mich weder auf der Folter noch im Stier des Phalaris glücklich fühlen würde und auch keine Sehnsucht habe, mich nach dem von Schopenhauer so sehr

gepriesenen Rezept von Krokodilen auffressen zu lassen, wozu ich auch mit bestem Willen nicht imstande wäre, da mir das Geld zu einer Spritztour nach dem Ganges mangelt und die gezähmten Bestien im Zoo den mageren Bissen höchst wahrscheinlich verneinen würden: mit deiner Hilfe allein, wie ich dich kenne, Idee der Freiheit, werde ich hingelangen ins große majestätische Nichts! Es wird nur ein kaum hörbares Knipsen sein, das aber, wenn wirklich mit der gänzlichen Aufhebung eines Wesens die ganze Welt untergeht, euern Untergang bedeutet. Ja, ja, macht euch gefaßt! Das Ding an sich, das soll es in sich haben.

den 7. Januar.

Leopold Thurmer hat mir in der Genossenschaftsversammlung aus der Seele gesprochen. In welchen Händen liegt oft die Existenz eines Idealisten! Die Genossenschaft müßte einmal gehörig aufräumen. Wenn ein Dilettant ein paar Pfennige Geld hat, hängt er nicht selten aus Faulheit sein Handwerk an den Nagel und wird Theaterdirektor. Ein einziger Sonntag bringt einem solchen Kunstproleten oft eine Einnahme, die der auf sein Honorar angewiesene, gebildete Schauspieler im ganzen Jahre nicht erzielen kann. Es müßte der Nachweis eines gewissen Bildungsgrades verlangt werden. Ich möchte einmal unter dieser Direktorenkategorie ein Diktandoschreiben veranstalten. Was da wohl herauskommen würde! Auch den Vereinen müßte man besser auf die Finger sehen! Die diesbezüglichen

Verordnungen werden sehr schlau umgangen. Nur das geschäftliche Interesse tritt in den Vordergrund. Aus diesen Pflanzstätten gehen auch die besagten Direktoren hervor. Menschen, die nie ein geordnetes Verhältnis kennen gelernt haben, treten dem ergrauten Schauspieler gegenüber diktatorisch auf. Neulich wurde mir der Antrag gemacht, in einem Verein zu spielen. Als ich mich beim Vorstand meldete, sagte dieser, daß man sich nach der ersten Probe entscheiden würde, ob ich zur Mitwirkung befähigt wäre. Nach einer nahezu 35jährigen Tätigkeit als Schauspieler sollte ich einem Dilettantenverein Probe spielen. Das ist der Gipfelpunkt der Frechheit! Tod und Teufel dieser Wanzenbrut!

den 13. Januar.

In einem Speisehause sah ich, wie einer die Saucereste von mehreren Tellern auf seine weißen Bohnen schmierte und wohlgefällig der verlockenden Mahlzeit entgegensah. Mit derselben Zufriedenheit mag Demiurg auf sein Meisterwerk geblickt haben. Als er mich um die letzte auf meinem Teller gebliebene Kartoffel bat, blickte er mich so treuherzig an, daß es mich durchschauerte. „Mann," sagte ich, „wie gerne würde ich Ihnen helfen, ich habe aber leider selbst nichts." „O, man hilft sich schon durch," entgegnete er. „Ich verdiene freilich wenig, oft nur 50 Pfennig im ganzen Tage. Die Hauptsache ist ein gutes Gewissen. Solange man das noch hat, schmeckt alles." Und mit Wohlbehagen aß er die von Krankheitsstoffen

gesättigten Ueberreste. Er fand Geschmack an dem, was jedem anderen Ekel einflößt. Eine Unterwertung aller Werte, eine vollständige Vertierung! Und diese Umwandlung hat sich nicht bloß angesichts des Strafgesetzbuches vollzogen. Ist das nun Höhe oder Tiefe? Es kommt auf den Standpunkt des Betrachters an. Ich sah zuerst in einen grauenvollen Abgrund. Als ich mich hinein verlor, konnte ich mich der Bewunderung nicht erwehren. Der Abscheu vor der Vertierung ist an Größe gleich der Hochachtung vor der Gesinnung, die jene bewirkte.

Und dieser Mann hat von einem Fundament der Ethik wohl keine blasse Ahnung gehabt. Wo es drin liegt, liegt es drin, sonst sind alle praktischen Regeln, Sittengesetze und Imperative für die Katze. Hätte dieser Mann ein allgemein praktisches Prinzip aufstellen können? Wie hätte das wohl gelautet? Kants Reich der Zwecke setzt in erster Linie ein Reich von nur in streng geordneten Verhältnissen lebenden Normalmenschen voraus.

den 17. Januar.

Mein Freund sagte mir, daß vom Steueramt Hilfsschreiber gesucht werden. Ich ging hin. Man machte mir wenig Hoffnung, weil die Meldungen der Bewerber den Bedarf schon überschritten hatten. Wenige Stunden nach meiner Meldung erhielt ich ein Schreiben, daß von meinem Gesuche keine Notiz genommen werden könne. Diese Schnelligkeit überraschte mich, weil manche wochenlang auf die Entscheidung

warten müssen. Möglich, daß es in Rücksicht auf meine traurige Lage geschah, um mich nicht eitlen Hoffnungen hinzugeben. Doch andere sind in derselben Lage. Ich kombiniere also, daß nach Einsichtnahme in meine Personalien meine vor 25 Jahren erfolgte Verurteilung den Grund zu diesem beschleunigten Verfahren gegeben hat. Unüberlegterweise habe ich zur Empfehlung den Namen meines Freundes benutzt, der, um sich einen Nebenverdienst zu schaffen, schon durch zwei bis drei Jahre als Hilfsschreiber tätig war und sich nun wieder darum beworben hat. Wenn das für ihn nur keine üblen Folgen hat!

den 21. Januar.

Endlich habe ich einen Verleger gefunden, der sich für mein Buch zu interessieren scheint. Er versprach mir, es bis 30. des Monats gelesen zu haben und mir jedenfalls das ersehnte objektive Urteil zu geben.

den 23. Januar.

Ein Schauspieler erkundigte sich heute bei mir über einen Bureaumenschen. „Ist er brauchbar?“ „Außerordentlich, er macht die schwierigsten Sachen ohne Balanzierstange.“ — „Meineid — hm?“ „Tipptopp!“ „Den Mann werde ich empfehlen.“

den 25. Januar.

Ich schreibe wieder Rollen aus. Heute mußte ich aus zwei Büchern die von den Regisseuren während

der Proben gemachten Striche ausradieren. Eine Hundearbeit! Man kann aber dabei Studien machen. Sehr schonend angebrachte Zeichen zum Wegfallen gewisser Stellen wechselten mit mehr oder minder dicken, mit Blau- und Rotstift oft so schonungslos gemachten Strichen, daß das Papier durchrissen war. Pfui über solchen Vandalismus! Die Bücher und Rollen kosten dem Verleiher viel Geld. Ich könnte jedem dieser Streicher auf den Kopf zu sagen, was er für einen Charakter hat.

den 28. Januar.

Ich veranstaltete für meine Bekannten einen Rezitationsabend. Die Einnahme betrug 5 Mark und 50 Pfennig. Ich hatte aber keine Kosten. Uebermorgen ist ja auch der Entscheidungstag.

den 30. Januar.

Der Verleger hat sich über mein Buch sehr günstig ausgesprochen. Es ist zwar für seinen Verlag nicht geeignet, er gab mir aber ein Empfehlungsschreiben an einen anderen Verlag und 10 Mark im voraus für zwei Exemplare meines Buches. Mit dieser zarten Form des Gebens stellte er mir offenbar zugleich das Erscheinen des Buches in sichere Aussicht. Als ich mit meinem Empfehlungsschreiben zum Direktor der Zweiganstalt des anderen Verlags kam, erhielt ich ebenfalls 10 Mark, die mir zur Zeit vom Honorar abgezogen werden sollten. Was will ich mehr? Vici!

den 31. Januar.

Ich erzählte dem Theaterbuchhändler voll Freude, daß mein Buch so gut wie angebracht ist. „Immer derselbe Optimist," rief er, „Sie sind nicht zu kurieren!"

Andere behaupten wieder, daß ich an Verfolgungswahn leide. Der Böse will nicht erkannt sein. Sobald man ihn durchschaut, leidet man an Verfolgungswahn. Das ist seine beste Ausflucht. Jener besteht darin, daß die angenommene Möglichkeit des Eintritts des Befürchteten oder die Beschuldigung des Nächsten auf leerer Einbildung beruht. Sobald nicht abweisbare Gründe zu irgendeiner Annahme gegeben sind, wenn diese sogar die Gegengründe überwiegen, kann nur mehr von einem Irrtum die Rede sein. Daß ich auf Grund der traurigsten Erfahrungen oft zu schwarz sehe, gebe ich zu. Nur das Erkennen des Wesens dieser Welt schafft Pessimisten. Von Natur aus ist jeder Optimist. Ich bin es, wie jener Mann ganz richtig behauptet, zu oft und zu sehr, obgleich ich jedesmal eine Enttäuschung erfahre. In abstracto bin ich der größte Pessimist. Im besonderen Falle urteile ich nach mir selbst, im allgemeinen nach der Erfahrung. Manchmal hilft mir diese auch im besonderen Falle. Wenn es gerade paßt, wird mir jene Krankheit angedichtet, die mitunter sogar zur Ursache meiner Lage gemacht wird. Durch meine Armut erhält dieses Urteil apodiktische Gewißheit.

den 2. Februar.

Ich hatte meinem Gönner versprochen, ihm jene zwei bewußten Bücher zu geben, sobald ich mich in besserer Lage befinde. Dieser Zeitpunkt ist freilich noch nicht eingetreten, der Verleger hat mir aber eine rasche Erledigung in Aussicht gestellt. Ich bringe meinem Gönner die Bücher.

den 8. Februar.

Was ich befürchtete, ist eingetroffen: Mein Freund ist von der Steuerbehörde nicht berücksichtigt worden. Ich bin dadurch in meiner Annahme bestärkt und mache mir zugleich die größten Vorwürfe, daß meine Unüberlegtheit ihm diesen Verdienst entzogen hat. Ich hätte mich nicht auf ihn berufen dürfen, ich bin der festen Meinung, daß man auch mit dem Freunde eines Verurteilten nichts mehr zu tun haben will. Falls ich mich irren sollte, bitte ich höflichst um Entschuldigung.

den 9. Februar.

Als mich heute in der traurigsten Gemütsstimmung ein Bekannter, unter dessen Falschheit ich schon zu leiden hatte, freundlich begrüßte, erzählte ich ihm anstandslos meine Erlebnisse. Ich kenne keine Rachsucht, ich vergesse sogar ein mir zugefügtes Unrecht und Beleidigungen, so sehr ich im ersten Augenblick dagegen kämpfe, schnell und leicht. Wenn mir mein größter Feind in der Maske des Menschenfreundes entgegentritt, so gewinnt er mich für den Augenblick. Hinterher könnte

ich mir den Kopf abreißen. Daher kann es geschehen, daß ich denselben Menschen, wenn ich ihm in der nächsten Viertelstunde begegne, nicht des mir einst zugefügten Unrechts wegen, sondern aus Aerger über meine eigene Schwäche nicht beachte.

Eine Beleidigung kann mich momentan aber auch empfangene Wohltaten vergessen lassen. Es könnte einem in diesem Falle die Wahl weh tun zwischen dem Beleidiger und dem Beleidigten. Dieser hat gewiß einen schweren Standpunkt, um die für das Zurückweisen der Beleidigung entsprechende Form zu finden. Er müßte die größte Ruhe besitzen, um prüfen zu können, ob dem Beleidiger das Bewußtsein der erteilten Wohltaten eine Stütze gewesen ist. Dieser hätte dann selbst darüber quittiert. Die Beleidigung an sich würde für den Beleidigten mehr in den Vordergrund treten. Mich reißt mein Temperament hin. Hinterher kommen wieder die Vorwürfe. Zur objektiven Beurteilung eines solchen Falles müßte einem die Gesinnung beider Teile genau bekannt sein. Es ist eine höchst kitzlige Sache, über die sich eine Abhandlung schreiben ließe.

den 16. Februar.

Die Not trieb mich wieder zu meinem Gönner. Erst hinterher kam mir meine Inkonsequenz deutlich zum Bewußtsein. Ich konnte ihm die Bücher zum Geschenk machen, ich durfte nur nach meinem Empfinden keinen Vorteil daraus schlagen. Gut! Dann

hätte ich mir aber auch kein Geld mehr von ihm borgen dürfen, das vorläufig so gut wie geschenkt ist, da er es mir völlig ins Ungewisse gibt. Konnte ich mich aber meinem Gönner nicht erkenntlich zeigen und später wieder seine Güte in Anspruch nehmen? Als ich ihm die Bücher überreichte, wollte ich ein meinem Empfinden widersprechendes Motiv ausschalten, das sich jetzt wieder vordrängt und mir zuruft: „Mach' dir nichts weiß, ich bin es doch gewesen." Habe ich also meine eigentliche Absicht nicht vor mir selbst verschleiert? Es fragt sich, ob ich bei Uebergabe der Bücher, als Ausdruck der Erkenntlichkeit, nur die Vergangenheit oder auch die Zukunft im Auge hatte. Ich handelte im festen Glauben, daß ich ihn nicht mehr brauchen würde. Darin lag zugleich der Vorsatz, die Bücher auch nicht indirekt als Objekt zur Verbesserung meiner Lage zu gebrauchen oder nur als solches gelten zu lassen. Die Not war stärker als mein Vorsatz.

Es ist dies einer jener Fälle, worin der Grund zur Bestimmung des moralischen Wertes der Handlungen, da keine derselben an sich weder gut noch böse ist, lediglich auf deren Gemeinschaft zu beruhen scheint, wodurch jener aber nur problematisch wird. Nur in Beziehung zu Handlungen von positivem Charakter, welche die Gesinnung deutlich zu erkennen geben, kann deren Wert einigermaßen bestimmt werden.

In so schwierigen Fällen, in denen ich das nach meinem augenblicklichen Urteil Unzulässige nicht ausführe, das ihm zulässig Erscheinende aber ausführe, kann es daher häufig vorkommen, daß dasjenige, was

heute vor dem Richterstuhle der Moral nicht bestehen könnte, sich morgen ganz gut behaupten kann.

Wenn sich bei mir nach guten Tagen die Not ganz leise meldete, bin ich ein schwankes Rohr gewesen, sobald sie ordentlich hereinbrach, war ich frei.

Die Gewöhnung an einen oft langsamen, dann wieder raschen Wechsel der heterogensten Verhältnisse ist die Unterlage des moralischen Handelns.

den 17. Februar.

Man wird mich einen moralischen Grillenfänger nennen, vielleicht auch einen Komödianten, der, weil er sein Metier nicht mehr öffentlich mit Erfolg betreiben kann, sich aus alter Gewohnheit doch noch gelegentlich selbst was vorspielt. Laßt mir das kindliche Vergnügen! Eine solche Spielerei ist immerhin mit einer Uebung der Kräfte verknüpft, die das Verrosten feineren Empfindens verhütet.

den 20. Februar.

Was wohl aus mir geworden wäre, wenn ich mich in späteren Jahren, ohne eine andere Philosophie zu kennen, nur in Nietzsche vertieft hätte? Den Weg ins Zuchthaus hätte ich auf Grund meiner Veranlagung nicht gefunden, aber ganz sicher den ins Narrenhaus.

den 21. Februar.

Was auch immer über die Idee der Freiheit gesagt worden ist, so steht doch fest, daß sie tief ins mensch-

liche Bewußtsein eingeprägt ist. Jeder Mensch hält sich ursprünglich für frei und keiner wird nur auf Grund seiner natürlichen Einsicht von der Unfreiheit in seinen Handlungen zu überzeugen sein. Das erscheint mir wie ein höherer Fingerzeig, daß Freiheit der höchste Beruf der Menschheit ist. Jener Irrtum besteht nur in Beziehung auf die noch nicht vollzogene Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung. Jedenfalls ließe sich auf diesem gegebenen Irrtum solider und fester bauen, als auf dem phantastischen Wiederkunftsgedanken und dem erdichteten Zarathustra-Ideal. Der Mensch muß ganz heraus.

den 22. Februar.

Wenn mir ein schweres Unrecht zugefügt wurde, erfaßte mich eine heiße Sehnsucht nach dem Nichts: ich verneinte das Leben. Wurde an mir ein Werk wahrer Menschenliebe vollzogen, so bejahte ich das Leben. Nach Schopenhauer ist das aber von Uebel, da das wahre Heil nur in der Verneinung liegt. Also sind die Uebeltäter die wahren Wohltäter. Dieser Philosoph sagt das auch irgendwo. Die Nächstenliebe ist nach ihm, als Uebergangsstufe zur Verneinung, die höchste Tugend, welche in Ansehung besagter Wirkung aber dem wahren Wohle der Nächsten widerstrebt. Ich bin nun im Zweifel, ob ich mich bei den guten Menschen bedanken soll oder bei denjenigen, die mir das Leben gründlich versalzt haben.

den 23. Februar.

Ich habe einen Freund mit sehr geringer Schulbildung, aber mit starkem Wissensdrang und echtem Sinn für das Große und Schöne. Er unterhält sich mit mir gerne über Philosophie. Daß es für mich eine Unterhaltung sei, will ich nicht behaupten. Er kann mich mit seinem unverdauten Zeug oft rasend machen, manchmal aber bin ich erstaunt über seine natürliche Einsicht in tiefe Probleme.

den 24. Februar.

Aeußerer Glanz macht selbst urteilsfähige Menschen befangen. Ein Loch in der Hose läßt auf einmal alle moralischen Schwächen erkennen. Die frühere Befangenheit im Urteile weicht nun einer ebenso großen Uebereiltheit.

Wenn einer aus seiner Höhe plötzlich verschuldet oder unverschuldet herabsinkt, freut sich die Menge. Erst wenn sie sich an seinen Anblick in dieser Lage gewöhnt hat, macht ihre teuflische Freude allmählich dem Mitleid Platz. Es schmeichelt ihrem Selbstgefühl, dem einst hoch über ihr Gestandenen helfen zu können. Dieses Mitleid ist keinen Schuß Pulver wert. Das wahre Mitleid geht über in praktische Vernunft. Wenn ein armer Teufel plötzlich in die Höhe kommt, kennt wieder der Neid seiner Umgebung keine Grenzen. Man muß sich wieder erst an seinen Anblick in dieser Lage gewöhnen, um ihm wenigstens

gleichgültig gegenüberstehen zu können. Immer muß erst die Bestie gehörig gefüttert werden, bis sie zu knurren aufhört.

Ich habe einen Menschen gekannt, der seinen Vorteil genau abwog, wenn es galt, seinem Nächsten beizustehen, von seiner Gutmütigkeit aber so sehr gerührt war, daß er dabei heiße Tränen vergoß. Er hielt sich für den besten Menschen und war es also auch nach einer gewissen Philosophie. In manchen Fällen beruht das Mitleid, wie ich im Anhang zeigen werde, nur auf Einbildung. Das ist eben das falsche Mitleid. Ich habe mich stets gewundert, daß die Verächter des Mitleids keinen großen Unterschied machen. Auf die Sorte kommt es an.

den 10. April.

Ich hatte heute noch 40 Pfennig. Wie die Feiertage verbringen?! Als ich nach Hause kam, sagte die Wirtin, daß mich der Briefträger gesucht habe. Ich eilte auf die Post. Geld von meinem guten Bruder! Was für traurige Zeiten wären mir die heiligen Zeiten ohne dich!

den 24. April.

Ende dieses Monats wird seit Einreichung meines Manuskriptes ein Vierteljahr verstrichen sein. Ich habe zum Direktor der Zweiganstalt volles Vertrauen. Er kennt meine Lage und würde mich, ohne meinen Vorteil im Auge zu haben, nicht so lange warten lassen. Nur

die gewichtigsten Gründe können ihn dazu bestimmen. Vielleicht hat er die Absicht, mich einen Anspruch auf die Abnahme gewissermaßen ersitzen zu lassen.

den 26. April.

Ein Bekannter sagte mir, daß nach den Bestimmungen des Vereins zum Schutze des deutschen Urheberrechts als höchste Frist zur Prüfung eines Werkes drei Monate festgesetzt sind. Wie recht hatte ich also mit meiner Voraussetzung!

den 1. Mai.

Mein Buch ist nicht angenommen worden.

Der Direktor machte mir Aussicht, es bei einem anderen Verlag unterzubringen. Ich glaube nichts mehr. Man will mich abschütteln.

den 7. Mai.

Heute erfahre ich, daß jene Vereinsbestimmungen nicht existieren und, selbst wenn sie existieren würden, es sehr fraglich wäre, ob sich die Herren Verleger dadurch bestimmen ließen. Der Theaterbuchhändler sagte: „Nun, wer hat recht gehabt, ich oder Sie mit Ihrem Optimismus?"

den 17. Mai.

Ich hatte recht. Meine Annahme, daß mich der Direktor nur in der sicheren Voraussicht des Unter-

bringens meines Buches so lange warten ließ, ist richtig gewesen.

Heute erhielt ich von der Verlagsfirma Robert Lutz den Bescheid, daß man mein Buch mit Interesse gelesen hat und bereit ist, es zu nehmen, wenn ich die gewünschten Aenderungen mache. Mir winkt ein Vorschuß. Ich kann mich nur nicht mit allem einverstanden erklären.

den 25. Mai.

Wieder beim Theaterbuchhändler!

den 21. Juni.

O Ironie des Schicksals! Ich machte meinen ersten größeren Fund, eine goldene Kette im Werte von ungefähr 70 Mark. Ich zeigte sie meinen Bekannten mit dem Bemerken, daß ich abwarten wolle, ob sich der Verlierer durch den Verlustanzeiger melden und vielleicht eine Belohnung aussetzen werde, andernfalls ich sie im Fundbureau des Polizeipräsidiums abgeben würde. „Ochse!“ schrie einer, mir ganz entrüstet den Rücken kehrend.

den 24. Juni.

Heute ist ein schöner Tag für mich. Ich habe mich mit dem Verlag geeinigt und einen ansehnlichen Vorschuß erhalten. Wir hatten uns mißverstanden. Es hat sich hauptsächlich nur um eine gründliche Schilderung des Schmierenlebens gehandelt.

* * *

den 22. Februar 1910.

Meine Mutter tot! — — — — —

Liebe Mama, wir haben uns nie ganz verstanden. Wie hättest auch du kluge Frau mit dem hohen praktischen Intellekt dich mit mir, dem in jeder Hinsicht höchst unpraktischen Menschen, ganz verstehen können! Mich hat kein Mensch verstanden. Und die Mutterliebe mußte sich empören gegen ein Streben, das sich scheinbar immer in Utopien verlor.

Vor 30 Jahren habe ich dich zuletzt gesehen. Enkel und Enkelkinder nahmen deine Liebe in Anspruch. Wäre es mir vergönnt gewesen, dir noch einmal ins Mutterauge zu blicken: in der ersten Viertelstunde wären wir eins geworden.

den 24. Februar.

Am Begräbnistage meiner Mutter ging ich zur Stunde ihrer Beisetzung in eine katholische Kirche. Nachdem ich darin nahezu zwei Stunden zugebracht, wandelte ich im anliegenden umzäunten Garten in mich versunken auf und ab. Ich hatte den innigsten Drang, mich in dieselbe Stimmung zu versetzen, gleichsam dieselbe Luft zu atmen, die dort herrschte, wo meine Mutter zu Grabe getragen wurde. „Gehen Sie in die Kirche oder verlassen Sie diesen Ort!“ schrie mich der Wächter an. Auch meine ihm dargelegten Gründe konnten ihn nicht umstimmen. Er gab mir zu verstehen, daß er mich für einen Einbrecher halten könne. Sehe ich wirklich so aus? Ich floh in meine

Stube. Hier erst löste sich wahrhaft mein Inneres, hier erst brach im tiefsten Schmerze die dieser Stunde würdige Stimmung hervor, die an gottgeweihter Stätte — — — — —

den 28. Februar.

Mit der sorgsamsten Sparsamkeit warst du auch auf mich bedacht. Ich danke dir, liebes Mütterchen! Und meine gute Natur, die mir über so vieles hinweghalf, meine Jugend am Grabesrande —: sie sind dein Vermächtnis!

Anhang.

Es ist meine Absicht, auf Grund meiner Erfahrung anzugeben, welchen Handlungen ich moralischen Wert zuerkenne und auf welcher von seiten des Erziehers gegebenen Unterlage die Möglichkeit ihres Geschehens eintritt. Schließlich will ich auf praktisch-anthropologischem Wege zu zeigen versuchen, wie die Idee der Freiheit zur Triebfeder werden kann. Es soll dies an der Hand einer Uebersicht der Moralphilosophie von Kant bis heute geschehen. Ich bitte, mit dem Laien Nachsicht zu haben und mir zu verzeihen, daß ich es wage, an den Lehren großer Männer, zu deren Scharfsinn und Gelehrsamkeit ich voll tiefster Bewunderung und Verehrung aufblicke, vor deren Verschleierung ihrer Schwächen ich aber in demselben Maße zurückschrecke, eine dem Wortlaut nach vielleicht oft unbescheidene Kritik zu üben.

Die Ausführung meiner wesentlichen Absicht stützt sich auf Kantsche und Schopenhauersche Philosophie.

Der Ethik muß die Metaphysik vorangehen, und da es nur *eine* wahre Metaphysik geben kann, ist auch in der Moralphilosophie der Despotismus zu Hause. Der Schüler stürzt den Meister vom Throne, und der konträre Gegensatz der kurz vorher gefeierten Wahrheit nimmt den Triumph der »Wahrheit« in Beschlag.

Kant stürzt den Eudämonismus und gibt der Ethik auf Grund seiner spekulativen Philosophie eine von allem Empirischen unabhängige, rein rationale Unterlage. Im Aufbau seines architektonischen Systems erweitert die Vernunft die Verstandeskategorien zu transszendentalen Ideen. Kant findet die Idee der Freiheit[1] über den spekulativen Gebrauch hinaus zum praktischen geeignet und läßt unter deren Voraussetzung das Moralgesetz a priori

[1] Die bis zum Unbedingten erweiterte Kategorie der Kausalität.

in unſerem Kopfe entſtehen. Die praktiſch gewordene Vernunft wird zur Ausrichterin eines höchſt komplizierten Gedankenprozeſſes, deſſen Frucht der kategoriſche Imperativ iſt.

Dieſer gibt ſeinen Nachfolgern den Ausgangspunkt zu den unglaublichſten Irrfahrten. Trotzdem Kant ſelbſt wiederholt eingeſteht, daß das Moralgeſetz in der Regel erfolglos bleibe, daß es durch kein Beiſpiel, mithin empiriſch, auszumachen ſei, daß der Wille ohne andere Triebfeder bloß durchs Geſetz beſtimmt werde, wird der kategoriſche Imperativ von ihnen als begründete Tatſache hingeſtellt. Der Menſch iſt nur mehr ein Werkzeug des Sittengeſetzes. Die bisher ſo ſtiefmütterlich angeſehene Vernunft avanciert ſukzeſſive zur höchſten Machtvollkommenheit; ihr wird das Vermögen verliehen, Ueberſinnliches vernehmen zu können, bis endlich Hegel auf Grund des Spinozismus als Prinzip alles Daſeins den Weltgeiſt erkennt, die abſolute, göttliche Vernunft. Das Gute *ſoll* nicht erſt hervorgebracht werden, es iſt ſchon an und für ſich da. Er ſetzt die von Kant gründlich widerlegte ſpekulative Theologie wieder in ihre alten Rechte ein und ſtellt die von dieſem ſo klar dargelegte Erkenntnis, daß alles, „was reine Vernunft ausrichtet, indem ſie über die Grenzen der Erfahrung hinaus Ausſichten eröffnet, nichts mehr, als zwei Glaubensartikel" ſeien, jenes bewunderungswürdige, kindliche „Ich weiß nicht"[1] als die „letzte Stufe der Erniedrigung des Menſchen" hin. Es gibt kein Geheimnis mehr. Man braucht nur in ſein Inneres einzukehren, um Majas Schleier zu lüften. Ich habe das Gefühl, daß Hegel dadurch Schopenhauer den Impuls zur Erkenntnis des Dinges an ſich gegeben. Wenn dieſer das hören könnte, würde er mir freilich aus dem Grabe heraus in nicht ſehr höflicher Weiſe ſeine Meinung ſagen.

„Vehementissime invehens" erſcheint nun Schopenhauer auf der Bildfläche, ſchiebt Hegel als „eitlen Scharlatan" verächtlich beiſeite und geht „mit beſonderem Vergnügen daran, der Moral das breite Ruhepolſter wegzuziehen und die praktiſche Vernunft

[1] Dieſes „Ich weiß nicht" als Bezeichnung Kantſcher Philoſophie iſt ein von Grillparzer geprägtes Wort.

mit dem kategorischen Imperativ als völlig unberechtigte, grundlose und erdichtete Annahmen nachzuweisen." Seine Kritik der Kantschen Ethik ist sehr oft falsch. Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Er sagt z. B., daß die in Kants oberster Regel enthaltene Anweisung zur Auffindung des eigentlichen Moralprinzips auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß ich nur das wollen kann, wobei ich mich am besten stehe, also auf Egoismus beruhe, was nach seiner Behauptung durch den Kantschen Satz zum Ausdruck kommt: „daß ich ein allgemeines Gesetz, zu lügen, nicht wollen könne, weil man mir dann nicht mehr glauben oder mich mit gleicher Münze bezahlen würde." Nach Kants zweiter Formel des kategorischen Imperativs: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel braucheſt", muß ich mich als Zweck ebenso im Auge behalten wie jeden anderen; um einen Maßstab für die Allgemeingültigkeit der Maxime zu erhalten, muß ich, mich selbst zur Richtschnur nehmend, mein Wohl als identisch ansehen mit dem allgemeinen Wohle.

Nachdem Schopenhauer die Kantsche Ethik „per fas aut nefas" in den Grund gebohrt, geht er daran, in einer Eigenschaft unseres Wesens, dem Mitleid, der Ethik „ein minder breites, aber sicheres Fundament zu geben." Die königlich holländische Sozietät, auf deren Ausschreiben einer Preisfrage er die »Grundlage der Moral« verfaßt, verlangt aber ein von jeder Metaphysik unabhängiges Fundament der Ethik, weshalb er analytisch verfahren muß und das auf diesem Wege gewonnene Resultat scheinbar akzessorisch mit einer metaphysischen Grundansicht, die seine eigne ist, verknüpft. In der Vorrede zu den beiden Grundproblemen der Ethik sagt er: „Da übrigens die Dänische Akademie über das Grundgebrechen meiner Arbeit großmütig geschwiegen hat, werde ich mich hüten, es aufzudecken." Er, der vom Philosophen stets die strengste Wahrheit fordert, hütet sich aus Trotz gegen die Akademie, das Grundgebrechen zu bekennen? Es besteht darin, daß er die Hauptstütze der Moral nicht in der Vernunft, dieser spezifischen Eigenschaft des Men-

schen, sondern im Mitleid sucht, das der Mensch mit dem Tiere gemein hat. Bei einiger Kenntnis seiner Philosophie kommt man zur Einsicht, daß ihm, um seinem System treu zu bleiben, nichts anderes übrig blieb, als sich das Mitleid zum Fundament der Moral zurecht zu drechseln, weil er dieses nicht in einem Hinzugekommenen, in dem nach ihm sekundären Phänomen der Vernunft, die lediglich das Abstraktionsvermögen repräsentiert, sondern in einer Eigenschaft des Willens suchen konnte.

Dennoch muß er den Wirkungskreis der Vernunft erweitern, so sehr er sich dagegen sträubt. Er sagt: „Da unser empirischer Charakter als die zeitliche Entfaltung eines außerzeitlichen und unveränderlichen Willensaktes, oder eines intelligiblen Charakters anzusehen ist, durch welchen alles Wesentliche, das heißt der ethische Gehalt unseres Lebenswandels unveränderlich bestimmt ist und sich demgemäß in seiner Erscheinung, dem empirischen Charakter ausdrücken muß, so könnte man schließen, daß es vergebliche Mühe wäre, an einer Besserung seines Charakters zu arbeiten oder der Gewalt böser Neigungen zu widerstreben." Wer kann und soll nun an einer Besserung des Charakters arbeiten und die bösen Neigungen unterdrücken? Die Vernunft!

Ferner heißt es: „Brachte es der intelligible Charakter mit sich, daß wir einen guten Entschluß nur nach langem Kampfe gegen eine böse Neigung fassen konnten, so muß dieser Kampf vorhergesehen und abgewartet werden." „Brachte es der intelligible Charakter mit sich!" Man bedenke, was das sagt! Er brachte es mit sich, daß die Vernunft, das Akzidens, das Sekundäre, mächtiger ist als die böse Neigung, die, als zur Substanz, zum Willen gehörig, der unmittelbare Ausdruck des intelligiblen Charakters ist. Immer wieder die Vernunft!

Ich unterschätze das wahre Mitleid keineswegs, es wird nur weder auf die Dauer noch für alle Fälle hinreichend sein. Kann es mich in der tiefsten Not abhalten, einen reichen Mann zu bestehlen, oder dazu anspornen, ihm etwas Gefundenes wiederzugeben? Wird es mich vor den gemeinsten Ausschweifungen

bewahren, wenn mich nicht hygienische Gründe davon abhalten?

Aus einer gewissen Durchschauung des principii individuationis[1], d. i. aus der Erkenntnis, daß das Wesen an sich der eigenen Erscheinung auch das der fremden ist, läßt Schopenhauer die Gerechtigkeit hervorgehen. Der Gerechte sieht sich nicht mehr, wie der Böse, von allen anderen durch eine weite Kluft getrennt, er erkennt und findet sein eigenes Wesen, den Willen zum Leben als Ding an sich, schon bis auf einen gewissen Grad in der fremden Erscheinung wieder, und aus dieser Durchschauung im höhern Grade geht die eigentliche Güte der Gesinnung, die wahre Menschenliebe hervor. Und: „Alle Liebe ist Mitleid." Sollte aber wirklich dieses Phänomen einzig und allein den Egoismus, der, wie Schopenhauer sagt, „im Tier wie im Menschen mit dem innersten Kern und Wesen desselben aufs genaueste verknüpft, ja eigentlich identisch ist," in Schranken halten können? Und wenn das wahre Mitleid auf der Fähigkeit zur Durchschauung des principii individuationis beruht und auch erst auf einer hohen Stufe intuitiver Erkenntnis, die eine große Erfahrung voraussetzt, hervortritt, so ist als seltenste Ausnahme nur ein in schon sehr vorgerückten Jahren stehender Mensch wahrhaft moralischer Handlungen fähig. Dieses Identifizieren setzt schon einen gewissen Grad der Verneinung voraus. Der Ethiker muß aber gänzlich auf dem Standpunkt des Bejahers stehen. Ich behaupte, daß das Identifizieren mit dem Nächsten auf der Phantasie beruht und je nach der individuellen Beschaffenheit sehr heterogene Empfindungen hervorruft. Den einen wird das Grauen, die Furcht vor demselben Zustande zum Geben bestimmen: „Da, nimm, aber nun fort, ich kann das nicht sehen!" Den andern — ich habe es selbst erlebt — wird die hervorgerufene peinliche Empfindung in so hohen Zorn versetzen, daß er seinen Nächsten prügeln könnte; dem Dritten, auf den in einem glücklichen Augenblicke das Leid seines Nächsten einen ganz vorübergehenden,

[1] Schopenhauer nennt Zeit und Raum, weil nur durch sie und in ihnen Vielheit des Gleichartigen möglich ist, das principium individuationis.

schwachen Eindruck macht, wird es zur Abwechslung einmal, dem Vierten hin und wieder, wenn er gerade sehr viel übrig hat, ein kleines Vergnügen sein, helfen zu können; erst der Tausendste wird vielleicht den innigsten Drang dazu fühlen. Wer kann dessen Edelmut bestreiten? Es gibt wohl auch kaum ein größeres Lob als: „Das ist ein herzensguter Mensch!" Die Herzensgüte wird aber abgestumpft durch erlittenes Unrecht, durch Undankbarkeit und Bosheit. Wenn mich diese nicht erbittern sollen, muß ich schon ganz auf dem Standpunkt des Verneiners stehen oder — die Vernunft muß helfen. Ich habe herzensgute Menschen gekannt, denen es eine wahre Freude war, helfen zu können; als ich sie nach Jahren wieder traf, erkannte ich sie nicht wieder. Es fehlte eben der Eingriff der Vernunft. Ein Mensch, den praktische Vernunft regiert, wird sich in jeder Lage seiner qualitativen Aeußerung nach gleich bleiben, nur dem Grade nach wird er verschieden handeln. Durch Gewöhnung an die verschiedensten äußeren Umstände kommen die sinnlichen und seelischen Triebfedern immer mehr ins Gleichgewicht, es entsteht ein Zusammenwirken aller Kräfte: Die praktische Vernunft fängt mit Erfolg zu sprechen an. Sie sagt: „Das ist deiner unwürdig — das darfst du — das mußt du!" Die Idee der Freiheit tritt immer mehr ins Bewußtsein. Ich habe wenigstens an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß ich ohne Kenntnis ethischer Prinzipien, soweit die Selbstschätzung reicht, wahrhaft gut gehandelt habe. Oft ist es mir nicht leicht geworden; es stieg auch mancher häßliche Gedanke in mir auf, ich schreckte vor mir selbst zurück, daß mir ein solcher Gedanke überhaupt kommen konnte. Was bewirkte dessen schleunige, entrüstungsvolle Abwehr? Das sittliche Bewußtsein! Nach einer solchen Abwehr fühlte ich mich frei und glücklich. Und dieser Sieg hat der Vernunft den Boden für eine fernere Leistung schon wieder mehr geebnet.

Im Gegensatze zur imperativen Form der Kantschen Ethik sagt Schopenhauer in der »Grundlage der Moral«: „Ich setze hingegen der Ethik den Zweck, die in moralischer Hinsicht höchst verschiedene Handlungsweise der Menschen zu deuten, zu erklären und auf ihren letzten Grund zurückzuführen." Er muß

ihre Aufgabe so sehr beschränken, weil er ihr auf Grund seines Systems nur einen sehr schmalen Boden geben konnte. Ich erblicke aber die Aufgabe der Ethik nicht darin, durch Aufstellung eines sehr schmalen Fundaments nur sehr wenige Handlungen als echt moralisch nachzuweisen, sondern hauptsächlich darin, durch Angabe der praktischen Regel dem Menschen den Weg zu zeigen, nach Maßgabe seines intelligiblen Charakters, dessen Wirkung wir in der Erscheinung antreffen, in jeder Lebenslage moralisch handeln zu können.

Wir sehen, daß nicht nur das Gesamtwollen der Individuen verschieden ist, sondern auch deren Reaktion auf Motive. Während der eine in ungestümem Drange nach Genuß und Reichtum strebt, ist der andere mit einem gemäßigten Wohlleben zufrieden. Hier ist die Sucht nach Ruhm und Ehre die mit jedem Erfolge wachsende Triebfeder, dort sitzt im stillen Kämmerlein der Denker, um die Mysterien der Natur zu ergründen. Hinter allem und jedem steht die Vernunft. Sie läßt sich zur Führerin über Leichen gebrauchen, sie wird zur höchsten Stufe menschlicher Erkenntnis führen. Ist das aber ihre einzige Aeußerung? Mag die Vernunft unmittelbar von Gottes Gnaden stammen oder sich aus dem Erdkloß entwickelt haben, — ich halte mich an dieses einzige große Unterscheidungszeichen zwischen Tier und Mensch. Wer kann leugnen, daß sie die Trägerin einer sittlichen Macht ist, mag man sie Sittengesetz, moralischen Sinn, sittliches Bewußtsein oder wie auch immer nennen, mag sie a priori oder a posteriori gegeben sein: sie ist da! Auf einem Spinatboden wächst kein Spargel. Nicht selten durchbraust ihre Donnerstimme die Welt, die ganze Menschheit erhebt sich in der durch einen gewaltigen Anlaß wieder einmal aufgerüttelten Idee der Freiheit. In der Allgemeinheit wie im Individuum ist sie von der Materie der Sinnenwelt mehr oder weniger verdeckt und verschleiert. Der Grad ihrer möglichen Aeußerung ist durch den intelligiblen Charakter bedingt. Diese bei den Rassen und Individuen dem Grade nach so unendliche Verschiedenheit bezeigt den Werdegang der Vernunft: Das sich erst da und dort leise meldende, langsame Aufflackern

ihrer höchsten Bestimmung. Noch steht sie im Dienste des tierischen Willens, sie rächt aber auch jeden Mißbrauch ihrer selbst durch die Stimme des Gewissens. Auch diese wird dem Grade nach abhängen von der Stufe, die das Individuum auf dem Werdegange der Menschheit einnimmt. Die Zukunft antizipierend, hat Kants Genius eine Ethik für ferne Geschlechter geschaffen und Handlungen geboten, „von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beispiel gegeben hat."

Hegel nennt die Gewohnheit den Weg zur Freiheit der natürlichen Seele. Er sagt, „daß Begierden und Triebe abgestumpft werden durch die Gewohnheit ihrer natürlichen Befriedigung, nicht aber durch mönchische Entsagung." Wenn auch nicht durch mönchische Entsagung, so doch auch durch die Gewohnheit der Nichtbefriedigung. Das sage ich aus eigener Erfahrung. Darum sollte, wie Lichtenberg sagt, „Bedürfnislosigkeit das sein, was man der Jugend durchaus einzuschärfen, und wozu man sie zu stärken suchen müßte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher, ist eine alte, aber sehr verkannte Wahrheit." Er spricht ferner das große Wort aus: „Die Gewohnheit ist das Ding." Durch die Gewöhnung an Befriedigung und darauf folgende Nichtbefriedigung wird allmählich die Herrschaft über Triebe und Begierden errungen, als Unterlage intellektueller und moralischer Freiheit.

Je größer die Gewalt ist, die der Mensch über seine rein sinnlichen Triebe errungen, desto mehr wird das Gemüt für feinere Freuden empfänglich. Auch die Aeußerung des Mitleids hängt vom Grade jener Selbstüberwindung ab. Der Trieb, dem Nächsten zu helfen, wird aber mehr als jeder andere abgestumpft durch die schon gewohnte Befriedigung[1]. Hier ist

[1] Ich ging einmal mit einem reichen Mann spazieren. Auf dem Wege trafen wir viele Bettler. Beim ersten und zweiten griff er zuerst in die Tasche; er gab gern. Beim dritten folgte er erst ungern meinem Beispiele. Plötzlich raffte er sich auf mit den Worten: „Man muß sich konsequent bleiben!" Wer hört hier nicht die leise Meldung der praktischen Vernunft? Aus ihrem Schlummer aufgerüttelt, schob sie das ursprüngliche Motiv, vom armen Teufel nicht beschämt zu werden, beiseite.

der Entscheidungspunkt. Bei dem einen geht neben dem verlorenen Reiz zum Wohltun nach und nach eine durch trübe Erfahrungen, wie Undankbarkeit usw. erzeugte Erbitterung hervor; er wird sich selbst zum Rätsel, wie er für andere besorgt sein konnte. Vor Begierde, den erlittenen Undank zu rächen, bereitet ihm das Unrechttun, also die Bosheit, dasselbe Vergnügen, das ihm früher das Wohltun gewährte. Der andere wird sich erst einer gewissen Bitterkeit ebenfalls nicht erwehren können und geraume Zeit indifferent verhalten. Allmählich fängt die Vernunft zu sprechen an. Auf dem Boden des erlittenen Undanks treibt nun die Idee der Freiheit ihre ersten Blüten. Das Geben macht ihm keine Freude mehr, aber er gibt. Ohne die Miene zu verziehen, ohne Ansehen der Person gibt er dem Menschen überhaupt.

Ich muß hier erwähnen, daß Schopenhauer einmal betont, man müsse sich den Grundsatz „neminem laede, imo omnes, quantum potes, juva“ fest einprägen, da einem das Mitleid nicht immer zu Gebote wäre. Die Vernunft weiß sich also ohne Mitleid zu helfen. Was aber ist ein Handeln aus Mitleid, wenn die Vernunft fehlt? Ein höchst sonderbares Ding: „Keine bewußte Moralität“, die eben, wie Schopenhauer sagt, das Tier hat. Um das Mitleid als einzig echte moralische Triebfeder nachzuweisen, führt er absichtlich einen Fall der stärksten Rechtsverletzung an. Obgleich vor Entdeckung und jedem Verdachte sicher, schafft Titus, zuerst fest dazu entschlossen, seinen Nebenbuhler nicht aus der Welt. Nach der Rechenschaft, die er ihn ablegen läßt, hat er es aus Mitleid nicht getan. Im Mord spricht sich aber nach seiner Lehre die gänzliche Verneinung des im anderen Idividuum erscheinenden Willens zum Leben aus. Noch dazu in einem Morde aus Eifersucht. Um meinen Nebenbuhler nicht umzubringen, braucht also die Bejahung des Lebens, der Egoismus, bloß nicht den höchsten Grad erreicht zu haben.

In seiner Preisschrift »Ueber die Freiheit des Willens« beruft sich Schopenhauer in seiner Erklärung von dem Verhältnis zwischen empirischem und intelligiblem Charakter auf

Kant. Er betont, daß er sich gänzlich zu dessen Lehre vom Zusammenbestehen der Freiheit mit Naturnotwendigkeit bekenne, obgleich sich diese von der seinigen doch wesentlich unterscheidet.

Beide Systeme stimmen darin überein, daß der intelligible Charakter die von den Bedingungen der Sinnlichkeit unabhängige, unveränderliche Grundlage seiner Erscheinung, des empirischen Charakters ist. Nach diesem, der jenem gemäß gedacht werden muß, ist der Mensch allen Gesetzen der Sinnlichkeit unterworfen. Merkwürdig ist es, daß Schopenhauer, der so sehr darauf hält, daß das Wort genau dem Begriffe entspricht, die Bezeichnung »intelligibel« beibehält, welche seiner Darstellung des außerzeitlichen Charakters durchaus nicht entspricht.

Was ist nun das Ding an sich bei Schopenhauer und was ist es bei Kant? Dieser weist es zuerst als einen Grenzbegriff = X nach. Später tritt das Intelligible im Menschen als Wille hervor, der aber nichts anderes ist als die Vernunft, während es bei Schopenhauer der auch in erkenntnislosen Wesen vorhandene, mit dem menschlichen Willen identische Wille zum Leben ist.

Nach Kant ist der Wille eine Art von Kausalität vernünftiger Wesen, das ist „ein Vermögen, *nur dasjenige* zu wählen, was die Vernunft unabhängig von der Neigung als praktisch notwendig, das ist als gut, erkennt[1].“ Schopenhauer leugnet diese Kausalität, verwirft also auch das Sittengesetz, welches bei Kant mit der Autonomie des Willens und der Idee

[1] Kant sagt in der Kritik der reinen Vernunft: „Die praktische Freiheit setzt voraus, daß, obgleich etwas nicht geschehen ist, es doch habe geschehen *sollen* und seine Ursache in der Erscheinung also nicht so bestimmend war, daß nicht in unserer Willkür eine Kausalität liege, unabhängig von Naturursachen und selbst wider ihre Gewalt und Einfluß etwas hervorzubringen, was in der Zeitordnung nach empirischen Gesetzen bestimmt ist, mithin eine Reihe von Begebenheiten ganz *von selbst* anzufangen.“

Das mit einem Gefühle der Lust verknüpfte Wollen, mögen die Vorstellungen der Gegenstände, welche den Willen affizieren, noch so ungleichartig sein, nennt Kant das untere Begehrungsvermögen.

der Freiheit unzertrennlich verknüpft ist, und beruft sich wiederholt auf den schon vorhin von mir zitierten Satz: „Man kann also einräumen, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, so wie sie sich durch innere sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, imgleichen alle auf diese wirkenden äußeren Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mond- oder Sonnenfinsternis, ausrechnen könnte, und dennoch behaupten, daß der Mensch frei sei," wobei er aber jedesmal die Schlußworte „und dennoch behaupten, daß der Mensch frei sei" wegläßt, weil sie in sein System nicht passen.

Wenn wir nämlich, wie Kant im anschließenden Satze sagt, noch einer intellektuellen Anschauung desselben Subjekts, die uns freilich gar nicht verliehen ist, fähig wären, „so würden wir doch inne werden, daß diese ganze Kette von Erscheinungen in Ansehung dessen, was nur immer das moralische Gesetz angehen kann, von der Spontaneität des Subjekts, als Dinges an sich selbst, abhängt." Warum also das Weglassen jener so wichtigen Worte? In der Kritik der reinen Vernunft ist ein Satz, der mit dem oben angeführten große Aehnlichkeit hat. Dort fehlen aber die Worte: „und dennoch behaupten, daß der Mensch frei sei", weil Kant dort nur die Sinnesart, den empirischen Charakter, im Auge hatte. Die Handlungen werden nur auf das Sinnenwesen bezogen, hier aber das Sinnnenwesen selbst auf das intelligible Substrat.

Warum Kant hier zwischen der Einsicht in die Denkungsart, das ist in den intelligiblen Charakter, und der intellektuellen Anschauung einen Unterschied macht, ist nicht einleuchtend. Er hatte eben eine Steigerung nötig. Schopenhauer führt jene zwei Sätze an, als ob Kant damit sagen wollte, daß es nur Naturnotwendigkeit und keine Freiheit in den Handlungen des Menschen gebe. Kant hat aber zeigen wollen, daß Freiheit der Naturnotwendigkeit in einer und derselben Handlung nicht widerstreite. Man braucht sich, wie Kant sagt, nur zu

besinnen, daß die Erscheinungen noch Gründe haben müssen, die nicht Erscheinungen sind. Eine solche intelligible Ursache ist „samt ihrer Kausalität außer der Reihe, dagegen ihre Wirkungen in der Reihe der empirischen Bedingungen angetroffen werden." Was einerseits bloße Naturwirkung ist, könne doch andererseits als Wirkung der Freiheit angesehen werden; die Vernunft mache sich eine eigene Ordnung nach Ideen, in die sie die empirischen Bedingungen hineinpaßt. Eine Handlung müsse „allerdings unter Naturbedingungen möglich sein, wenn auf sie das Sollen gerichtet ist; aber diese Naturbedingungen betreffen nicht die Bestimmung der Willkür selbst, sondern nur die Wirkung und den Erfolg derselben in der Erscheinung." Wenn ich also jene tiefe Einsicht hätte, könnte ich nicht nur eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit ausrechnen: ich würde in der Kausalkette vielleicht auch da und dort ein Glied als Wirkung einer intelligiblen Kausalität, d. i. des moralischen Gesetzes, antreffen können. Eine andere Auffassung ist unmöglich, ohne mit dem kategorischen Imperativ in einen unlöslichen Konflikt zu geraten.

Kants Darstellung bewegt sich hier an den äußersten Grenzen menschlichen Scharfsinns, man staunt nur noch, mit welcher Kunstfertigkeit die höchst disziplinierte Vernunft über Riesenklippen hinwegvoltigiert, um sich das „du kannst, denn du sollst" zu retten.

Er sagt: „Und wenn wir sagen, daß, unerachtet seines ganzen, bis dahin geführten Lebenswandels, der Täter die Lüge doch hätte unterlassen können, so bedeutet dieses nur: daß sie unmittelbar unter der Macht der Vernunft stehe, und die Vernunft in ihrer Kausalität keinen Bedingungen der Erscheinung und des Zeitlaufs unterworfen ist."

Warum macht aber die Vernunft, die allen Handlungen des Menschen gegenwärtig ist, ihre Autorität nicht geltend? Warum hat sie jenen Menschen nicht bestimmt, die Wahrheit zu sagen, selbst wenn sie ihm Nachteil brächte?

„Ein anderer intelligibler Charakter würde einen anderen empirischen gegeben haben." Hier

treffen sich die zwei großen Philosophen und gehen auseinander. Die Spontaneität des Subjekts, als Dinges an sich selbst, macht das große Unterscheidungszeichen zwischen ihren Lehren über den Zusammenhang der Freiheit mit Naturnotwendigkeit. Schopenhauer verneint die reine Selbsttätigkeit der Vernunft und mithin auch die Idee der Freiheit als Voraussetzung zur Möglichkeit, unabhängig von Naturinstinkten zu handeln. Nach seiner Lehre ist Freiheit nur „im ganzen Sein und Wesen des Menschen zu suchen, das als seine freie Tat gedacht werden muß." Der Mensch ist schon, was er will. Ein Riesengedanke!

Kant läßt schließlich Gott die Ursache des Daseins der handelnden Wesen als Noumenen, das ist als Dinge an sich selbst, sein. Wenn aber ein anderer intelligibler Charakter einen anderen empirischen gegeben hätte, so würde der Mensch zwar nicht mehr ein vom obersten Meister direkt, wohl aber indirekt aufgezogener „Vaucansonischer Automat" sein. Kant gerät hier in große Widersprüche, auf die ich nicht näher eingehen kann.

— — — — — — — — — — —

Aus der Durchschauung des principii individuationis, also aus derselben Quelle, aus der die Gerechtigkeit, alle Liebe, Güte und Tugend entspringen, läßt Schopenhauer zuletzt auch die Verneinung des Willens zum Leben hervorgehen. Er sagt: Diese unmittelbare Erkenntnis der Identität des Willens in allen seinen Erscheinungen wird aber einen noch weiter gehenden Einfluß auf den Willen zeugen: Der Mensch wird auch die endlosen Leiden alles Lebenden als die eigenen betrachten. Er sieht das Ganze in einem nichtigen Streben und inneren Widerstreit, welche Erkenntnis ihn endlich zur Verneinung des Lebens führt. Die einzelnen Dinge in ihrem Verhältnisse zu seiner Person werden nicht mehr zu Motiven: Die Erkenntnis des Wesens der Dinge an sich wird nun zum Quietiv des Wollens. Der Leib, als Erscheinung des Willens, hört auf, noch irgend etwas zu wollen.

Wenn ich mich also, wie Kant sagt, in Ansehung dessen, was in mir, unabhängig von sinnlichen Antrieben, reine Ver-

nunftstätigkeit ist, als Glied einer intelligiblen Welt betrachten kann, wodurch, wenn ich solches allein wäre, alle meine Handlungen der Autonomie des Willens gemäß sein würden, da ich aber zugleich als Glied der Sinnenwelt unter Naturgesetzen stehe, gemäß sein sollen —, so ist bei Schopenhauer eine Unabhängigkeit von sinnlichen Antrieben nur auf jener äußersten Stufe intuitiver Erkenntnis möglich. Dort durch die Idee der Freiheit, hier durch die zum Quietiv gewordene Erkenntnis des Wesens der Dinge an sich. Ein Analogon zu diesem Lossagen von allem Wollen findet Schopenhauer in der ästhetischen Anschauung, wozu ein Losreißen vom Dienste des Willens erforderlich ist. Er verlangt, daß man sich in seinen Gegenstand verliere, seinen Willen vergesse, wodurch man zum reinen Subjekt des Erkennens werde. Als solches erkennt man nur noch das Wesentliche der Dinge, die Idee. Man ist dem Satze vom Grunde enthoben; zugleich ist man aber auch Individuum, als welches man ihm angehört. „Bei diesem Erkennen der Idee, dem Lossagen von allem Wollen, tritt mit einem Male völlige Ruhe ein, so daß wir für kurze Augenblicke von allen Wünschen und Sorgen befreit sind. Mithin müßte derjenige Mensch, dessen Wille nicht auf Augenblicke, wie beim Genuß des Schönen, sondern auf immer erloschen ist, ein seliges Leben führen. Aber wir dürfen nicht glauben (das ist ein wichtiger Satz! d. V.), daß, nachdem durch die zum Quietiv gewordene Erkenntnis die Verneinung des Willens einmal eingetreten ist, sie nun nicht mehr wanke und man auf ihr rasten könne, wie auf einem erworbenen Eigentum. Vielmehr muß sie durch steten Kampf immer aufs neue erworben werden."

Wenn ich jetzt infolge Erkennens des Wesens der Welt allen bisherigen Grundsätzen, Begierden und Neigungen entsage, später aber wieder in den alten Lebenswandel verfalle, so ist die Kausalkette durch eine absolute Freiheit unterbrochen worden. Nach einem gänzlichen Verlassen des Satzes vom Grunde ist es demnach möglich, ihm wieder ganz zu verfallen, so daß die Freiheit in der Erscheinung sozusagen ein- und austreten kann.

Man könnte nach Kants Lehre die Unabhängigkeit von der Nötigung durch sinnliche Antriebe die Freiheit des Lebensbejahers nennen, während es bei Schopenhauer die Freiheit des Verneiners ist. In Ansehung des Bejahers wird die Handlung in der Erscheinung von einer ihrem Vermögen nach intelligiblen Ursache „allen Gesetzen der empirischen Kausalität gemäß sein". Wenn ich aber davon abstrahiere und nur die Unabhängigkeit von der Nötigung durch sinnliche Antriebe, die darauf gemäß meiner subjektiven Beschaffenheit wieder mehr oder weniger Gewalt über mich gewinnen können, ins Auge fasse, ohne die Dauer dieser Unabhängigkeit zu berücksichtigen, so kommt es, wenn man sich recht besinnt, schließlich auf eins hinaus, ob mich das durch das Erkennen des Wesens der Welt eingetretene Quietiv des Wollens oder die Idee der Freiheit dazu bestimmte.

Das habe ich vorläufig feststellen wollen.

Nun noch einiges über Schopenhauers Ding an sich und seine Verneinung des Willens.

Er sagt endlich klar und deutlich, daß die Erkenntnis des Dinges an sich zwar von den Formen des Raumes und der Kausalität, die der äußern Erkenntnis anhängen, frei sei, daß ihr aber noch die Form der Zeit anhafte, infolgedessen wir den Willen nicht im Ganzen an und für sich, sondern nur in seinen successiven einzelnen Akten erkennen, daß er ferner streng genommen auch im Selbstbewußtsein noch an die Form der Vorstellung gebunden sei und daher für uns in gewissem Grade immer noch Erscheinung bleibe. Wenn man auch die Ueberzeugung erhält, daß seine Lehre vom Ding an sich, dem Willen zum Leben, große Lichtseiten hat: durch seine Verneinung des Willens gerät er in Widersprüche. Er sagt: „Man könnte behaupten, daß wenn, per impossibile, ein einziges Wesen, und wäre es das geringste, gänzlich vernichtet würde, mit ihm die ganze Welt untergehen müßte." Nun verlangt er aber vom Verneiner eine gänzliche Mortifikation des Willens. Wie reimt sich das zusammen? Da, wie er sagt, jeder Mensch gewissermaßen als eigene Idee anzusehen ist und mit jedem In-

dividuum gewissermaßen eine neue platonische Idee in die Erscheinung tritt, so könnte man wohl die Frage stellen, ob der Verneiner nicht die Idee, die adäquate Objektität des Willens, mortifiziert. Freilich müßte mit ihm auch die Hälfte der Ideen seiner Vorfahren und Nachkommen untergehen, da sich die Idee der Kinder aus der der Eltern zusammensetzt.

Um seine großen Widersprüche zu zeigen, führe ich folgende Stellen an. Die Schlagworte sind von mir hervorgehoben. Er sagt im vierten Buche seines Hauptwerks: „Freiwillige, vollkommene Keuschheit ist der erste Schritt in der Askese oder der Verneinung des Willens zum Leben. Sie verneint dadurch die über das individuelle Leben hinausgehende Bejahung des Willens und gibt damit die Anzeige, daß mit dem Leben dieses Leibes auch der Wille, dessen Erscheinung er ist, sich aufhebt." Er sagt ferner über den Verneiner: „Wie den Willen selbst, so mortifiziert er die Sichtbarkeit, die Objektität desselben, den Leib!" — „Mit ihm endigt hier nicht, wie bei anderen, bloß die Erscheinung, sondern das Wesen selbst ist aufgehoben." — „Daß der Selbstmord die willkürliche Zerstörung einer Erscheinung, bei der das Ding an sich ungestört stehen bleibt" — usw.

Daraus geht offenbar hervor, daß durch die Verneinung das Wesen selbst, also das Ding an sich, aufgehoben wird.

Dagegen führe ich aus dem zweiten Bande seines Hauptwerkes folgende Stellen an.

„Daß das Ding an sich, welches wir am unmittelbarsten im Willen erkennen, ganz außerhalb aller möglichen Erscheinung, Bestimmungen, Eigenschaften, Daseinsweisen haben mag, welche für uns schlechthin unerkennbar und unfaßlich sind, und welche eben dann als das Wesen des Dinges an sich übrig bleiben, wann sich dieses, wie im vierten Buche dargelegt wird, als Wille frei aufgehoben hat." Danach wäre also das Ding an sich, dessen Einfachheit er stets betont, etwas Zusammengesetztes, und der Wille eine Eigenschaft desselben, welche es bei der Verneinung verliert. Dieser Vorgang und die Zusammensetzung selbst setzen aber Zeit und

Raum voraus, welche Formen dem Ding an sich fremd sind. Dann heißt es wieder: „Ding an sich aber ist allein der Wille.“ In »Ueber den Willen der Natur« sagt er: „Bei mir ist das Ewige und Unzerstörbare im Menschen der Wille.“ Wie soll dieser also gänzlich mortifiziert werden?

In den »Parerga« erhalten wir endlich in Parenthese eine offenbar durch seine Ausleger provozierte Aufklärung, wodurch er aber im Grunde nur ein sehr verschleiertes Bekenntnis seiner Schwächen ablegt. Er sagt: „Gegen gewisse alberne Einwürfe bemerke ich, daß die Verneinung des Willens zum Leben keineswegs die Vernichtung einer Substanz besage, sondern den bloßen Aktus des Nichtwollens — —“ Keineswegs die Vernichtung! Wie zweideutig! Es bleibt von der Substanz, dem Wesen des Dinges an sich, noch mancherlei übrig, nachdem es sich, wie aus dem oben angeführten Satze hervorgeht, als Wille frei aufgehoben hat. Ferner spricht er vom bloßen Aktus des Nichtwollens. Ebenfalls ganz unklar. Wenn es den bloßen Aktus des Nichtwollens betrifft, der selbst Erscheinung ist, würde ja der ganze Vorgang, auf deutsch gesagt, hübsch »unter uns« bleiben. Dann heißt es: „Die Bejahung und Verneinung des Willens ist ein bloßes Velle und Nolle. Das Subjekt dieser beiden Aktus ist eines und dasselbe, wird folglich weder durch den einen noch den andern Aktus vernichtet. Sein Velle stellt sich dar in dieser anschaulichen Welt, die eben deshalb die Erscheinung ihres Dinges an sich ist. Vom Nolle erkennen wir keine andere Erscheinung, als bloß die seines Eintretens, und zwar nur im Individuum, welches ursprünglich schon der Erscheinung als Velle angehört.“ — Erscheinen kann aber nur das Ding an sich. — „Daher sehen wir, solange das Individuum existiert, das Nolle stets noch im Kampf mit dem Velle: hat das Individuum geendigt, und in ihm das Nolle die Oberhand behalten, so ist dasselbe eine reine Kundgebung des Nolle gewesen.“ Der zweideutige Ausdruck »reine Kundgebung« ist hier ebenfalls absichtlich gewählt. Das Nolle schlägt sich also mit dem Velle herum, daß die Haare fliegen, und tritt mit

diesem abwechselnd in den Vordergrund. Bis zum Tode bleibt es unentschieden, ob das Individuum eine reine Kundgebung des Velle oder des Nolle war. Nach Auflösen der Erscheinung des Willens zum Leben zeigt es sich, ob sich dieser in ihr sukzessive in den Willen zum Nichts verwandelte, der dann losgelöst von der Substanz, dem eigentlichen Ding an sich, im »relativen Nichts« als selbständig gewordener Herr ein seliges Nichtsein führt. Wer kann sich da zurechtfinden!

Warum hat denn Schopenhauer die Einschränkung seiner Lehre nicht zusammenhängend im Haupttext gegeben, sondern ganz zerstreut, an Stellen, wo man sie gar nicht suchen würde? Ferner sagt er: „Die Individualität inhäriert dem Willen nur in seiner Bejahung, nicht aber in seiner Verneinung." Es bedarf wohl keiner Erörterung, daß das gesamte Wollen, als Nichtwollen, kein individuelles Gepräge zeigen kann, daß es aber, als wahre Verneinung durch den intelligiblen Charakter bedingt, die stärkste und erhabenste Individualität verleiht. Gibt es aber wahre Verneiner? Auch in rein subjektiver Hinsicht wird die Verneinung hinfällig. Gemäß seiner Lehre, daß durch die ästhetische Freude am Schönen der Mensch, dem Dienste des Willens enthoben, selige Augenblicke genießt, und mithin das Leben desjenigen, dessen Wille für immer beschwichtigt, ein seliges ist, könnte man wohl fragen, ob nicht die Voraussicht dieser Seligkeit, die der höhere Mensch nach einem wechselvollen Leben in Augenblicken großer Entsagung in der damit verknüpften Gemüts- und Geistesruhe kennen und schätzen lernte, zur Triebfeder der Verneinung und mithin zum eigentlichen Zwecke wurde? Aus dieser Erkenntnis ist der Kynismus hervorgegangen. Schopenhauer macht zwischen diesem und der Verneinung einen großen Unterschied. Stolz kennzeichne den Geist des Kynismus, Demut den der Verneinung. Beider Askesis ist aber aus der intuitiv aufgefaßten Erkenntnis der Welt hervorgegangen, Kyniker und Verneiner erkannten die Nichtigkeit alles Strebens, aller Wünsche. Jener war diesem sogar überlegen: er ist mit einem »seligen« Leben auf Erden, das die Tugend hervorbringt, zufrieden gewesen. Zu jener Zeit hätte es auf Grund

der herrschenden ethischen Prinzipien noch keine Verneiner im Schopenhauerschen Sinne geben können. Er sagt: „Ein Heiliger kann voll des absurdesten Aberglaubens sein oder er kann umgekehrt ein Philosoph sein: beides ist gleich. Sein Tun allein beurkundet ihn als Heiligen: denn es geht in moralischer Hinsicht nicht aus der abstrakten, sondern aus der intuitiv aufgefaßten unmittelbaren Erkenntnis der Welt und ihres Wesens hervor, und wird von ihm nur zur Befriedigung seiner Vernunft durch ein Dogma ausgelegt." Es ist die Frage, ob es ohne Dogmen, Aberglauben und die Aussicht auf ein seliges Leben nach dem Tode Heilige gegeben hätte. Ich wundere mich, daß Schopenhauer, der stets betont, daß sich aus den Folgen nie mit Sicherheit der Grund bestimmen läßt, gerade hier eine Ausnahme macht. Ich habe neulich gelesen, daß sich ein Menageriebediensteter aus unglücklicher Liebe in den Rachen einer Löwin stürzte. Diese Art Selbstmord soll aber die Verneinung des Willens zum Dasein kennzeichnen, während der gewöhnliche Selbstmörder nur das Individuum verneint. Ist nun das Motiv der unglücklichen Liebe plötzlich zum Quietiv des Wollens geworden? Aus Handlungen läßt sich nicht immer die Gesinnung erkennen. Man könnte am Schluß seiner Darstellung der Verneinung, mit der er seiner so glanzvollen Lehre die Krone aufsetzen wollte, fragen: „Wozu der Lärm[1]?"

Nietzsche stellt Schopenhauers ganze Philosophie auf den Kopf: jeder Satz wird zum diametralen Gegensatz der Lehre des von ihm vorher vergötterten Mannes. Mit noch größerem Pathos als Schopenhauer für die Verneinung tritt er für die Bejahung des Lebens ein und packt kurzweg das Mitleid am Kragen, um es aus der menschlichen Natur hinauszuwerfen. Sein Kampf gegen das Mitleid ist ebenso unfruchtbar wie Schopenhauers Aufstellung desselben als Fundament der Moral. Es wird sich behaupten, solange es Tiere und Menschen gibt[2].

[1] Bei Durchsicht der Korrektur kommt mir die Befürchtung, daß ich dem großen Manne gegenüber nicht pietätvoll genug gehandelt, d. h. meinen Gedanken nicht die rechte Form gegeben habe.

[2] Kerner teilt die Geschichte einer Gans mit, die das Bein gebrochen und

Nicht aus Mangel an Mitleid hilft der Reiche nicht dem Armen, sondern nur, weil er dem Elend nicht ins Auge sieht. Der Gedanke, daß das Mitleid ein Gift für die menschliche Kultur sei, ist ihm vor Nietzsche nicht in den Sinn gekommen. Sein Verkehr beschränkt sich aber nur auf seinesgleichen, die Exterieur-Sympathie und allerlei auf Stand und Geburt gegründete Vorurteile werden die Exzitatoren des Mitleids. Im Anblicke der selbstverschuldeten Not eines ihm an Rang Gleichstehenden denkt er gar nicht daran, daß es unnatürlich sei, etwas dem Untergang Geweihtes im Verfall aufzuhalten.

Aber nur ein selbst durchgemachtes Leiden weiß man gehörig zu schätzen, und der Hartherzigste wird in der Anschauung eines analogen Falles Mitleid empfinden. Da jedoch selbst die Wirkung gleicher Ursachen von der Individualbeschaffenheit und der Verkettung äußerer Umstände abhängt, kann dieselbe Ursache dem Grade nach so vielerlei verschiedene Wirkungen erzielen, als es Menschen gibt. Was den einen oft zur Verzweiflung bringt, hat einen anderen, als er es erlebte, kalt gelassen. Es kann daher auch vorkommen, daß der Mitleidigste bei Erkenntnis der Ursache über das Leiden seines Nächsten in lautes Lachen ausbricht. Man müßte stets zugleich der andere sein können. Ein Steinchen, das du mit deinem Fuße leicht beiseite schiebst, kann mir den Rest geben, weil es das millionste ist, das ich beseitigen mußte. Das Hinwegräumen der kleinen Hindernisse, die einem in den Weg gelegt werden, ist es, wodurch zuletzt selbst Riesenkräfte erlahmen.

Davon wißt ihr nichts, ihr dort, jenseits von Gut und Böse, auf den Bergterrassen des Apennin, am Golf der »la Superba« und am See von Silvaplana. Umfaßt dort glühend den Wiederkunftsgedanken, ihr Göttlichen, mästet ihn mit Austern und Schnepfendreck, badet ihn in Sekt und Burgunder, und wenn ihr einen gefallenen Riesen auf eurem Wege findet, so geht ja an ihm vorüber: es ist ein von der Natur Ausgespiener!

der von anderen Gesellschaft geleistet wird. Bei Herdentieren ist das Beistehen die Regel; Herdenmenschen sollen es ja unterlassen: es ist Gift!

Mir kommt Nietzsches Philosophie vor wie ein Haus mit hundert Toren und tausend Hintertüren. Wenn der Angreifer alle Haupttore besetzt hat, findet der Nietzscheaner immer wieder eine Oeffnung, durch die er entschlüpfen kann. Angesichts der vielen Auffassungsmöglichkeiten des Uebermenschen wird es schließlich dem Geschmacke des einzelnen überlassen, wie er sich dieses Ideal zurechtdichten will. Ein in glänzende Form gebrachtes dichterisches Phantasiegebilde wird von diesen Schöpfermenschen mit einer Schneidigkeit, hinter der sich Prometheus verstecken kann, zu einer kosmischen Tatsache umgewertet. In einem solchen Buche las ich: „Nehmen wir einmal an, der Uebermensch wäre Wirklichkeit geworden, hätte sich in Fleisch und Blut verwandelt und schritte als lebendiges Wesen unter der Sonne einher — so würde er für uns zwar, die wir nicht oder noch nicht Uebermenschen sind, nach wie vor ein Ziel unseres Werdens usw. bedeuten." Noch nicht! Er räumt es gnädigst ein, daß wir es noch nicht sind. Seht euch dieses Material zum Uebermenschen genau an! Die erste Vorbedingung ist freilich erfüllt: Das asketische Ideal ist längst überwunden, der Mensch will kein Himmelreich mehr, ein Auto, das über Leichen geht, bietet ihm vollauf Ersatz dafür, die scheußlichsten Verbrechen sind an der Tagesordnung, die Bestie ist herausgebrochen. Das ist aber auch alles. Schafft nun aus dieser perversen Bestie, ihr Schöpferkünstler, den Uebermenschen!

Daß der Wiederkunftsgedanke, wenn er im menschlichen Bewußtsein Wurzel gefaßt, den Menschen zum höchsten Streben anspornen würde, liegt auf der Hand. Wie aber könnte dieser Gedanke Eingang finden? Sollte er dem Kinde eingeprägt, als Tatsache des Bewußtseins proklamiert werden und sich dann vererben von Geschlecht zu Geschlechte? Gesetzt, es wäre möglich: Wie viele große Wahrheiten würden von dieser großen Lüge begraben werden! Wenn aber die ewige Wiederkunft auf Wahrheit beruhte, oder das Ding an sich und die Natur, einmal zu einem kleinen Scherze aufgelegt, sich diesen Hirngespinsten fügen würden: Welches Schauspiel würde uns die Welt einst bieten? Wie würde sich die bisher ver-

gangene, aber immer gleich wiederkehrende Menschheit dem durch die Bildungsmacht des Wiederkunftsgedankens hervorgegangenen Uebermenschentum gegenüber ausnehmen? Als Fäustling stünde Faust dem Nietzscheanischen Riesengeschlecht gegenüber. Und der Schöpfer Nietzsche selbst — wie würde er dastehen, der schließlich selbst bekennt, daß der Wiederkunftsgedanke in ihm seine Macht verloren? Es würde Stoff zu einer Posse geben, wie er drastischer nicht erdacht werden kann.

Nietzsche verneint die Voraussetzung für die Moral. Wo ist die Voraussetzung für die Verwirklichung solcher Ideen? Die Herdenmenschen sollen ihr höchstes Ziel darin erblicken, den Uebermenschen hervorzubringen. Nicht mehr das Volk soll Selbstzweck sein, nicht mehr der einzelne soll sich der Allgemeinheit unterordnen: Der Egoismus aller dem einen großen Egoisten! Hier wird das Kantsche Reich der Zwecke auf den Kopf gestellt. Daß sie dadurch an ihrer eigenen Vervollkommnung arbeiten würden, kommt mir vor wie die Versicherung eines reichen Industriellen, der an seinem Geburtstage den ausgemergelten Arbeitern Honig ums Maul schmiert. Und wenn die Menschheit den Uebermenschen schaffen soll in der Voraussetzung, von ihm dereinst beschenkt zu werden, so wäre das ein Zeichen des höchsten Schwächebewußtseins, das mit der zu erfüllenden Aufgabe in keinem Einklang stünde. Vorläufig aber ist noch das Genie da — der Ansatz zum Uebermenschen: bis zum Einschlagen des »Blitzes« wird ihm die Herrschaft zuerkannt. Wo läuft er also schließlich doch hinaus? Wer soll herrschen? Der Intellektualmensch! Die Vernunft!

Nietzsches so sehr gerühmte Sätze, daß der Mensch, wenn er sich nicht mehr für böse hält, aufhört, es zu sein, und daß der Wert einer Erkenntnis nicht in deren tatsächlicher Wahrheit, sondern im Glauben an diese Wahrheit liege, sind nur Nachbildungen des Kantschen Satzes: „Ein jedes Wesen, das nicht anders als unter der Idee der Freiheit handeln kann, ist eben darum in praktischer Hinsicht wirklich frei", worin aber ein tiefer Gehalt liegt, weil die Idee der Freiheit in der Ver-

nunft ihren Sitz hat, während jene ihre Voraussetzung nur in der Einbildung haben.

Um Erlösung vom Leide zu finden, schuf Nietzsche das Sinnlichkeitsideal des Uebermenschen. Hat er sie gefunden? Nein! Ueber den höheren Menschen steigt Zarathustra hinweg, weil er kein Schaffender ist, kein Selbstbefreier. Aus Not nicht schaffen zu können, ist ja gerade sein Leid. Dennoch kann er zum Schaffenden werden. Durch eine im harten Kampfe an der Hand der Gewohnheit mögliche Anpassung an alle Lebenslagen, worunter ich nichts anderes als Einverleibung verstehe, wird er sich endlich selbst befreien. Dadurch ist er ein Schaffender und in meinem Sinne auch ein Mächtiger geworden. Er braucht deshalb durchaus kein Lebensverneiner, also Unterdrücker der Leidenschaften zu sein; er hat nur die Macht errungen, sie lenken zu können. Die »kleine Vernunft« hat die große Vernunft am Gängelbande. Diese erhält ihren Urlaubsschein, sich auszulachen und auszutollen, auch wohl zu einem Ausflug nach der Riviera — sie wird bei höheren Exkursionen ihrer Herrin bescheiden in den Winkel kriechen.

Ich bewundere den großen Dichter Nietzsche; seinen im Rauschzustande der Inspiration 6000 Fuß jenseits von Menschen und Zeit entstandenen Phantasiegebilden kann ich keinen praktischen Wert zuerkennen.

Es gibt ein Mittelding zwischen Hegels göttlicher und Nietzsches kleiner Vernunft. Kants Fehler war, daß er ihr in sittlicher Hinsicht zuviel, im abstrakten Gebrauche zu wenig zuerkannte und dafür dem Verstande zuviel zuschob. Auch wollte er sie nicht als Ausrichterin sinnlicher Absichten gelten lassen, wofür er den Instinkt für geeigneter hielt. Schopenhauer nahm ihr wieder die von Kant verliehenen Eigenschaften gänzlich, indem er sie lediglich zum Abstraktionsvermögen degradierte. Was ist sein Mitleid ohne die »sekundäre« Vernunft, was die »große« Vernunft ohne die »kleine«? Arme Vernunft, was hast du schon ausstehen müssen! Je nach Bedarf des Systems wurde sie bereichert oder geplündert. Nietzsche geriet dagegen mit seiner Verherrlichung der körperlichen Stärke ohne System in den

größten Irrtum: Die Vernunft ist nur mehr ein Werkzeug des Leibes.

Wohin wäre ich ohne sittliche Vernunft gekommen! Ich habe aber erfahren, daß sie in mir einen fast nur negativen Charakter zeigte, indem sie mich mehr vom Bösen ferne hielt, als zum positiv Guten anspornte.

Das war in meiner Lage auch gerade genug. Mehr als die Negation des Bösen ist überhaupt nicht nötig. Sobald kein Unrecht mehr geschieht, wird das positiv Gute überflüssig.

Ich schreite nun zu meiner eigentlichen Aufgabe: zu zeigen, wie die Idee der Freiheit zur Triebfeder werden kann. Da dieses nur an einer äußersten Grenze möglich ist, könnte man auch sagen, daß, wie nach dem Schopenhauerschen Kausalitätsgesetze der ganze Zustand die Ursache des nächstfolgenden ist, so auch das ganze Selbst zum Evolutionsprinzip der Freiheit werden könne. Der Erzieher mag seine Schlüsse daraus ziehen.

* * *

Man könnte sagen, daß ich in frühester Jugend eine große Anlage zum Bösen zeigte. Ob meine Taten die Wirkungen einer bösen oder übelgeleiteten Gesinnung waren, konnte erst die Zukunft lehren. Mein lebhaftes Temperament mußte so oder so zum Ausbruch kommen. Jedenfalls ist nur der Grad meiner Aeußerungen auf Rechnung meiner so früh entwickelten geschlechtlichen Energie zu setzen. Die Qualität der Aeußerungen wird nach gereifter Erkenntnis vom intelligiblen Charakter bestimmt, während auf einem höheren Standpunkte von diesem die Aeußerung der Freiheit dem Grade nach abhängig sein wird.

Man hat gesehen, wie ich durch Schläge immer verstockter wurde, während ein Blick die größte und beste Wirkung ausübte. Nur für den unmittelbaren Ausdruck der Vernunft war meine Vernunft empfänglich. Ich fälschte die Unterschrift meines Vaters. Gleichsam als Aequivalent für die ihm versagte Pflege hat sich der Intellekt selbst eine Aufgabe gestellt, die er voll

Eifer löste. Die schlechte Tat brachte eine gute Wirkung hervor. Hegel erblickt in der Geschichte den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Jene zeigt aber, daß dieser Fortschritt nicht durch moralische Mittel erreicht wird. Mein Selbstbewußtsein wurde erhöht; ich hatte nach der Hauptprüfung das freudige Gefühl, meinen Eltern schweres Leid erspart zu haben, das durch den sonst bestimmt eingetretenen Verlust eines Jahres noch erhöht worden wäre. Mein Ehrgeiz bäumte sich dagegen auf, ein auf Grund einer instinktiv gefühlten falschen Behandlung hervorgegangenes Resultat auf Rechnung angeborener Faulheit, mangelnder Fähigkeiten und anderer Defekte setzen zu lassen. Man kann sagen, daß die Furcht vor der Strafe mich zu jener Handlung bestimmte. Darauf entgegne ich, daß nicht die Strafe selbst, sondern deren moralische Bedeutung auf mich den tiefsten Eindruck machte. Nicht der Leib: die Vernunft erhielt die Peitsche. Die unverdiente Strafe reizte mich zu bodenloser Wut, während mir die verdiente dem Grade nach fast nicht genügte. Hätte man die Fälschung der Unterschrift erkannt, so würde ich die Strafe als wohlverdient ertragen haben: das Gefühl der eigentlichen von seiten meiner ersten Lehrer gegebenen Wurzel meiner Fehltritte würde aber immer schärfer hervorgetreten sein. Als ich die Bedeutung meiner Taten schon zu ermessen anfing, hatte ich sie doch nie ernst genommen. Stets hat mich das Gefühl begleitet, daß ich mich auf mich selbst verlassen könne. Das traurigste Ereignis rief endlich den Machtspruch der Vernunft hervor. Hinfort ehrlich zu handeln, war ihr erstes Gebot.

Man hat gesehen, wie ich als Knabe Menschen und Dinge nicht mit gewöhnlichem Auge ansah und schon manchem Rätsel gegenüberstand. Durch die Pedanterien und das auf lächerliche Aeußerlichkeiten und leere Formen gerichtete Augenmerk der Herren Apotheker blieb mir der wahre Sinn des Berufes verborgen. Als ich ihn zu erkennen anfing, war die Lust dazu schon einer anderen Neigung gewichen. Ich wollte die Idee jeder Sache erfassen. In meinem Unglücke wurde der Schmerz der Erreger der Sinnlichkeit. Was an jedem Normalmenschen

spurlos vorübergegangen wäre, ist mir zur Quelle alles Elends geworden.

Der von meinen Lehrherren auf mich ausgeübte persönliche Zwang machte mir meinen Beruf endlich gänzlich verhaßt und trieb mich zur Bühne. Negative Bestimmungsgründe brachten meine intelligible Maxime zum ersten entscheidenden Ausdruck. Heilige Ehrfurcht vor der Kunst und glühender Ehrgeiz versetzten mich in einen Zustand heftiger Erregung, durch den mir ein an sich unbedeutendes Leiden immer verhängnisvoller wurde. Um mich von einer qualvollen Idee zu heilen, entsagte ich diesem Berufe, ohne deshalb die Forderung meines innersten Wesens aufzugeben. Ich wurde Abiturient. Ein neuer Mißerfolg war die Frucht des eifrigsten Strebens. Das entmutigte mich nicht, noch einmal bei der Bühne mein Glück zu versuchen. Den in der Not des Daseins gereiften Grundsatz, jedem sein Recht zu geben, verlangte ich auch mir gegenüber respektiert zu sehen, und jedes mir oder anderen zugefügte Unrecht konnte mich gewaltig erregen. In diesem Streben habe ich unbewußt ein Surrogat für die nicht befriedigten Ideale gefunden. Die Kluft zwischen mir und meiner Umgebung wurde immer größer und ich war aufrichtig genug, ihr meine Gesinnung nicht zu verhehlen. Der Konflikt war gegeben, die Zahl der Feinde vermehrte sich, und die Armut war ihr Gefährte, mir ein Emporkommen unmöglich zu machen. In der Einsamkeit, im Elende, hatte ich stets die Kraft, jeden niedrigen Gedanken fernzuhalten. Im Kampfe um den Bissen Brot, bei aufreibender unbefriedigender Tätigkeit bin ich oft der Versuchung unterlegen. Der Versucher bin ich nie gewesen. Nur zur Betäubung meiner intelligiblen Maxime stürzte ich mich in den Sinnestaumel, oft Recht und Pflicht vergessend, nur von der Aussicht auf ihre Erfüllung abhängig, war ich Herr meiner selbst oder ein schwankes Rohr im Winde.

Ich habe, wie jene beiden obenerwähnten Fälle zeigen, mit Ueberwindung der gewohnten Armut frei, mit Nichtüberwindung des ungewohnten Besitzes unfrei gehandelt. In der Not schliefen alle Neigungen und Begierden den Schlaf des

Gerechten; der idealen Forderung, die der Wirklichkeit stets unterlag, war durch die Phantasie ein freies Feld gegeben. Im zweiten Falle weckte jene der ungewohnte Besitz. Späterhin war auch die Macht gewichen, die ein rascher Eintritt des Besitzes über mich gewinnen konnte. Nur dem so krassen, ganz plötzlich sich ergebenden Kontraste war mein Gemüt anfänglich nicht gewachsen.

Im Auf- und Niedergehen meiner Verhältnisse lernte ich Menschen und Dinge immer genauer kennen und fing im Bewußtsein dieser Erkenntnis an, ihr selbst ein Interesse abzugewinnen. Die mir auferlegte Entsagung wurde mir erleichtert durch den Anblick der von ihrem Gegensatze erzielten Wirkung; der Intellekt ermüdete in seinen vergeblichen Anpreisungen des der verlockenden Gegenwart entnommenen Stoffes und konzentrierte sich immer mehr auf abstrakte Gedanken; mein nie aufgegebenes Streben nach Glückseligkeit machte ihn immer erfinderischer, das von der Außenwelt nicht zu erwartende Glück in den entlegensten Plätzchen der Innenwelt zu suchen. Im Verhältnisse des sich immer mehr zum Zwecke herausschälenden reinen objektiven Erkennens ward mir die Befriedigung physischer Bedürfnisse immer mehr Mittel zum Zwecke; immer mächtiger trat die ideale Forderung hervor, als Trägerin aller Handlungen und Motive. Durch alle möglichen Sinnlichkeitsideale immer höher und höher geschraubt, klammerte sie sich in ihrer Not an jeden Strohhalm der Vernunft, bis ich, am äußersten Punkte angelangt, nur auf mich selbst angewiesen, auch in mir selbst den Erlöser erblickte.

Aussichtslos und verzweifelt stand ich an jenem Abend an der Ecke, um im Trunke Vergessenheit, das mir in dieser Lage höchste erreichbare Glück zu suchen.

Da ging vor mir auf ein schwaches Licht und wurde immer mächtiger und größer; das schon gereifte intuitive Erkennen des Wesens dieser Welt traf an der äußersten Grenze zusammen mit der durch Gewöhnung an Not und Elend nicht mehr gehemmten Spontaneität: immer mehr verlor ich mich in das Land der Freiheit. An dieses mir einzig erreichbare

Ideal der Vernunft klammerte sich der bis dahin geknechtete und gefolterte Wille, die ideale Forderung, die an diesem durch fortwährende Nötigung aus der Innenwelt unter Schmerz und Qualen hervorgeholten Etwas notwendig ein Interesse nahm. In ihrer höchsten Form genügte sich die ideale Forderung selbst, im Aufgeben des der Sinnenwelt entnommenen Stoffes, in der Idee der Freiheit also, erblickte sie ihre höchste Erfüllung. Erhabener konnte auch die Wirkung des Wiederkunftsgedankens nicht sein nach seinem Auftauchen beim großen Block am See von Silvaplana.

Nach Kant könnte ich nun sagen, daß ich mit dieser Begebenheit eine neue Reihe angefangen habe. Er würde freilich nie zugeben, dies durch ein der Erfahrung entnommenes Beispiel gezeigt zu haben. Nur die Modifikationen meines inneren Sinnes, welche selbst Erscheinungen sind, kann ich wahrnehmen. Nach dieser Wahrnehmung aber hat mich alles zum Hineingehen bestimmt, so daß als Bestimmungsgrund zum Nachhausegehen nur die Kausalität der Freiheit als Grenzbegriff übrigblieb. Nicht hygienische oder diätetische Vorschriften, an die ich in diesem Augenblicke wirklich nicht dachte, haben mich zurückgehalten, noch das Vergnügen an meiner Seelenstärke, der Versuchung widerstehen zu können, da mir die durch den Trunk bewirkte Stimmung ein viel größeres Vergnügen versprach. Nicht die Allgemeinheit der Maxime, nicht das Gebot „du sollst nicht saufen" bestimmte mich zu dieser Handlung, sondern das auf Grund der durch Erfahrung geläuterten und verfeinerten idealen Forderung mögliche Interesse der reinen Vernunft, als notwendige Voraussetzung, mich mit gänzlichem Vergessen des Individuums in eine intelligible Welt verlieren zu können. Begreiflich zu machen, wie diese Idee zur Triebfeder werden könne, ist gerade die Aufgabe, die Kant nicht lösen konnte. Nach Schopenhauer könnte ich sagen: ich bin mir selbst zum kontemplierten Objekt geworden. Wenn er sagt, daß den Heiligen sein Tun als solchen beurkundet, so kann meine durch unmittelbare Einsicht aufgestellte Behauptung nicht minder zulässig erscheinen, zumal auch die

ohne irgend einen subjektiven Zweck nach völliger Selbstüberwindung eingetretene erhabene Wirkung, die ich vorher nie gefühlt, für eine ihr homogene Ursache spricht.

Man hat aber ersehen, daß diese Begebenheit in dem vorhergegangenen Zustande, der meine ganze Vergangenheit, mein ganzes vereiteltes Streben sozusagen in nuce repräsentierte, ihre Wurzel hatte. Nur auf Grund dieses Zustandes rief die Idee der Freiheit eine solche Wirkung hervor.

Wenn ich in der nun begonnenen Reihe auch bald wieder „ganz dem Satze vom Grunde verfallen war", so hat jener Vorfall auf diese neue Reihe, wie eine ewige Lampe, doch stets sein mildes Licht geworfen, das mir immer wieder hinüberleuchtete in jenes herrliche, nicht jedem Sterblichen sichtbare Land. Unter diametral entgegengesetzten äußeren Umständen kann derselbe Charakter zum gleichen Ziele gelangen. Mit dieser Andeutung muß ich mich hier begnügen.

Dort — an den äußersten Grenzen — zeigt sich demjenigen, der klare Augen hat, zu sehen, und Sinn genug für seine reine Schönheit, ein lichter, wundervoller Stern, der ihn mit hohen Kräften anzieht. Heraus aus der Erscheinung wächst er in solchen Augenblicken und gleich dem mathematischen Pendel schwingt höher sein Ich in der Idee der Freiheit.

Woran aber hängt mein lebenslanges Elend — woran diese Augenblicke der Freiheit selbst? An einer Prise Schnupftabak.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Erwin Rosen
In der Fremdenlegion

Erinnerungen und Eindrücke

Brosch. 5 M., geb. 6 M., Halbfranz 7 M.

Neunte Auflage

■■■

Süddeutsche Monatshefte:

Seit langem hat uns kein Buch schon stofflich stärker gefesselt als Erwin Rosens Erinnerungen und Eindrücke „In der Fremdenlegion"; es ist ungeschminktes, wildes Leben in diesen Blättern, den spannendsten und eigenartigsten der jüngsten Memoirenliteratur.

Prof. Holzhausen in der „Frankfurter Zeitung":

Kein Leser des Werkes wird es in Abrede stellen, daß die Lektüre etwas wunderbar Faszinierendes hat wie der Blick der tropischen Schlange, etwas furchtbar Abstoßendes und doch wieder unheimlich Anziehendes . . . Wir wollen von dem hochinteressanten Buche nicht Abschied nehmen, ohne auf die prächtigen Soldatentypen hinzuweisen, die der Verfasser mit geschickter Hand in sein Buch hineingezeichnet hat.

Das Reich, Berlin:

Kein Pathos, keine sentimentale Stimmungsmache, kein sensationslüstern zurechtgeschraubtes Reklamemittel, sondern herbe, harte Wirklichkeit schaut einen hier aus starren, hohlen Augen an. Wer das Buch ohne Mitgefühl mit diesen weißen Arbeits-Sklaven aus der Hand legen kann, tut mir leid . . .

Wiesbadener Tagblatt:

Erwin Rosen hat in seinem Buche „In der Fremdenlegion" eine Arbeit geschaffen, die in der Bekenntnisliteratur unserer Tage einen allerersten Platz beanspruchen darf . . .

Staatsanzeiger f. Württemberg:

Man möchte wünschen, daß dieses Buch eine noch weitere Verbreitung fände und durch Vermittlung von Volks-, Orts- und Vereinsbibliotheken noch mehr in die breiten Massen des Volkes eindränge . . . Ja man darf wohl sagen, daß sich in dem Buch eine ungewöhnliche literarische Begabung kundgibt, und Kapitel, wie die von den Legionsmarotten, dem Legionswahnsinn, dem Desertionsfieber, sowie das Kapitel von der Flucht des Verfassers selbst sind Muster flotter, fesselnder Darstellung.

Memoirenbibliothek

Magiſter Laukhards Leben und Schickſale

Von ihm ſelbſt beſchrieben.

Deutſche und franzöſiſche Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

2 Bände, broſch. 11 M., geb. 13 M., in Halbfrz. 15 M.

Siebte Auflage

■■■

Julius Hart im „Tag“:

Wenn wir von Goethe, Schiller und Herder reden, von Kant und Fichte, ſo dürfen wir von Magiſter Laukhard nicht ſchweigen! Er müßte in Erz gegoſſen auf dem Sockel des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar zu den Füßen der Großen ſitzen ... Unmittelbarer, vollkommener und beſſer, als es Hunderte und Aberhunderte abſtrakte verallgemeinernde wiſſenſchaftliche Darſtellungen, Geſchichts-Philoſophien und Kulturgeſchichten vermöchten, führen uns die Ich-Bekenntniſſe eines Laukhard hinein in das Leben am Ausgang des 18. Jahrhunderts ...

Dr. Karl Storck im „Türmer“:

Vor allem aber gehört dieſe Selbſtbiographie zu den wertvollſten Büchern dieſer Art in unſerer geſamten Literatur ... **Als kulturgeſchichtliches Denkmal iſt das Buch von unſchätzbarem Wert.**

Nationalzeitung:

Ein Buch, das den eigenartigſten Erzeugniſſen der Memoiren-Literatur zugezählt werden darf. Laukhards Selbſtbiographie wird ihn um Jahrhunderte überleben. Es gibt Bücher wie Taten, die nun einmal zur Unſterblichkeit beſtimmt ſind.

Deutſche Tageszeitung:

So darf man alles in allem dieſes Buch als **ein ſehr wertvolles Quellenwerk für die Kultur-Geſchichte des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Es darf faſt als ein Unikum in der deutſchen Literaturgeſchichte gelten;** jedenfalls wird es für jeden ernſthaften Kulturhiſtoriker einen unvergänglichen Wert beanſpruchen.

Propyläen:

Laukhards Leben und Schickſale gehören unbedingt in die Literaturgeſchichte **als rückhaltloſes Bekenntnisbuch eines feſſelnden Menſchen.**

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg

Von

W. Weressájew

Broschiert 5 M., gebunden 6 M., in Halbfranz 7 M.

Achte Auflage

■■■

Frankfurter Zeitung:

Die Schande ist an den Tag gekommen. Das Buch enthält die denkbar vollständigste Sammlung von Beispielen raffinierter Unterschleife durch russische Beamte und Offiziere, unmenschlicher Gewalttaten russischer Soldaten gegenüber der wehrlosen chinesischen Bevölkerung, grenzenloser Inkompetenz aller militärischen Obrigkeiten, bestialischer Aeußerungen tief eingewurzelten Alkoholismus' usw.

St. Galler Blätter:

Ein wahrhaft ergreifender nationaletbischer Gehalt spricht sich in diesem Werke aus. Es ist eine Männerlektüre von herbster Eindringlichkeit: dieses gewaltige Buch von furchtbarer Schuld und furchtbaren Leiden. Man darf es sicher zu den bedeutsamsten Erscheinungen der neueren Geschichtsschreibung zählen.

Heimgarten:

Das Buch liest sich ähnlich wie Zolas „Zusammenbruch".

Deutsche medizinische Presse:

Wir empfehlen das Buch, das sich durch einen glänzenden Stil, Lebendigkeit der Darstellung, scharfe Beobachtungsgabe und gesunde Kritik auszeichnet, auf das angelegentlichste. Man sieht in ihm Rußland, wie es ist.

Pester Lloyd:

Weressájew liefert hier ein selten reichhaltiges und wertvolles Material zur Geschichte des modernen Rußland in allen Zweigen seines politischen, kulturellen, sozialen und sittlichen Lebens, so daß hier ein Kolossalgemälde aus dem öffentlichen Leben Rußlands von überwältigendem Realismus und beklemmend düsteren Farben geboten wird ... Mit unsäglichem Kummer über menschliche Verkommenheit legt man das Buch Weressájews aus der Hand.

Deutsche Romanzeitung:

Mit Entsetzen liest man diese Darstellung russischer Zustände. Sie treten mit so krasser Deutlichkeit vor unser Auge, daß ich das meine wenigstens während dieser Lektüre schaudernd schließen mußte und nur mit Mühe weiterzulesen vermochte. A. B.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Fürst Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Deutsche Ausgabe

Mit einem Vorwort von Georg Brandes

2 Bände; 44 Bg. mit 3 Porträts.

Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—.

6. Auflage.

„Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgeniew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges gibt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder . . .

. . . Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer groß und edel angelegten Natur entstand ein Buch mit Ewigkeitswerten . . ."

Felix Holländer in der „Nation".

„. . . Der Adel der Gesinnung, der aus den Memoiren spricht, ein Adel ohne jedes Pathos und ohne heroischen Aufputz, macht ihre Lektüre zum ungewöhnlichen Genuß, und wo die nüchterne Kritik nicht fehlt, auch zum außerordentlichen Gewinn. Niemand sollte es versäumen, diese geradezu klassisch geschriebenen Memoiren mit Andacht zu lesen."

Neue freie Presse.

„Daß er ein unermüdlicher Kämpfer für die Revolution, daß er ein bedeutender Gelehrter war und ist, wußten wir schon lange. Jetzt aber hat er uns bewiesen, daß er auch ein feinsinniger Künstler und ein edler, guter Mensch ist, ein Mensch voll Milde und Herzlichkeit. — — Vor uns ersteht die Sittengeschichte jener Zeit, wie sie packender, treffender und plastischer kein Geschichtsforscher und kein Romancier gezeichnet hat."

Prager Tagblatt.

„In der Memoirenliteratur kann das vorliegende Buch einen ganz hervorragenden Platz beanspruchen: denn der Verfasser hat wie kaum einer die Höhen und Tiefen des modernen Lebens, besonders in Rußland kennen gelernt.

. . . Das ganze russische Volk hat hier einen Darsteller ersten Ranges gefunden."

Kölnische Zeitung.

Ma 4.50

PT
2605
L4P5
1910

Clefeld, Ernst
Der philosophierende
Vagabund 2. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 02 12 010 6